

# Spee-Jahrbuch

Herausgegeben  
von der Arbeitsgemeinschaft  
der Friedrich-Spee-Gesellschaften  
Düsseldorf und Trier

**6. Jahrgang**

1999

spee

Redaktionsleitung  
Prof. Dr. Eckhard Grunewald, Johann-Justus-Weg 147 a,  
26127 Oldenburg

Mitglieder der Redaktion  
Bibliotheksdirektor Dr. Michael Embach, Trier; Ltd. Bibliotheksdirektor  
Prof. Dr. Gunther Franz, Trier; Studiendirektor i. R. Dr. Peter Keyser, Trier;  
Studiendirektor Hans Müskens, Ratingen;  
Dr. Theo G. M. van Oorschot, Mehren

Alle Rechte vorbehalten  
Edition Spee Verlag Trier  
© Paulinus Verlag GmbH, Trier

ISSN 0947-0735  
ISBN 3-87760-510-9

Vordere Umschlagseite: Unterschrift »Fridericus Spee sst (subscripsit)«  
in einem Brief an den Ordensgeneral 1617  
Hintere Umschlagseite: Goldenes Tugend-Buch,  
Teil II, Kap. 13, Frage 4  
(Erstdruck Köln 1649, S. 282 f.)

Bildnachweis  
Seite 29 Rheinisches Bildarchiv Köln;  
Seite 37 Landesmedienzentrum Rheinland-Pfalz;  
Seite 80 Stadtbibliothek Trier

Umschlaggestaltung: Wolfgang Heid  
Satz: SatzWeise, Föhren  
Herstellung: Paulinus-Druckerei GmbH, Trier

## Inhalt

<i>Heinz Finger</i> Beziehungen des Jesuitenordens zu den rheinischen Erzbischöfen zur Zeit Friedrich Spees	7
<i>Rainer Decker</i> Spee und Tanner aus der Sicht eines römischen Kardinal-Inquisitors	45
<i>Hermann Joseph Graf von Spee</i> Ein Distichon in Friedrich Spees Handschrift? (Mit einem Kommentar von Eckhard Grunewald)	53
<i>Theo G. M. van Oorschot</i> Einige Bemerkungen zu Adventsliedern Spees	59
<i>Guillaume van Gemert</i> Vondel und Spee. Zur geistigen Kohärenz barocker geistlicher Dichtung am Beispiel der Xaverius-Gedichte	81
<i>Sophia Doms</i> Gedanken zwischen Nacht und Tag. Ein Gefangener begegnet Friedrich Spee	119
<i>Bernhard Schmitt</i> Auswahlbibliographie der neuerschienenen Spee-Literatur (1994-1997)	123
Berichte	
<i>Hans Müskens</i> Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf im Jahr 1998/1999	144

<i>Peter Keyser</i> Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier in den Jahren 1998 und 1999	149
<i>Gunther Franz</i> Die Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften in den Jahren 1998 und 1999	153
<i>Anne Kierspel und Tino Schmitt</i> Hexenverfolgung und Gerichtspraxis. Tagung vom 25.–27. Februar 1999 in Wittlich	155
<i>Gunther Franz</i> Fünfter Friedrich-Spee-Förderpreis verliehen	167
<i>Christiane Berkensträter</i> »Gleich Sie das Flämlein spüret ...« Die Katholische Studenten- und Hochschulgemeinde Hannover auf den Spuren Friedrich Spees	171
<i>Horst Josef Becker</i> Eine neue Friedrich-Spee-Akademie	179
<i>Peter Keyser</i> Schülerwettbewerbe	180
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	184

HEINZ FINGER

## Beziehungen des Jesuitenordens zu den rheinischen Erzbischöfen zur Zeit Friedrich Spees

*Dem Andenken an Dr. Karl-Jürgen Miesen  
(17. Juni 1939 – 9. Februar 1997) gewidmet*

### Vorbemerkungen

So wenig wie ein Pastoraltheologe über den Menschen reden kann, ohne seine materiellen Lebensumstände zu beachten, so wenig kann sich ein Historiker mit einer Persönlichkeit der Vergangenheit beschäftigen, ohne deren sozialen Lebensrahmen zu erforschen. Die Ordenszugehörigkeit stellt natürlich für einen Priester und Seelsorger wie Friedrich Spee weit mehr dar als nur einen Faktor des gesellschaftlichen Umfeldes.

Darüber hinaus war zumindest im 16. und 17. Jahrhundert die Gesellschaft Jesu eine Gemeinschaft, die ihre Mitglieder weit intensiver prägte, als dies im gleichen Zeitraum viele der alten Orden taten. Schon der Eintritt in den Jesuitenorden war eigentlich ein Bekenntnis zu einer ganz spezifischen Spiritualität und zu einem in einer bestimmten Weise akzentuierten Kirchenverständnis innerhalb des nachtridentinischen Katholizismus.

Von daher bedarf es wohl keiner Rechtfertigung, wenn ein so allgemein klingendes Thema wie das hier behandelte im Rahmen spezifizierter Spee-Forschung behandelt wird. Wohl aber hat der Autor demjenigen zu danken, der ihn schon 1996 zu dieser Untersuchung aufgefordert hat, Dr. Miesen, zu dessen großen Interessen die Spee-Forschung ebenso wie die rheinische Kirchengeschichte gehört haben. Es ist ein großer Mangel dieses Beitrages, daß sein Inhalt vor der Drucklegung nicht mehr mit Karl-Jürgen Miesen diskutiert werden konnte, mit dem der Verfasser so viele und lebhaftes Gespräche über die Geschichte der katholischen Kirche im Rheinland geführt hat. Es

hat wohl wenige Persönlichkeiten wie ihn gegeben, die religiös motiviertes Engagement, rheinisches Regionalbewußtsein ohne provinzielle Enge und nüchternes historisches Urteil in so vollkommener Weise miteinander verbunden haben.

### Einleitung: Die Anfänge der Jesuiten am Rhein

Die älteste Niederlassung der Gesellschaft Jesu in Deutschland entstand bekanntlich in Köln, und zwar bereits im Mai 1544, also noch zu Lebzeiten des hl. Ignatius. Ebenfalls in Köln sollen auch – nach allgemeiner Ansicht – die Mitglieder der Societas Jesu zuerst Jesuiten genannt worden sein. Für das Selbstverständnis des rheinischen Katholizismus im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert hat die Anciennität des kölnischen Ordenshauses der Gesellschaft Jesu eine ebenso große Bedeutung gehabt wie die gerne behauptete Priorität des kölnischen, »selbstverständlich« noch zu Lebzeiten des hl. Franziskus gegründeten Minderbrüderkonvents vor anderen deutschen Minoritenhäusern, die freilich nicht ganz den Tatsachen entspricht. Das heilige Köln hat wirklich beiden Gemeinschaften und noch sehr vielen anderen kirchlichen Orden eine besonders bedeutsame Wirkungsstätte geboten; Mainz und Trier stehen ihm aber nur wenig nach.

Die rheinische Volksfrömmigkeit wurde wie die gesamtkirchliche zutiefst von den Jesuiten geprägt. Besonders bedeutende Ergebnisse jesuitischer Pastoralpraxis, wie die feierliche Erstkommunion am Weißen Sonntag und der Brauch der Maiandachten, haben die kirchlichen Sprengel von Köln, Mainz und Trier eher erreicht als viele andere Diözesen der Welt. Der »typische« rheinische Katholik, der bis vor etwa vierzig Jahren auch zahlreiche Speelieder auswendig konnte, war nicht zuletzt durch Volksmissionen so sehr jesuitisch geprägt, daß er die aus der Pastoral der Sozietät Jesu stammenden Elemente seines kirchlichen Lebens nicht von anderen, älteren Frömmigkeitsübungen unterschied.

Die tatsächlich erfolgreiche, ja großartige Entwicklung jesuitischen Apostolats im Rheinland mag im nachhinein ganz selbstverständlich erscheinen. Man könnte vom Ergebnis her sogar eine freilich auch hier

trügerische Bilanz vom zeitlichen (und damit vorzeitigen!) Wirken der *ecclesia triumphans* zeichnen. Wenn man die wirklichen Anfänge und die Frühgeschichte der Jesuiten im Rheinland betrachtet, erscheint an der späteren Entwicklung freilich nichts mehr selbstverständlich, sondern fast alles ganz unvorhersehbar. Die ersten hart erkämpften Erfolge der Gesellschaft Jesu im Rheinland müssen den Zeitgenossen höchst überraschend erschienen sein und sich fast als Wunder dargestellt haben.

Auch in Köln wurden die Jesuiten wie fast überall im katholischen Teil Westeuropas zunächst mit sehr geringer Begeisterung empfangen. Die erste jesuitische Gemeinschaft auf deutschem Boden wurde vom Kölner Rat jahrzehntelang nicht als Korporation anerkannt. Als solche war sie aufgrund eines Ratsbeschlusses von 1544 sogar illegal,<sup>1</sup> nur als Einzelpersonen durften die Mitglieder der Gesellschaft Jesu in der Stadt wirken. Wie anderenorts erschienen die Jesuiten nicht zuletzt der theologischen Fakultät einerseits und betont konservativen Kirchenkreisen andererseits äußerst verdächtig. Was man in diesen Kreisen solchen potentiellen Jugendverderbern am allerwenigsten gönnte, war eine eigene Schule als Rückhalt für ihren gefährlich neumodischen »Bildungskram«, der sich für viele wegen seiner Weltoffenheit selbst desavouierte.

Mit einer wichtigen Institution in Köln, mit der Kartause St. Barbara, konnten die Väter der Gesellschaft Jesu aber von Anfang an eng zusammenarbeiten.<sup>2</sup> Außerdem erhielten sie Hilfe vom Karmeliterprior Eberhard Billick (1499/1500–1557) und vor allem vom bedeutendsten Vorkämpfer des katholischen Glaubens in der niederrheinischen Metropole, von Johannes Gropper (1503–1559).<sup>3</sup> Wie schwie-

<sup>1</sup> Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens. 1542–1582. Hrsg. von Joseph Hansen. Bonn 1899 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 14), S. 24 (Nr. 15).

<sup>2</sup> Franz Bosbach: Die katholische Reform in der Stadt Köln. In: Römische Quartalschrift 84 (1989), S. 120–159, hier S. 32. – Josef Greven: Die Kölner Kartause und die Anfänge der Katholischen Reform in Deutschland. Münster 1935 (Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung 6). – James Hoog: Die Kartause, Köln und Europa. Gelehrte Kartäuser zwischen Reform, Reformation und Gegenreformation. In: Die Kölner Kartause um 1500. Aufsatzband. Köln 1991, S. 169–191.

<sup>3</sup> Walter Lipgens: Kardinal Johannes Gropper 1503–1559 und die Anfänge der katho-

rig auch immer die Anfänge des neuen Ordens in Köln gewesen sind, 1556/57 bekam er – übrigens nur mit Hilfe eines Tricks – die Bursa Tricoronata, eine der drei Säulen der Kölner Artistenfakultät, in seine Hand.

Die Kölner Erzbischöfe hatten an der Gründung der Jesuitenniederlassung in der Stadt kein Verdienst. Dies bedarf im Falle Hermanns von Wied keiner Begründung, aber auch dessen katholische Nachfolger hatten zunächst wenig mit der Gesellschaft Jesu im Sinn. Dies änderte sich erst unter Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg (1577–1583), der sich bis zu seinem offiziellen Übertritt zur evangelischen Lehre, also auch nach seinem inneren Entschluß zum Glaubenswechsel, als Freund und Beschützer der Jesuiten geradezu aufspielte. Wahrscheinlich ist dies ebenso zu beurteilen wie die gewiß übertriebene Härte, mit der er gegen protestantische Tendenzen im Stift Kaiserswerth vorging.

Wie die Verhältnisse im Kölner Sprengel anfangs lagen, beweisen besonders die Vorgänge um die offizielle Anerkennung der Jesuitenniederlassung als Kolleg. Bereits 1570 konnte der Orden zwei diesbezügliche päpstliche Breven erwirken. Doch hielt der Kölner Jesuitenrektor Leonhard Kessel sie noch vier Jahre zurück und bat dann erst den Kölner Erzbischof um die offizielle Gründung, zu der die Breven ermächtigten und aufforderten. Pater Kessel wird Gründe gehabt haben, mit dem päpstlichen Gunsterweis nicht zu sehr beim Ordinarius loci – damals Salentin von Isenburg (1567–1577) – aufzutrumphen.

1577 kam es in der Kölner Universität zu einer Studienreform an der Artistenfakultät,<sup>4</sup> von der die Jesuiten sehr profitierten und die ihrer Bibliothek ein Drittel des Bücherfundus der Fakultät einbrachte.<sup>5</sup> Diese Reform, die bis ins 18. Jahrhundert Gültigkeit behielt und die frühneuzeitliche, im Zuge der Konfessionalisierung betont katho-

lischen Reform in Deutschland. Münster 1951 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 75), besonders S. 184–186. – Alois Postina: Der Karmelit Eberhard Billick. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 1901 (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes II, Bd. 2 u. 3). – Peter Fabisch: Eberhard Billick OCarm (1499/1500–1557). In: Katholische Theologen der Reformationszeit. Bd. 5. Münster 1988, S. 97–116.

<sup>4</sup> Erich Meuthen: Die Alte Universität Köln. Köln 1988 (Kölner Universitätsgeschichte I), S. 98 ff.

<sup>5</sup> Jürgen Stohlmann: Die Kölner Professoren und ihre Bibliothek. In: Die Kölner Uni-

lische Universität Köln erst recht eigentlich gründete, verdankte der apostolischen Nuntiatur viel und dem erzbischöflichen Ordinariat nichts.

Ganz anders als in Köln lagen die Verhältnisse in den beiden anderen rheinischen Erzbischofssitzen, in Mainz und in Trier. Der erste Jesuit, der die Stadt Mainz betrat – es war derselbe wie in Köln, nämlich der seit dem 19. Jahrhundert als Seliger verehrte Petrus Faber (1506–1546) – tat dies 1542 oder 1543 auf ausdrückliche Einladung Erzbischof Kardinal Albrechts von Brandenburg (1515–1545). 1568 wurde das Mainzer Jesuitenkolleg bei seiner Gründung vom Mainzer Erzbischof Daniel Brendel von Homburg (1555–1582) mit den erforderlichen Subsistenzmitteln ausgestattet. In Trier berief 1560 Erzbischof Johann von der Leyen (1556–1567) die Jesuiten. Schon im selben Jahr kam es zur fast offiziellen Kolleggründung. Der Schulbetrieb wurde 1561 eröffnet. Erzbischof Johanns Nachfolger, Jakob von Eltz (1567–1581), sorgte 1570 für die materielle Absicherung.

In den Jahrzehnten, die bis zum Eintritt Friedrich Spees in den Orden folgten, hat sich einiges im Verhältnis des Jesuitenordens zu den rheinischen Metropolitanebenen geändert. Die in Köln seit 1583 zur Macht gelangenden wittelsbachischen Kurerzbischöfe waren aufs Ganze gesehen jesuitenfreundlich, freilich gab es auch hier Zeiten eher abgekühlter Gunst und Förderung. In Mainz und Trier aber erlitt die erste Begeisterung der Erzbischöfe über ihre neuen Helfer eine gewisse Abschwächung.

Nachdem die Voraussetzungen kurz geschildert wurden, soll nun das Thema konkreter formuliert werden. Die »Zeit Friedrich Spees« soll grundsätzlich als seine Lebenszeit verstanden werden. Das für den Jesuiten Spee als Rahmenbedingung des Wirkens wichtige Verhältnis seines Ordens zu den rheinischen Kurerzbischöfen war schließlich nicht zum Zeitpunkt seines Eintritts in die Gesellschaft Jesu einem dramatischen Wandel unterworfen. Daher sollen alle rheinischen Erzbischöfe behandelt werden, deren Pontifikate in die 45 Jahre vom Vorjahr von Spees Geburt bis zu seinem Todesjahr fallen. Das Thema bezieht sich also auf den Zeitraum von 1590 bis 1635. Natürlich sind

versität im Mittelalter. Hrsg. von Albert Zimmermann. Berlin, New York 1989 (Miscellanea mediaevalia 20), S. 433–466, hier S. 465 f.

dennoch die jeweiligen Erzbischöfe mit ihrer gesamten Amtszeit zu behandeln. Die Jahre von 1590 bis 1635 können daneben auch allgemeiner als eine Unterepoche der rheinischen Kirchengeschichte aufgefaßt werden. Es waren die Jahrzehnte, in denen die Konfessionalisierung im Rheinland zu einem gewissen Abschluß kam. Die Bekenntnisbildung war »nicht mehr länger im Fluß«. Änderungen in der Konfession der Gläubigen waren schon in voller sittlicher Verantwortung zu treffende, existentielle Entscheidungen. Sie waren also seit 1590 zunehmend echte Konfessionen und nicht mehr wie häufig in den Jahrzehnten zuvor Akzentverschiebungen im Leben noch suchender Menschen, die noch keine religiöse Heimat gefunden hatten. Für den politischen Hintergrund der Kirchengeschichte stellt der hier behandelte Zeitraum die Epoche stärkster spanischer Dominanz im Rheinland dar. 1635 beginnt Frankreich, das in diesem Jahre erst Spanien, dann auch dem Kaiser den Krieg erklärt, erneut seinen Anspruch auf dauerhaften Einfluß anzumelden, den es in den hier behandelten 45 Jahren nur einmal 1609/10 im Rheinland ausgeübt hatte.

### I. Die »Germaniker« im rheinischen Episkopat

Von den insgesamt zwischen 1590 und 1635 im Rheinland amtierenden zehn Erzbischöfen waren genau die Hälfte, also fünf, ehemalige Alumnen oder wenigstens Besucher des römischen Collegium Germanicum et Hungaricum. Dabei waren vier von diesen Erzbischöfe von Mainz, nämlich Johann Adam von Bicken (1601–1604)<sup>6</sup>, Johann Schweikard von Kronberg (1604–1626)<sup>7</sup>, Georg Friedrich Greiffenclau von Vollrads (1627–1629)<sup>8</sup> und Anselm Casimir Wambolt von Umstadt (1630–1647)<sup>9</sup>. Von denen hatte Georg Friedrich Greiffen-

<sup>6</sup> Anton Philipp Brück: Johann Adam von Bicken. Erzbischof und Kurfürst von Mainz 1601–1604. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 23 (1971), S. 147–188.

<sup>7</sup> Jean-Baptiste Alisky: Johann Schweikard von Kronenberg. Ein Bischof der Katholischen Restauration. In: Jahrbuch für das Bistum Mainz 1 (1946), S. 103–113.

<sup>8</sup> Ferdinand Wilhelm Sender: Georg Friedrich Greiffenclau von Vollrads 1573–1629. Ein Prälat aus der mittelrheinischen Ritterschaft. Mainz 1977 (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 30).

<sup>9</sup> Hans Burkard: Kurfürst Anselm Casimir von Mainz und seine Politik bis zum Re-



Georg Friedrich Greiffenclau von Vollrads (1573–1629), Erzbischof von Mainz ab 1627 – zeitgenössischer Kupferstich

clau von Vollrads allerdings das Germanicum bereits nach wenigen Monaten grundlos verlassen, was dem jungen Mann einigen Ärger einbrachte. Von den drei übrigen »Römern« unter den Mainzer Erzbischöfen war Johann Adam von Bicken nur Besucher am Germanicum gewesen, während Schweikard von Kronberg 1574 bis 1576 und Wambolt von Umstadt 1596 bis 1597 dort als reguläre Alumnen studiert hatten. Köln und Trier mußten in jener Zeit noch – mit der Ausnahme des Kölner Metropoliten Ferdinand von Bayern – auf Oberhirten aus der römischen »Kaderschmiede« verzichten. Dafür gab es allerdings dort je zwei »Germaniker« als Weihbischöfe. Solche hielten die selbst in Rom ausgebildeten Mainzer Erzbischöfe offensichtlich für eher entbehrlich. Sie hatten nur einen »Germaniker«, Cornelius Gobelius, und der ist in unserem rheinischen Zusammenhang als Weihbischof in partibus Thuringiae ohne Bedeutung, zudem seine gesamte Amtszeit (1610/11) nur ein halbes Jahr dauerte. Die »Römer« in Trier waren der berühmt-berüchtigte Hexenjäger Weihbischof Peter Binsfeld (1580–1598)<sup>10</sup> und Weihbischof Gregor Helfenstein (1599–1632)<sup>11</sup>. In Köln sind Gereon Otto von Gutmann zu Sobernheim (1616–1638)<sup>12</sup> und der große Feind der *Cautio Criminalis*, Johannes Pelcking (1619–1642)<sup>13</sup>, zu nennen, der gleichzeitig Weihbischof in mehreren anderen nordwestdeutschen Diözesen war.

Von den fünf erzbischöflichen »Germanikern« sind drei entschiedene Förderer der Hexenprozesse gewesen, und zwar allen voran Ferdi-

gensburger Kurfürstentag 1630. Teil 1: Wahl und Politik bis zum Mergentheimer Ligatag. Phil. Diss. [masch.] Würzburg 1922. – Zu den Beziehungen dieses Mainzer Erzbischofs zu den Jesuiten vgl. besonders: G. Hansen: Briefe des Jesuitenpaters Nithard Biber an den Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz, geschrieben auf seiner Romreise. In: *Archivalische Zeitschrift* 9 (1901), S. 132–175.

<sup>10</sup> Stephan Ehse: Der Trierer Weihbischof Petrus Binsfeld als Zögling im Germanicum zu Rom. In: *Pastor Bonus* 20 (1907/08), S. 261–264. – Hansgeorg Molitor: *Kirchliche Reformversuche der Kurfürsten und Erzbischöfe von Trier im Zeitalter der Gegenreformation*. Wiesbaden 1967, S. 84–88.

<sup>11</sup> Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648. Hrsg. von Erwin Gatz. Berlin 1996, S. 280.

<sup>12</sup> August Franzen: *Der Wiederaufbau des kirchlichen Lebens im Erzbistum Köln unter Ferdinand von Bayern, Erzbischof von Köln, 1612–1650*. Münster 1941 (*Reformationsgeschichtliche Studien und Texte* 69/71), S. 347–354.

<sup>13</sup> Adalbert Andreas Beckmann: *Johannes Pelcking 1573–1642. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation*. Würzburg 1935.

nand von Bayern (1612–1650) in Köln, aber auch die Mainzer Erzbischöfe Johann Adam von Bicken und Johann Schweikard von Kronberg haben schreckliche Formen hysterischer Hexenjagd eindeutig begünstigt; von den fünf »Nicht-Germanikern« können im selben Zusammenhang zwei genannt werden, nämlich der Mainzer Erzbischof Wolfgang von Dalberg (1582–1601)<sup>14</sup> und der Trierer Erzbischof Johann von Schönberg (1582–1599)<sup>15</sup>. Natürlich kann man daraus keine allgemeinen Schlüsse ziehen, zumal das Verhältnis 3 zu 2 keinen eindeutigen »Trend« erkennen läßt, aber es ist gewiß notwendig, auf unverzichtbare Vorüberlegungen hinzuweisen, die einer Untersuchung des Zusammenhangs zwischen der Persönlichkeit von Hexenverfolgern und ihrem jeweiligen Curriculum vorausgehen haben. Dazu gehört die Feststellung, daß Italien und Spanien keine Gebiete intensiver Hexenverfolgung waren, wie u. a. schon Spee selbst in der *Cautio Criminalis* (15. Kapitel) bezeugte. Außerdem war die römische Inquisition speziell in der die Zauberei betreffenden Prozeßordnung sehr zurückhaltend.<sup>16</sup>

Man wird dennoch bei einer Bewertung der Persönlichkeit Erzbischof Ferdinands von Köln, eines der größten Hexenverfolger, dessen freilich nur episodisch kurze Ausbildung am Collegium Germanicum nicht a priori aus der Betrachtung ausschließen können. Ob und wie dort seine Persönlichkeit geprägt wurde, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß er dort unmöglich auf unmittelbare Weise auf Hexenverfolgung vorbereitet worden sein kann. Allenfalls könnte hier – theoretisch – ein Grundzug in seiner Denkstruktur begründet oder verstärkt worden sein, der eine spätere Entwicklung zum Hexenverfolger indirekt begünstigte. In unserem Zusammenhang stellt sich nun die allgemeinere Frage, inwieweit hat eine jesuitisch bestimmte Ausbildung, vornehmlich die am Germanicum, überhaupt die Persönlich-

<sup>14</sup> Franz Xaver Remling: *Geschichte der Bischöfe zu Speyer*. Bd. 2. Mainz 1854 (Neudruck: Pirmasens 1975), S. 833. – Friedhelm Jürgensmeier: *Das Bistum Mainz*. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1989 (*Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte* 2), S. 205–207.

<sup>15</sup> Molitor (wie Anm. 10), S. 27–31.

<sup>16</sup> Rainer Decker: *Die Cautio Criminalis und die Hexenprozeß-Ordnung der römischen Inquisition im Vergleich*. In: *Spee-Jahrbuch* 3 (1996), S. 89–100.

keit rheinischer Bischöfe unseres Zeitraums in spezieller Weise prägen können.

Um den Einfluß der Jesuiten auf den rheinischen Episkopat abschätzen zu können, ist es in jedem Fall notwendig, zwischen den Bischöfen (hier Metropolitane) und ihren Weihbischöfen zu unterscheiden. Bis etwa 1590 hatten die meisten rheinischen Erzbischöfe (wie die anderen Fürstbischöfe im Heiligen Römischen Reich) praktisch all ihre Pflichten der Katechese und Paränese ihren Weihbischöfen, ihren Priestern und oft sogar den Ordensgemeinschaften überlassen. Fast ausschließlich an ihre Auxiliarbischöfe delegiert waren die besonderen bischöflich-sakralen Funktionen, also vor allem der den Bischöfen vorbehaltene Teil der Sakramentenspendung und daneben reservierte Benediktionen. Das Pontificale war für die rheinischen Metropolitane damals ein liturgisches Buch, für das sie keine persönliche Verwendung hatten. Die *potestas ordinis* (Weihegewalt) und die *potestas iurisdictionis* (Hirtengewalt) waren praktisch (gegen das unumstößliche Ideal) getrennt, und zwar so, daß die erstere den Auxiliarbischöfen, die zweite den Ordinarien zukam.

Dies hatte sich zwar um 1590, also zu Beginn des hier behandelten Zeitraums, geändert, aber keineswegs vollständig. Noch immer waren die Auxiliarbischöfe nichts weniger als *proepiscopi*, also wirkliche Vertreter der Ortsbischöfe. Diejenigen unter ihnen, die nicht gleichzeitig Generalvikar waren, sind nichts anderes gewesen, als ihre deutsche (nicht eigentlich kirchenamtliche) Bezeichnung »Weihbischöfe« besagte. Sie hatten nichts, aber auch gar nichts zu entscheiden, sondern ihre Aufgabe waren Priester- und Diakonen-, Kirchen- und Altarweihe und nicht zuletzt ausgedehnte Firmreisen. Unter Erzbischof Ferdinand von Köln, der selbst nicht einmal die Diakonatsweihe empfangen hatte, waren die Verhältnisse natürlich besonders krass und in dieser Hinsicht wenigstens kaum von denen des Spätmittelalters und der Reformationszeit zu unterscheiden.

Lange hatte auch ein sehr beträchtlicher Unterschied in der durchschnittlichen sozialen Herkunft der Bischöfe und der Weihbischöfe bestanden. Dieser war auch in der Zeit von 1590 bis 1635 noch nicht verschwunden, aber er war im Abklingen. Nicht verändert hatte sich die soziale Herkunft der rheinischen Erzbischöfe. Der Kölner Erzbischof entstammte stets dem Hochadel (von 1583 bis 1761, also auch

zu Spees Zeiten, bekanntlich dem Haus Wittelsbach). Die Erzbischöfe von Mainz und Trier kamen in der Regel nicht aus dem eigentlichen Hochadel, sondern aus den angesehensten Familien des ritterschaftlichen, meist reichsunmittelbaren Adels.

Die Weihbischöfe aller drei Metropolitansitze stammten in der Zeit Spees ganz überwiegend nicht aus dem Adel. Die Tatsache, daß einzelne Adelige darunter waren, ließ damals in Mainz und Trier den grundsätzlichen Unterschied der sozialen Herkunft verblassen. Nichtadelige Herkunft der Weihbischöfe bedeutet 1590 bis 1635 nun aber nicht, daß es sich meist um die Söhne kleiner Bauern oder ärmerer Handwerker gehandelt hätte. Andererseits waren die Weihbischöfe keineswegs von besonders reicher Abkunft. Typisch für ihren sozialen Hintergrund war wohl am ehesten eine als »sehr ehrbar« eingestufte Familie letztlich großbäuerlicher Herkunft oder aus dem betuchten Handwerk, die sich bereits durch zahlreiche Priesterberufe ausgezeichnet hatte. Recht häufig waren Onkel oder Großonkel von Weihbischöfen nicht nur Priester gewesen, sondern sie hatten auch kirchliche Karriere gemacht. Dabei ist fast ausschließlich an eine Karriere von Weltgeistlichen zu denken. Eine generell besondere Nähe dieser Familien zum Jesuitenorden ist nicht festzustellen. Ganz im Gegenteil, die Väter der Gesellschaft Jesu haben ihre Einflußnahme eher auf adelige Gruppen konzentriert und dabei verständlicherweise auf Familien, deren Kirchentreue eher zweifelhaft war und die man der Kirche erhalten wollte.

Selbstverständlich hat die soziale Herkunft der Weihbischöfe auch deren wissenschaftliches Curriculum mitbestimmt. Wenn in unserem Zeitraum fünf Erzbischöfe und vier Weihbischöfe des Rheinlandes »Germaniker« waren, so muß man berücksichtigen, daß die Gesamtzahl der Erzbischöfe von 1590 bis 1635 zehn, die Gesamtzahl der Weihbischöfe 12 betrug. (Dabei sind für Mainz nur die Weihbischöfe *in partibus Rheni* mitgerechnet.) Von diesen vier »Germanikern« entstammten zwei dem Adel, hatten also eine für Weihbischöfe eher unübliche soziale Herkunft. Im sog. Normalfall hatten Weihbischöfe eine »preisgünstigere«, darum keineswegs schlechtere Ausbildung als ihre Ordinarien, d. h., sie studierten häufiger an rheinischen Universitäten, wo sie dann relativ schnell »hochwertige« Examina ablegten. Ihre Erzbischöfe studierten in Frankreich, Lothringen und Italien, sie

erwarben aufgrund ihres Lebensstils (nicht etwa aufgrund der anderen Universitäten!) eher weltmännische Bildung als theologisch-wissenschaftliche Kenntnisse. Die Erzbischöfe und ihre Weihbischöfe stellten somit unabhängig von ihrer verschiedenen Amtsbefugnis auch einen ganz unterschiedlichen Klerikertyp dar. Ganz gewiß standen die Erzbischöfe schon sozusagen typologisch dem jesuitischen Bildungsideal näher als die Weihbischöfe mit ihrer soliden wissenschaftlichen, aber in vieler Hinsicht noch mittelalterlichen Ausbildung. Bei denjenigen Weihbischöfen, die das Collegium Germanicum besucht hatten, galt diese Grobeinordnung allerdings nicht. Diese waren wahrscheinlich stärker von jesuitischer Frömmigkeit und jesuitischem Kirchenverständnis geprägt als ihre Ordinarien.

Abschließend muß bei einer Bewertung der bischöflichen »Germaniker« in unserem Zusammenhang die Stellung und Funktion des Collegium Germanicum bedacht werden.<sup>17</sup> Wie alle Collegia Romana war (und ist) auch das Germanicum ein päpstliches Kolleg und kein Ordenskolleg. Dennoch war natürlich der Einfluß der Jesuiten, die das Lehrpersonal stellten, beträchtlich. Außerdem war das Collegium ursprünglich vom hl. Ignatius gegründet worden. Papst Gregor XIII. hat das Collegium Germanicum reich dotiert und 1580 mit dem 1578 gegründeten Collegium Hungaricum vereinigt. Trotz seines (relativen) Reichtums besaß die berühmte römische »Kaderschmiede« einen gewaltigen Nachteil für die Auswahl geeigneter Alumnen, der sich aus der Aufbringung der Studienkosten ergab. Das Studium mußte nämlich in aller Regel von demjenigen bezahlt werden, der den Studenten nach Rom schickte, also meist von den Bischöfen oder deren Domkapiteln. Die adeligen Kapitel zahlten aber am liebsten für ihre vornehmen Standesgenossen, ihre Präbendare, am allerliebsten für die Neffen ihrer Kapitelmitglieder.

Dies bedeutet, die Auswahl der Alumnen geschah weder nach eigentlich kirchlichen noch gar nach speziellen jesuitischen Kriterien. Die Jesuitenprofessoren am deutschen Kollegium bekamen so aus dem Rheinland wie aus den anderen deutschsprachigen Regionen we-

<sup>17</sup> Zum Collegium Germanicum trotz aller neueren Literatur immer noch grundlegend: Andreas Steinhuber: Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom. Bd. 1.2. Freiburg i. Br. 1895.

der die frömmsten Studenten, noch die, die für eine besondere, eben die jesuitische Form der Devotion in eigentümlicher Weise disponiert waren. Viel wahrscheinlicher ist, daß gerade diejenigen Germaniker, die aufgrund ihres Standes für die Erlangung von erzbischöflichen Stühlen prädestiniert waren, genau die gewesen sind, die aufgrund besonderen sozialen Selbstwertgefühls, vielleicht auch Dünkels, am wenigsten im streng jesuitischen Sinne zu beeinflussen waren.

## II. Der politische Rahmen für den Einfluß der Jesuiten auf die Kurerzbischöfe

Während des gesamten Zeitraums von 1590 bis 1635 war kein politischer Einfluß – auch nicht der von Kaiser und Reich – auf die geistlichen Territorien am Rhein so stark wie der Spaniens.<sup>18</sup> In den drei erzbischöflichen Kurfürstentümern war er allgegenwärtig. Dabei wurde er von allen drei Kirchenfürsten zwar gelegentlich als notwendig, aber selten, fast nie als unproblematisch empfunden. Ohne Spanien gab es keine wirkliche Garantie des katholischen Besitzstandes, mit Spanien keine rechte Bewegungsfreiheit für die Ambitionen der Kurerzbischöfe.

Der Einfluß der »monarchia Hispanica« (so der zeitgenössische Begriff, der den Sachverhalt besser trifft als die irreführende, fast nationale Bezeichnung »Spanien«) hatte von 1599 bis 1633, also während 34 von den insgesamt 45 Jahren, ein doppeltes Gesicht. In diesen 34 Jahren gab es neben dem des katholischen Königs im fernen Spanien einen ebenfalls wichtigen und dabei räumlich näheren Einfluß der in Brüssel regierenden Infantin Isabella Clara Eugenia (1566–1633), der älteren der beiden Töchter König Philipps II.<sup>19</sup> Im März 1598 hatte Philipp II. ihr und Erzherzog Albert (1559–1621), ihrem künftigen Ehemann, zu gemeinsamem, formal souveränen Besitz die Niederlan-

<sup>18</sup> Jürgen Kessel: Spanien und die geistlichen Kurstaaten am Rhein während der Regierungszeit der Infantin Isabella (1621–1633). Frankfurt a. M. 1979.

<sup>19</sup> Einen sehr guten und ausführlichen Überblick über Persönlichkeit und Lebensgeschichte der Infantin gibt Jules Mersch: L'Infante Isabelle 1566–1633. Princesse souveraine des Pays-Bas, Duchesse de Luxembourg. In: Biographie nationale du pays de Luxembourg 14 (1966), S. 389–541.

de und die Freigrafschaft Burgund abgetreten. Nach seiner Heirat übernahm das Herrscherpaar im Herbst 1599 die Regierung der spanischen Niederlande, die es bis zum Tod Alberts im Juli 1621 ausübte. Von da an regierte Isabella allein, freilich nicht mehr als souveräne Fürstin, sondern als Statthalterin ihres Neffen, König Philipp IV.

In der ganzen Zeit von 1598 bis 1633, auch während der »souveränen Zeit« der südlichen Niederlande vor 1621, waren die unmittelbare spanische Einflußnahme und die über Brüssel gelenkte letztlich stärker als die, die selbständig von Brüssel ausging. Letztere war aber niemals, auch nicht nach 1621, eine *quantité négligeable*. Dies lag vor allem in der Persönlichkeit der Infantin Isabella begründet, die an Stärke die ihres – keineswegs unbedeutenden – Ehemannes übertraf. Während zwischen Isabella und Albert, gemeinsam »die Erzherzöge« genannt,<sup>20</sup> ein unbedingtes Vertrauensverhältnis herrschte, war das Verhältnis der Infantin zu ihrem Bruder Philipp III. und ihrem Neffen Philipp IV. nicht ohne gelegentliche Spannungen. Die Infantin wußte stets die Eigenständigkeit ihres politischen Urteils gegenüber der spanischen Zentrale durchzusetzen, doch war sie institutionell in ihrer nur scheinbar souveränen Herrschaft vielfältig von unmittelbar königlichen Beamten in Brüssel eingeengt, ja oft behindert. Ihr eigener Wille war nicht ohne Bedeutung, aber so selbständig ihr Urteil war, ihr politisches Handeln konnte es nicht sein, ganz einfach, weil Brüssel auf die militärische Hilfe aus Madrid existentiell angewiesen war.

Das Verhältnis zu den rheinische Kurerzbischöfen stellte sich für Brüssel und Madrid verschieden dar. Für den katholischen König waren die geistlichen Kurfürstentümer faktisch ferne Protektoratsstaaten, für Brüssel waren sie schwächere Nachbarn. Spanien handelte ihnen gegenüber bei aller Betonung katholischer Solidarität machtpolitisch motiviert. Von Brüssel aus blickte man gelegentlich mit echter Teilnahme auf die meist desolaten Verhältnisse in den rheinischen Erzstiftern. Dies galt sogar für den religiösen Bereich. Isabella und Albert machten aus den spanischen Niederlanden ein Musterland der Gegenreformation. Die rheinischen Erzbischöfe waren von einem solchen Ziel meilenweit entfernt.

<sup>20</sup> Diese Benennung erfolgte wohl nach dem Vorbild der spanischen Bezeichnung »los reyes« für »Königspaar«.

Überhaupt konnte nur der Trierer Kurstaat als wirklich geschlossen katholisch bezeichnet werden, nicht aber Kurköln und noch weniger gar Kurmainz. Ähnliche Unterschiede gab es im innerkirchlichen Bereich. In den südlichen Niederlanden gab es klare, deutliche und erfolgreiche Seelsorgekonzepte, die auf eine religiöse Durchdringung und sittliche Disziplinierung gerade auch der Unterschichten hinarbeiteten. Diese wirkten um so stärker, als Isabella ein »Herz für die Armen« hatte und in ihrem Machtbereich wenigstens in Ansätzen Katechese und Caritas eine Verbindung eingingen. Dabei war die Caritas keineswegs von einer konfessionalistischen Verkündigung instrumentalisiert worden, zumindest im Denken der Infantin bildeten beide eine wirkliche und lebendige Einheit. In den rheinischen Erzbistümern blieben ähnliche Vorsätze viel häufiger in der Planungsphase stecken. Kompetenzgerangel und Schlamperei waren dort im höheren Klerus nicht nur verbreitet, sondern mehr als in Brabant und Flandern auch in altehrwürdigen Formen habitualisiert.

Für die Brüsseler Politik gegenüber den rheinischen Kurerzbistümern bedeutete all dies, man mußte sie in ihrer religiösen Situation und indirekt auch in ihrer Machtposition stärken, damit nicht die rekatholisierten Niederlande von deren Territorien aus in einer Weise beeinflußt wurden, die vom gegenreformatorischen Standpunkt aus rein negativ zu bewerten war. Protestantische Ämter in Kurköln (wie z. B. Rheinberg) gefährdeten das spanische Gelderland. So hatte die Brüsseler Politik gegenüber den geistlichen Kurfürsten nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar religiöse Motive.

Ein wichtiges Element der politischen Hegemonie Spaniens in den Kurerzbistümern stellten die spanisch-niederländischen Enklaven dar. Es gab solche Enklaven von zweierlei Art. Einmal existierten rechtlich abgesicherte kleine Gebiete im Rheinland, die seit alters zu niederländischen Provinzen gehörten (z. B. Kerpen-Lommersum als unbestreitbares Annex von Brabant und Hürth als wenig zweifelhaftes Zubehör von Valkenburg). Spanien hatte darüber hinaus aber auch auf fremdem Staatsboden Festungen besetzt oder errichtet, und zwar überwiegend im Einvernehmen mit den legalen Besitzern und zum Schutz gegen vorangegangene nordniederländische (»staatische«) Übergriffe. Weltpolitisch betrachtet, war eine möglichst auch militärisch gesicherte Dominanz über die geistlichen Kurfürstentümer für Spanien unver-

zichtbar, nämlich zur Deckung des »Camino del Imperio«, der strategischen Verbindungslinie zwischen dem spanischen Mailand und Brüssel.<sup>21</sup>

1622, also in dem Jahr, in dem Friedrich Spee nach Studien und Schuldiensten längs des Rheins in Köln, Speyer und Worms in Mainz zum Priester geweiht wurde, schrieb der Diplomat Alvaro de Losada in einem Brief an den im Umfeld von Mainz operierenden spanischen Heerführer Gonzalo de Córdoba folgenden Satz: »Ihre Majestät [d. h. der König von Spanien] muß den Rheingraben bis herauf nach Brüssel beherrschen, ohne sich um ein Territorium zu kümmern, das nicht Spanien oder den Erzbischöfen gehört.«<sup>22</sup>

1626, in dem Jahr, in dem Spee von seinem Kölner Provinzial zur Ableistung des Tertiats nach Speyer geschickt wurde, begann Spanien einen wirtschaftspolitisch wie strategisch wichtigen Kanal vom Rhein zur Maas, von Rheinberg nach Venlo, zu bauen.<sup>23</sup> Die Tatsache, daß dieser nie vollendete Wasserweg teilweise durch Kurköln führte, veranlaßte die Infantin Isabella selbstverständlich zu Verhandlungen mit Erzbischof Ferdinand.<sup>24</sup> Genauso selbstverständlich war es aber für die Brüsseler Statthalterin, daß die Verweigerung der erzbischöflichen Zustimmung sie nicht davon abhielt, energisch mit den Baumaßnahmen zu beginnen.<sup>25</sup> Der Kölner Erzbischof hatte viele Gründe, gegen den Kanalbau zu eifern, politische wie wirtschaftliche, ein aber wohl nur vorgetäushtes Argument war damals seine (für heutige Men-

schen mit Recht ernsthaftere) Angst vor einer Umweltkatastrophe. Daß der Kanal schließlich nicht fertig wurde, lag gewiß nicht an seinen anfänglichen Protesten und seiner späteren Obstruktion. Erzbischof Ferdinand war für die Infantin kein politisch gleichberechtigter Partner. Darüber hinaus scheint sie auch von der Persönlichkeit des Kirchenfürsten wenig beeindruckt gewesen zu sein, auch wenn sie es formal nie an der gebotenen Hochachtung fehlen ließ.

Isabella Clara kannte sich mit hohen Prälaten ohne Bischofs- und Priesterweihe sehr gut aus, sie war schließlich zweiunzwanzig Jahre mit einem resignierten Kardinal verheiratet gewesen. Wahrscheinlich hat die tiefgläubige Infantin auch gemeint, der Kölner Kirchenfürst Ferdinand von Bayern sei mehr ein Frömmeler als eine religiöse Persönlichkeit. Bei seiner Erwähnung in ihrer Korrespondenz mit Dritten entsteht jedenfalls der Eindruck, eine solche Interpretation sei nicht allzu gewagt.

Es war ein Unglück für die Gesellschaft Jesu, daß die Brüsseler Infantin ihr nicht in dem Maße gewogen war wie Erzbischof Ferdinand. Zwar hat Isabella die Jesuiten in den Niederlanden sehr gefördert, aber dies geschah im Rahmen dessen, was eigentlich in der kirchlichen Situation ihres Herrschaftsbereiches unumgänglich war, vor allem, wenn man an das gesamtkirchlich so wichtige Kolleg von Douai denkt. Die besondere Hinneigung der Infantin galt aber dem Franziskanerorden, dessen Tertiariin sie war und dessen Kleid sie seit dem Tode ihres Mannes trug. Sie war den Jesuiten nie feindlich, aber eine politische Intervention zu deren Gunsten in den rheinischen Kurfürstentümern ist kaum zu beobachten.

Ähnlich belastet wie das Verhältnis zu Kurköln waren auch die spanischen Beziehungen zu den Erststiftern Mainz und Trier. In Mainz gab es für Spanien seit der Eroberung der linksrheinischen Pfalz 1620 ein besonderes Problem. Kurmainz drängte auf Restitution der ihm durch die Kurpfalz entfremdeten Gebiete.<sup>26</sup> Spanien wollte auf gar keinen Fall seinen diplomatischen Verhandlungsspielraum im Falle einer Rückgabe der Pfalz an ihre angestammten Fürsten einengen. Es war ein Axiom in der politischen Welt des katholischen Königs, sich die

<sup>21</sup> Pedro Marradas: *El Camino del Imperio*. Madrid 1943. – Geoffrey Parker: *The army of Flanders and the Spanish Road 1567–1659*. Cambridge 1972. Vgl. auch Hildeward Ernst: *Madrid und Wien, 1632–1637*. Münster 1991.

<sup>22</sup> Kessel (wie Anm. 18), S. 43.

<sup>23</sup> J. D. M. Cornelissen: *Het Maas – en Rijnkanaal van 1626*. In: *Mededeelingen van het Nederlandsch-Historisch Instituut te Rome* 9 (1929), S. 193–204. – A. J. Veenendaal: *De Fossa Eugenia*. In: *Bijdragen voor de geschiedenis der Nederlanden* 9 (1956), S. 2–39. – Rolf-Günter Pistor u. Henri Smeets: *Die Fossa Eugenia*. Eine unvollendete Kanalverbindung zwischen Rhein und Maas 1626. Köln 1979 (Landeskonservator Rheinland. Arbeitsheft 32).

<sup>24</sup> Veenendaal (wie Anm. 23), S. 12–15.

<sup>25</sup> Die Infantin Isabella Clara hatte sich lediglich bereitgefunden, mit Rücksichtnahme auf Erzbischof Ferdinand den Kanal weiter nördlich zu bauen, als ursprünglich beabsichtigt war. (C. P. Harsin: *Les projets de jonction de l'Escaut, de la Meuse et du Rhin du XVIe au XIXe siècle*. In: *Annales de la Société Scientifique de Bruxelles*, Série D. 51 [1931], S. 7f.)

<sup>26</sup> Andreas Veit: *Die Gegenreformation an der Bergstraße in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts*. In: *Der Katholik* 3,29 (1904), S. 259–272 u. 350–366.

Option einer Restitution der Pfalz offen zu halten, um dadurch möglicherweise das Wohlverhalten Englands gegenüber der spanischen Kontinentalpolitik zu erkaufen.<sup>27</sup>

Das Verhältnis Spaniens zu Kurtrier war zweifach belastet, und zwar wegen mittelalterlicher Verträge, die Spanien als Rechtsnachfolger der Grafen und Herzöge von Luxemburg mit diesem Land geerbt hatte. Als Herzog von Luxemburg war der König von Spanien »Bürger, Patrizier und Schirmherr« der Stadt Trier. Der dieser Tatsache zugrunde liegende Vertrag stammte aus dem Jahre 1302.<sup>28</sup> Für die Trierer Erzbischöfe, die im 16. Jahrhundert nur mit Mühe die Unabhängigkeitsgelüste ihrer Stadt bekämpft hatten, war ein so nobler Trierer Bürger auch zur Zeit Friedrich Spees kein Grund besonderer Freude. Noch schwerer wog ein zweites Problem, ein weiterer Grund für spanische Einmischung, der ebenfalls aus der Luxemburger »Erb-schaft« stammte. Der katholische König war auch Vogt der Trierer Benediktinerabtei St. Maximin.<sup>29</sup> Als solcher war er der Garant von deren vom Erzbischof stets bestrittenen Reichsfreiheit.

Der nach Spanien und dem Reich wichtigste Faktor in der Politik der Kurerzbischöfe war die Niederländische Republik, korrekter die Generalstaaten des Bundes der sieben (nord-)niederländischen Provinzen. Im Zeitraum von 1590 bis 1635 herrschte zwischen den Generalstaaten und Spanien Krieg, mit Ausnahme der Jahre von 1609 bis 1621, als der zwölfjährige Waffenstillstand (»het twelfjarige bestand«) vereinbart war. Auch während dieses Waffenstillstandes, bezeichnenderweise nach seinem Ablauf sofort wieder von offenem Waffengang abgelöst, wurde die Auseinandersetzung weitergeführt, im Rheinland sogar mit Waffengewalt gegen Sympathisanten des Gegners. Die Kurerzbischöfe von Mainz und Trier waren am spanisch-niederländischen Krieg nicht beteiligt, die von Köln versuchten sich im

<sup>27</sup> Jakob II. von England war Schwiegervater des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V.

<sup>28</sup> Richard Laufner: Triers Bündnis- und Schirmverträge mit den Fürsten von Luxemburg und Lothringen vom 13. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert. In: Rheinische Vierteljahresblätter 19 (1954), S. 104–108. Vgl. auch ders.: Triers Ringen um die Stadtherrschaft vom Anfang des 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert. In: Trier Ein Zentrum abendländischer Kultur. Trier 1952, S. 151–174.

<sup>29</sup> Johann Leonardy: Geschichte des Trierischen Landes und Volkes. 2. Aufl. Trier 1877, S. 755 (zur Lage im frühen 17. Jahrhundert).

17. Jahrhundert strikt neutral zu verhalten. (Im 16. Jahrhundert war der truchseßsche Krieg in Kurköln faktisch zu einem Nebenkrieg des spanisch-niederländischen Krieges geworden.)

Genau wie Spanien so hatten auch die nördlichen Niederlande den rheinischen Kurfürsten gegenüber ein doppeltes Gesicht. Waren Madrid und Brüssel nicht identisch, so waren es die Generalstaaten und der jeweilige Statthalter aus dem Hause Oranien auch nicht. Prins Maurits und sein Bruder und Nachfolger Prins Frederik Hendrik waren für die rheinischen Fürsten nicht nur Oberbefehlshaber der Niederländischen Republik, sondern auch Grafen im niederrheinischen Moers, das ihre Familie im Jahre 1600 geerbt hatte.

Im gesamten hier behandelten Zeitraum war der Kölner Erzbischof gleichzeitig Fürstbischof von Lüttich und Münster. Dies bedeutete, daß die Kurfürsten Ernst und Ferdinand eine sehr lange gemeinsame Grenze mit den ihnen militärisch haushoch überlegenen Generalstaaten hatten. Um Schaden von ihren Ländern abzuwenden, empfahl es sich für beide Erzbischöfe, der niederländischen Republik gegenüber strikte Neutralität einzuhalten. Das politische Wohlverhalten Ferdinands gegenüber den protestantischen Niederlanden wurde nicht vergeblich erbracht, sondern von den Generalstaaten gelegentlich honoriert. Dies zeigte sich vor allem gegen Ende unserer Epoche, als Prins Frederik Hendrik nach erbitterten Kämpfen 1632 die Stadt Maastricht eroberte. Maastricht war ein Kondominium der spanischen Niederlande (genauer des Herzogtums Brabant) und des Fürstbistums Lüttich. Die siegreichen Generalstaaten traten nun nach Eroberungsrecht in den spanischen (brabantischen) Anteil als Besitzer ein, respektierten aber die Rechte des Kölner Kurfürsten in dessen Eigenschaft als Fürstbischof von Lüttich.

Die Jesuiten, die bei Erzbischof Ferdinand sehr viel galten, hatten gewiß keine Gründe, den Kirchenfürsten im Sinne einer aggressiven Politik gegen die Generalstaaten zu beeinflussen. Ihr Orden war zur Erfüllung seiner übernommenen Seelsorgepflichten auf einen modus vivendi mit den Autoritäten der nördlichen Niederlande angewiesen. Schließlich war die Republik der Vereinigten Sieben Provinzen nur juristisch und formal ein protestantisches Staatswesen. Ihre Bewohner waren zu (wenigstens) einem Drittel Katholiken, und an deren Seelsorge hatten die Jesuiten einen wichtigen Anteil. Seit 1592 hatte sich

eine Holländische Mission der Gesellschaft Jesu entwickelt. Um 1630 hatte diese etwa 30 feste »Stützpunkte« in den sieben Provinzen. Die Lage der nordniederländischen Katholiken war die einer unterdrückten, aber nicht eigentlich verfolgten Kirche. Da die Unterdrückung vorwiegend in gesetzlicher Benachteiligung bestand, war die Situation der Katholiken vom jeweiligen Verhältnis der Republik zu katholischen Staaten nicht unbeeinflusst.

Es gab auch noch einen dritten Grund für Kurköln, sich nicht mit den Generalstaaten anzulegen, und der bestand in der Abhängigkeit von derjenigen Macht, die die Rheinmündungen fest in ihrer Hand hatte. Der von den Spaniern in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts globalstrategisch geplante Wirtschaftskrieg<sup>30</sup> gegen die reformierten Niederlande mit dem Versuch, auch die lutherischen Hansestädte Niederdeutschlands für Spanien gegen Holland zu mobilisieren, stieß beim Kurerzbischof von Köln auf wenig Begeisterung.

Es war aber mehr als verständlich, daß Erzbischof Ferdinand den Generalstaaten zuvorkommend begegnete. Art und Weise und besonders der Grad des Entgegenkommens waren aber nicht frei von für Kurköln demütigenden Aspekten. Es entstand eine Situation, die dem politischen Selbstvertrauen eines katholischen Staates wenig förderlich war und die gewiß auch für die Jesuiten keinen Grund zur Freude bot. 1620, also vor Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien, hatten die Niederländer eine vor der Siegmündung gelegene Rheininsel besetzt und vorsorglich zu einer starken Festung, der »Pfaffenmütze« ausgebaut.<sup>31</sup> Diese lag nicht nur im Zentrum Kurkölns, sondern bedrohte auch unmittelbar dessen Residenzstadt Bonn. 1622 belagerten die Spanier unter dem spanisch-niederländischen Generalleutnant Graf Hendrik van den Bergh die Pfaffenmütze und zwangen sie am 27. Dezember zur Übergabe. Auch dabei verhielt sich Kurköln neutral! Der Erzbischof soll sogar den Amtmann von Bonn getadelt

<sup>30</sup> Ein zeitgenössischer Überblick über dessen geplante Maßnahmen findet sich in: *Mercurie François ou Suite de l'Histoire de nostre temps, sous le Regne du Tres-Chrestien Roy de France et de Navarre Louys Treziesme*. Tome XII. Paris 1626/27, S. 30–36.

<sup>31</sup> Heinrich Neu: Zur Geschichte der Insel Pfaffenmütze. In: *Bonner Geschichtsblätter*. Jahrbuch des Bonner Heimat- und Geschichtsvereins 21 (1967), S. 122–126.

haben, weil er den Spaniern beim Heranschaffen der Geschütze behilflich war.<sup>32</sup>

### III. Erzbischof Ferdinand von Köln und die neuen niederrheinischen Niederlassungen der Gesellschaft Jesu

Bezeichnenderweise gründeten die Jesuiten ihre zweite größere Niederlassung in der Kölner Erzdiözese nicht in der erzbischöflichen Residenz Bonn, obwohl sie dort um 1600 gern gesehen waren und eine Mission unterhielten, sondern im Hauptort des Niederstifts, in der Stadt Neuss.<sup>33</sup> Man wird sagen dürfen, daß weder die Bürger von Neuss noch die Gesellschaft Jesu die Gründung mit Eifer angestrebt haben, sondern daß die Entscheidung für ein zweites größeres Ordenshaus im Kölner Sprengel vom Erzbischof gefällt wurde.

Erzbischof Ferdinand von Bayern (1612–1650, mit religiösen Angelegenheiten allein befaßter Koadjutor seit 1595) war zwar so wenig wie seine Vorgänger und Nachfolger im 16. bis 18. Jahrhundert eine effektive Stütze der römischen Kurie, aber der persönlich fromme Kirchenfürst war einigermaßen frei von antirömischen Ressentiments, die unter den rheinischen Kurerzbischöfen Tradition hatten. Ob man diesen Kölner Oberhirten, der sicher niemals die höheren Weihen und höchstwahrscheinlich auch nicht die niederen, sondern nur die Tonsur erhielt, allerdings mit August Franzen als »tridentinischen Reichsbischof« bezeichnen sollte,<sup>34</sup> kann man freilich in Zweifel ziehen. Seine Vorliebe für die Jesuiten beruhte auf seiner Erziehung in der Jesuitenschule von Ingolstadt. Gründliche theologische Kenntnisse waren

<sup>32</sup> Walter Lippert: Beiträge zur Politik Ferdinands von Köln im dreißigjährigen Kriege bis zum Tage von Schleusingen im Juli 1624. Naumburg a. d. S. 1916, S. 43. – Edith Ennen: Kurfürst Ferdinand von Köln (1577–1650). Ein rheinischer Landesfürst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 163 (1961), S. 5–40, hier S. 17.

<sup>33</sup> Erich Wisplinghoff: *Geschichte der Stadt Neuss*. Teil 4. Neuss 1989, S. 293–295.

<sup>34</sup> August Franzen: *Der Wiederaufbau des kirchlichen Lebens im Erzbistum Köln unter Ferdinand von Bayern, Erzbischof von Köln 1612–1650*. Münster 1941. – Zur Persönlichkeit Ferdinands von Bayern: Gerhard Schormann: *Der Krieg gegen die Hexen. Das Ausrottungsprogramm des Kurfürsten von Köln*. Göttingen 1991, besonders S. 33 f. u. 167–170.

ihm dort aber nicht vermittelt worden. Ferdinand von Bayern war an bildender Kunst und Musik, nicht aber an der Wissenschaft interessiert. Ganz gewiß war er kein Theologe.

Als begabter und sehr autoritärer Verwaltungsmann hat er allerdings auch für die theologische Ausbildung, wie noch zu zeigen sein wird, gewisse Weichen für die Zukunft gestellt. Er entschied sich dabei in dem Maße für die Konzeption der Jesuiten, in dem er sie überhaupt verstand und in dem er sie gegenüber den Kräften der Beharrung im Säkularklerus durchsetzen zu können glaubte. Vor allem begünstigte er häufig die Gesellschaft Jesu gegenüber den alten Orden, wobei er keinen Unterschied zwischen Mönchen und Mendikanten machte.

Die Neusser Jesuitenniederlassung war recht organisch als kleine Filiale des Kölner Kollegs entstanden. Erzbischof Ferdinand baute sie sozusagen gewaltsam aus, indem er zunächst einmal 1615 die Konventualfranziskaner aus Neuss vertrieb, um Platz zu schaffen. Es ist ziemlich deutlich, daß die Väter der Gesellschaft Jesu die Vertreibung der Minoriten aus einem ihrer ältesten Konvente im Rheinland nicht angestiftet haben. Einmal in Neuss an die Stelle der Mendikanten getreten, haben die Jesuiten allerdings wenig für den guten Ruf ihrer Vorgänger getan. Einen erst zwei Jahrzehnte nach der Übernahme des Minoritenklosters überlieferten Bericht, die neuen Bewohner hätten die Gebäude vorsorglich exorziert,<sup>35</sup> sollte man aber in den Bereich des Anekdotischen verweisen. Schon kurz nach der Gründung des Neusser Hauses 1616 begannen die Jesuiten mit dem Aufbau einer Schule, die nach dem Dreißigjährigen Krieg zu einem vollständigen Gymnasium ausgebaut wurde, dessen Einzugsbereich das gesamte Niederstift und große Teile des Herzogtums Kleve umfaßte.

In Düsseldorf wurde das Jesuitenkolleg auf Veranlassung des jülich-bergischen Landesherrn, Herzog Wolfgang Wilhelm (1614–1653) aus dem Hause Pfalz-Neuburg, gegründet aufgrund eines Versprechens, das der 1614 zum katholischen Bekenntnis konvertierte Fürst noch in jenem Jahre dem in Köln residierenden apostolischen Nuntius Antonio Albergati gegeben hatte. Freilich zog sich die Realisierung dieser Gründung noch einige Jahre hin. Bereits vorher hatte es ein sporadisches Wirken der Gesellschaft Jesu in Düsseldorf gegeben. 1566 hat-

<sup>35</sup> Wisplinghoff (wie Anm. 33), S. 219.



Ferdinand von Bayern (1577–1650), Erzbischof von Köln ab 1612 – Kupferstich

te Petrus Canisius mit Herzog Wilhelm dem Reichen hier Verhandlungen für den heiligen Stuhl geführt, und in den Jahren 1585 bis 1587 hatte der Kölner Pater Peter Michael Brillmacher am herzoglichen Hof gewirkt.

Die Gründung eines Jesuitenkollegs geschah zum damaligen Zeitpunkt in Düsseldorf geradezu mit historischer Notwendigkeit. Einmal war es für die bereits in Köln und in Neuss vertretenen Jesuiten nur folgerichtig, weiter in Richtung auf die geographische »Frontlinie« der Konfessionen vorzurücken. Zum anderen war jede Residenzstadt, vornehmlich aber die eines neubekehrten Fürsten, in der religionspolitischen Konstellation jener Zeit bevorzugtes Tätigkeitsfeld ihres Ordens. Ein dritter Grund war noch dadurch gegeben, daß Düsseldorf 1619 den ersten wirklich geeigneten rechtsrheinischen »Brückenkopf« für die Jesuiten an Mittel- und Niederrhein darstellte. Zwar war bereits 1613 in Essen eine kleine Niederlassung entstanden, der 1614 eine nur kurzlebige in Wesel folgte, aber beide waren ungeeignet, zum vollen Status eines wirklichen Kollegs aufzusteigen. Allerdings hat die Essener Niederlassung dann später doch eine gewisse Bedeutung erlangt.

Recht ungünstig war in Düsseldorf zunächst die Stimmung der Gläubigen, die durch das Stift, die Kreuzbrüder und die rasch beliebten Kapuziner seelsorglich ausreichend betreut waren, den neu hinzugekommenen Vätern der Gesellschaft Jesu gegenüber. Natürlich hat der Kölner Metropolit aus Pflichtbewußtsein und aus innerer Überzeugung die Düsseldorfer Gründung gefördert. Dennoch mußten die Jesuiten bei ihren Beziehungen zum neuburgischen Hause in Jülich-Berg auf eine doppelte Konkurrenzsituation dieser Herrscher zu Erzbischof Ferdinand achten und sehr bemüht sein, sich aus den unvermeidbaren Konflikten möglichst herauszuhalten.

Bei der 1623 erfolgten Übertragung der pfälzischen Kurwürde an Bayern, konkret an Herzog Maximilian, den Bruder des Kölner Erzbischofs, hatte die in Düsseldorf regierende katholische pfälzische Nebenlinie Neuburg vehement und selbst ohne Rücksicht auf die Gepflogenheiten fürstlich-höfischen Benehmens protestiert. Herzog Wolfgang Wilhelm beschimpfte seinen Schwager (und sehr entfernten Vetter) Maximilian von Bayern auf dem Frankfurter Reichstag in unmittelbarer Konfrontation sinngemäß als Erbschleicher. Dies kann das

ohnehin nicht unproblematische Verhältnis Wolfgang Wilhelms zu dessen erzbischöflichem Bruder in Köln schwerlich verbessert haben. Die Jesuiten hatten ein – freilich von Historikern oft überschätztes – Verdienst sowohl bei der Etablierung der bayerischen Wittelsbacher auf dem Kölner Erzstuhl als auch beim Übergang von Jülich-Berg an das Haus Pfalz-Neuburg. Ihr Problem war es, daß sie es sich in der Folge mit keiner der beiden Seiten verderben durften.

Es gab zwischen Köln und Düsseldorf noch ein weiteres die Jesuiten betreffendes Problem, das mit dem Familienzwist im verzweigten Haus Wittelsbach nichts zu tun hatte. Dies waren die landeskirchlichen Bestrebungen der Neuburger in Jülich-Berg, hinter denen als mögliches Fernziel stets eine eigene Diözese Düsseldorf stand.<sup>36</sup> Der Düsseldorfer Bistumsplan kam freilich erst nach Spees Tod (1635) durch die Brüder Walenburg seit 1642 in eine Phase aktuellerer Realisierungsmöglichkeit. Für die Gesellschaft Jesu gab es natürlich auch noch weitere Schwierigkeiten, die ihr im Rheinland dadurch erwachsen, daß ihre notwendig engen Beziehungen zu Erzbischof Ferdinand im Widerspruch zu für ihr Wirken förderlichen Kontakten zu potentiellen Gegnern dieses Kirchenfürsten standen.

#### IV. Die Jesuiten und die Gründung des Kölner Priesterseminars

Wohl wenige neu gegründete Institutionen der katholischen Reform lagen den Teilnehmern des Trienter Konzils so sehr am Herzen wie die Priesterseminare. Die erste Gründung eines Priesterseminars erfolgte in Köln 1615 durch den Erzbischof Ferdinand, und nach dem oben über ihn Gesagten verwundert es nicht, daß er den Jesuiten Johannes Kessel als ersten Regens einsetzte. Erzbischof Ferdinand war gewiß der geeignete Mann für die Seminarsgründung, nicht aber die Persönlichkeit, die im Stande war, der Neugründung dauerhaft Lebenskraft zu verleihen.

Es stellt sich hier allerdings die Frage, ob eine solche Persönlichkeit überhaupt vorstellbar ist. Die Schwierigkeit, die vom Konzil von

<sup>36</sup> Heinz Finger: Reformation und Katholische Reform im Rheinland. Düsseldorf 1996, S. 136 f.

Trient geforderte Einrichtung in der niederrheinischen Metropole real aufzubauen, war im Grunde (damals noch) nicht zu lösen. Dabei war die Problematik, daß das Konzil unter einem Priesterseminar etwas ganz anderes verstand als das, was man in Köln theoretisch schon seit Jahrzehnten geplant hatte, noch nicht einmal die größte Hürde vor der Verwirklichung. Entscheidend war vielmehr, daß sich keinerlei Seminarzwang bei der Priesterausbildung durchsetzen ließ. Diesen hatte übrigens nicht einmal Trient zu dekretieren gewagt. In der Erzdiözese Köln verhinderten die Patronatsherrn, sicher die Geistlichen unter ihnen nicht weniger als die Laien, daß man an den Seminarzwang auch nur zu denken wagte.

Bezeichnenderweise hat Erzbischof Ferdinand das Seminar aus eigenen Mitteln errichtet; schließlich war dies die einzige Möglichkeit, ein Seminar unter bischöflicher Leitung – wie vom Trienter Konzil vorgesehen – ins Leben zu rufen. Der Kölner Oberhirte hat diese weise Einsicht erst durch Erfahrung gewinnen müssen, sonst hätte er nicht wenige Wochen vor der Gründung vergeblich um die finanzielle Unterstützung des Domkapitels gebeten. Nur der Domprobst, Eitel Friedrich von Hohenzollern, stiftete sozusagen als Privatmann. Der Kölner Sekundarklerus hatte übrigens in einer eigenen Denkschrift ein Priesterseminar als vollkommen überflüssig bezeichnet, ihm schienen die Ausbildungsmöglichkeiten für den Klerus der Diözese so optimal, daß es keiner neuen Einrichtung bedürfe.

Es ist eindeutig, die meisten kirchlichen Kreise sahen in einem bischöflichen Seminar vor allem eine Beeinträchtigung der Standesinteressen des Klerus und vielleicht noch mehr eine leidige Konkurrenz für die altehrwürdige Kölner Universität. Nach der Einkleidung der Alumnen protestierte dann auch die theologische Fakultät gegen das Tragen der viereckigen Biretta durch die Seminaristen. Im Gefolge dieses Streitpunktes hat sich im Kölner Sprengel übrigens erst die Biretta als Standardkopfbedeckung der Priester durchgesetzt und den runden Priesterhut verdrängt.

Das älteste Kölner Priesterseminar, das schon 1645, also zehn Jahre nach dem Ende der hier behandelten Epoche, ein undramatisches und unrühmliches Ende fand, war anders als das zweite (gegr. 1658) und dritte dann endlich erfolgreiche Seminar (gegr. um 1738) eine praktisch rein jesuitische Angelegenheit. Zum Unglück auch für den Orden

war das erste Seminar eine recht unfruchtbare geistliche Pflanzstätte. Vieles an der Seminarordnung war kleinlich und – *sit venia verbo* – sogar kleinkariert. So mußten die Absolventen vor ihrem Eintritt eine Liste der in ihrem jeweiligen Privatbesitz befindlichen Bücher vorlegen. Außerdem war es niemandem erlaubt, sich ohne spezielle Genehmigung selbst ein Buch zu kaufen. Beide Bestimmungen waren für Priesterseminare nicht ungewöhnlich, im Falle des ältesten Kölner Seminars wogen sie aber besonders schwer, und zwar deshalb, weil die meisten Alumnen bereits vor ihrem Eintritt die Priesterweihe empfangen hatten. Letzteres erleichterte übrigens die Finanzierung. In Notzeiten des Seminars konnten die Alumnen mit Blick auf Pfründen und Meßstipendien zur eigenständigen Verköstigung aufgerufen werden. Das Seminar hat in den dreißig Jahren seines Bestehens etwa 90 Priester ausgebildet, viele – wie gesagt – kurioserweise nach ihrer Weihe. Die Zahl von drei erfolgreichen »Abgängern« pro Jahr muß zu den damals ungefähr 2000 Pfarren der Erzdiözese in Relation gesehen werden.

Es wäre sicher wenig gerecht, die Misere des jesuitischen Priesterseminars im gegenreformatorischen Köln einseitig entweder dem Erzbischof oder der Gesellschaft Jesu zu Last zu legen. Das eigentliche Problem war wohl die notwendige, aber letztlich inhaltlich nicht unproblematische enge Zusammenarbeit zwischen dem Orden und dem virtuosen Verwaltungsfachmann Erzbischof Ferdinand. Unter dieser damals nicht anfechtbaren Schicksalsgemeinschaft hat indirekt auch der Jesuit Friedrich Spee von Langenfeld gelitten. Ferdinand von Bayern war wahrscheinlich der Kölner Erzbischof mit den größten Ambitionen, die Gesellschaft Jesu in besonderer, ja extremer Weise zu unterstützen. Langfristig hat dieses sehr enge Verhältnis zum Erzbischof von Köln den Jesuiten im Rheinland eher geschadet. Erzbischof Ferdinands Neffe und Nachfolger Max Heinrich von Bayern war in vielem das Gegenteil seines Vorgängers, wenn er sich auch nie öffentlich in bewußten Gegensatz zu ihm setzte. Hatte Ferdinand ohne das Domkapitel ein jesuitisch geprägtes und gleichzeitig rein bischöfliches Seminar errichtet, so bemühte sich sein Neffe bei der Neugründung, die Jesuiten nach Kräften auszuschließen. Ganz war dies allerdings nicht möglich, in der Lehre konnte er mangels Alternative nicht auf sie verzichten. Doch hat der starke Einfluß des Domkapitels einer ungebun-

denen Wirkung jesuitischer Spiritualität einen massiven Riegel vorgeschoben. Das Verhältnis der Jesuiten zu Erzbischof Ferdinand von Köln war allzu eng gewesen.

#### V. Das politische Scheitern des Trierer Erzbischofs Philipp Christoph von Sötern und die Folgen für die Gesellschaft Jesu

Nach Erzbischof Ferdinand von Köln war wohl der Trierer Metropolit Philipp Christoph von Sötern<sup>37</sup> derjenige rheinische Erzbischof, der Friedrich Spees Lebensschicksal am meisten bestimmt hat. Zwar waren die Beziehungen Spees zu diesem Kirchenfürsten nicht durch große geistige Auseinandersetzungen wie die über den Hexenwahn geprägt, aber die Politik dieses Trierer Kurfürsten schuf die Situation, unter der Spee sein letztes Wirken, die Seelsorge Sterbender, in deren Folge er selbst den Tod fand, vollbrachte. Ganz allgemein und ohne jede personenbedingte Zuspitzung hat Spee in seinem letzten Lebensabschnitt unter der extremen Jesuitenfeindschaft von Söterns gelitten. Erzbischof Philipp Christophs Gegnerschaft zur Gesellschaft Jesu war von ungewöhnlicher Härte; man kann geradezu von Jesuitenhaß sprechen. In diesem übertraf der Trierer Metropolit wohl alle anderen rheinischen Erzbischöfe, nicht nur die seines Zeitalters, sondern selbst die der Aufklärungsepoche.

Ganz gewiß hat von Sötern seine kirchliche Karriere nicht als Jesuitenfeind begonnen. Er galt vielmehr lange Zeit, bevor Pater Spee in seinen Wirkungskreis geriet, als zuverlässiger Förderer der Gesellschaft Jesu. Geboren wurde der künftige Gönner der Gesellschaft Jesu und schließliche Jesuitenhasser als Protestant. Sein Vater Georg Wilhelm von Sötern war Protestant, seine Mutter Barbara von Püttingen katholisch. Der im protestantischen Bekenntnis 1567 in Zweibrücken getaufte Philipp Christoph wurde seit früher Kindheit katholisch erzo-

<sup>37</sup> Zu von Sötern und seiner Politik: Joseph Bauer: Philipp von Sötern, geistlicher Kurfürst zu Trier, und seine Politik während des Dreissigjährigen Krieges. Bd. 1: Bis zum Frieden von Prag (1635). Speyer 1897. – Hermann Weber: Frankreich, Kurtrier, der Rhein und das Reich 1623–1635. Bonn 1969 (Pariser historische Studien 9).

gen und kam bald unter den Einfluß seines Onkels, eines katholischen Bruders des evangelischen Vaters. Dieser Onkel, mit Namen ebenfalls Philipp Christoph von Sötern, war Domkapitular in Trier, Speyer und Worms. Der junge Philipp Christoph studierte zunächst in Trier, dann an der damals berühmten lothringischen Hochschule von Pont-à-Mousson und ging dann zum Studium nach Italien, und zwar nach Padua und Siena.

Sötern war intellektuell hervorragend begabt und gleichzeitig pflichtbewußt. Er war ein glänzender Jurist, als Denker ganz allgemein von höchstem Abstraktionsvermögen. Seine ganz und gar nicht zeitgemäße weitgehende Ablehnung der Folter und seine Skepsis gegenüber allem Glauben an Zauberei hätten ihn gewiß zu einem großen Förderer Spees werden lassen können. Sötern war ein Mann tiefer und ernster Frömmigkeit; er führte ein sittlich untadeliges Leben, besuchte täglich die hl. Messe und betete pflichtgemäß sein Brevier. Sucht man nach eher negativ zu bewertenden Eigenschaften in seinem Charakter, findet man zwei problematische Züge, die mit seinen Tugenden in enger Beziehung standen. Er war sehr rechthaberisch. Dies war wohl die Kehrseite seines redlichen Gefühls für Gerechtigkeit. Außerdem besaß Sötern eine partielle Arroganz, eine intellektuelle Überheblichkeit, die er auch Gesprächspartnern gegenüber zum Ausdruck brachte. Dies war wohl die andere Seite seiner geradezu aufklärerisch anmutenden Vorurteilslosigkeit.

Sötern besaß die allerbesten Beziehungen zur römischen Kurie und gute zum Kaiserhof. Er war ein überzeugter Förderer der Jesuiten und ein entschiedener Katholik, der gegenüber Lutheranern und Reformierten keine Berührungsängste besaß. Es gab aber in seiner raschen kirchlichen Karriere zwei problematische Tendenzen, die von Anfang an zu Tage traten. Sötern liebte es, sich mehr Aufgaben aufzuladen, als die Vernunft zuließ. Kaum 1610 Bischof von Speyer geworden, wurde er ein Jahr später zusätzlich Richter am Reichskammergericht. Dessen Amtssitz war zwar auch Speyer, aber man kann die Verträglichkeit solch verschiedener Ämter gewiß bezweifeln. Schlimmer noch als maßlose Ämterhäufung wirkte sich die zweite Fehlentscheidung seiner Karriere aus. Sötern pflegte geradezu Familienfeindschaften. Bei seinen Ämterbewerbungen trat er fast systematisch in Konkurrenz zu den seiner Familie feindlichen Geschlechtern. Durch eigenes »Geschick«

gelang es ihm schließlich, die mächtige Familie Metternich in den Kreis seiner Feinde einzubeziehen.

Als Fürstbischof von Speyer förderte Philipp Christoph das Jesuitenkolleg seiner Bischofsstadt, in dem sich 1616 und 1626, also zweimal während Sötorns Amtszeit, Spee für einige Zeit aufhielt. In der Residenzstadt Bruchsal kam es, nicht ohne des Bischofs Mithilfe, 1615 zur Gründung einer Jesuitenmission. Vor allem seit 1618 zeigte sich Sötorn auch ganz persönlich als eifriger Seelenhirte. Er führte Visitationen durch und kümmerte sich selbst um die Priesterausbildung. Freilich lagen ihm auch militärische Maßnahmen zum Schutz und Ausbau seines Territoriums nicht fern. 1613 erbaute er die Festung Udenheim, die später von den protestantischen Mächten Kurpfalz und Baden zerstört wurde. Ab 1620 befestigte er Udenheim aufs neue und benannte es 1623 nach sich selbst »Philippsburg«.<sup>38</sup> 1621 begann er nach der Pfälzer Niederlage gegen die Liga mit einer aktiven militärisch unterstützten Rekuperationspolitik gegenüber der Kurpfalz.<sup>39</sup> Er besetzte in diesem Zusammenhang einige von der Pfalz säkularisierte Klostergebiete. Dies widersprach aber der Politik Spaniens ebenso wie die analogen Rekuperationen von Kurmainz (s. o.). Hier zeigten sich zum ersten Mal Spannungen zwischen Sötorns Absichten und denen der spanischen Weltmacht. Hier lag der Keim für eine Entwicklung, die schließlich zum Lebensschicksal des Bischofs, ja zu seinem politischen Verderben werden sollte.

Als Sötorn sich 1623 um die Nachfolge im Erzbistum Trier bemühte, konnte diese – da er ja schon Bischof von Speyer war – nicht aufgrund einfacher Wahl erfolgen. Er mußte vielmehr vom Trierer Domkapitel postuliert werden, was am 25. September 1623, allerdings nur nach längeren Verhandlungen, einstimmig geschah. Spanien (dies ist sehr wichtig!) hat in dieser bedeutsamen Angelegenheit nicht gegen ihn gearbeitet. Sötorn beeilte sich dann auch schon einen Tag nach seiner Postulation, der Infantin Isabella Clara diese mitzuteilen. Umgehend sandte die Infantin von Brüssel aus einen Sonderbotschafter, den Baron Aegidus Faing von Jarvaigne, um Sötorn ihre Glück-

<sup>38</sup> Die Kosten für den Wiederaufbau und Ausbau dieser Festung waren einer der Gründe, daß sich Sötorn damals mit Hilfe des spanischen Botschafters in Wien, Inigo Vélez de Guevara, Conde de Oñate, um geistliche Pfründen in Spanien bemühte.

<sup>39</sup> Dabei versuchte er, die von der Pfalz säkularisierten Klöster wiederzuerrichten.



Philipp Christoph von Sötorn (1567–1652), Bischof von Speyer ab 1610, Erzbischof von Trier ab 1623 – Kupferstich, Altersbildnis

wünsche zu übermitteln.<sup>40</sup> Auch Madrid schickte wenig später eine Glückwunschsdelegation.<sup>41</sup>

So ungetrübt die Spanienfreundschaft des neuen Trierer Erzbischofs nun erschien, die oben genannten Spannungen, die Sötern immer noch als Bischof von Speyer mit Spanien hatte, waren nicht wirklich aus der Welt geschafft. Der Konflikt lebte bald wieder auf, doch bemühten sich beide Seiten zunächst, ihn herunterzuspielen. Bedenklich war anfangs nur ein Aspekt der Entwicklung, und den hatte allein der Erzbischof von Trier und Bischof von Speyer zu verantworten. Wenn Sötern auch König Philipp IV. in seinen persönlichen Briefen seiner Treue versicherte, so konnte er sich den spanischen Diplomaten gegenüber nicht einer kaum versteckten Drohung enthalten. Seine Kurfürstliche Gnaden wiesen auf die Möglichkeit hin, sich wegen der Durchsetzung seiner Ansprüche als Fürstbischof von Speyer an Frankreich zu wenden.

Aufgrund der ganz allgemein auf fast absolutistische Durchsetzung seiner Herrschaft bedachten Politik des Kurerzbischofs begannen nun bald auch die oben genannten staatsrechtlich-strukturellen Probleme zwischen Spanien und dem Erzstift Trier brisant zu werden. 1625 bemühte sich Sötern beim Heiligen Stuhl um die Verleihung der Abtei St. Maximin als Kommende. Dies konnte deren Vogt, König Philipp IV. von Spanien, schwerlich hinnehmen. Er verhinderte also zunächst die (später 1630 doch fast realisierte) Verleihung, und zwar im Zusammenwirken mit seinem kaiserlichen Vetter Ferdinand II.

1627 legte sich Erzbischof Philipp Christoph mit seinen Landständen an, ganz besonders mit den Vertretern der Städte Trier und Koblenz. Letztere konnte Sötern zum Gehorsam zwingen, seine Hauptstadt Trier aber fand Hilfe bei ihrem »Mitbürger und Schutzherrn«, dem katholischen König von Spanien. Trier holte sich zu seinem Schutz vor dem eigenen erzbischöflichen Herrn eine spanische Besatzung in die Stadt. Am 30. April 1630 besetzte ein von Luxemburg

<sup>40</sup> Kessel (wie Anm. 18), S. 152.

<sup>41</sup> Sie stand, obwohl vom König persönlich geschickt, unter der Leitung von Jean de Montmorency, Grafen von Estaires und Moerbeck, dem Haushofmeister der Infantin Isabella Clara. – Am 11. Februar 1624 sandte Philipp IV. zusätzlich noch ein persönliches Glückwunschsreiben an Sötern.

herangezogenes Kontingent spanischer Truppen Trier,<sup>42</sup> eine große Demütigung für den Kurerzbischof. Man kann nicht sagen, daß Spanien den Konflikt gesuchte hätte, wenn es auch als europäische Großmacht der Bedrohung seiner Rechte gegenüber mit Härte reagierte. Für Sötern war die Situation unerträglich. Er begann nach Schuldigen für seine mißliche Lage zu suchen und fand sie schließlich in den Jesuiten.

Sein Haß auf die Gesellschaft Jesu wurde sehr schnell maßlos. 1634 befahl er sogar die Schließung des Jesuitenkollegs,<sup>43</sup> an dem seit 1632 Friedrich Spee als Professor der Moraltheologie und seit 1634 der Exegese wirkte. Sötern lebte zunehmend in dem Wahn, daß die Jesuiten Agenten Spaniens seien und ihn verderben wollten. Die persönlichen Vorstellungen dieses strenggläubigen Katholiken über die Väter der Gesellschaft Jesu näherten sich Zerrbildern protestantischer Propaganda. (Dabei ist zu berücksichtigen, daß alle kirchenpolitisch gut informierten evangelischen Fürsten diese Propaganda nicht glaubten und vor allem wußten, daß die Gesellschaft Jesu weit davon entfernt war, sich zum Handlanger der spanischen Politik zu machen.)

Der Anfang von Söterns Wendung gegen die Jesuiten ist schwer zu datieren. 1627, als seine Auseinandersetzung mit den Landständen begann, war er auf jeden Fall schon sehr gegen den Orden eingenommen. Bereits am 2. Januar dieses Jahres sandte der Ordensgeneral Muzio Vitelleschi (1615–1645) ein beschwichtigendes, fast entschuldigendes Schreiben an den Trierer Erzbischof. Der Hauptinhalt dieses Briefes war, Sötern möchte doch mögliche Fehler einzelner Jesuiten nicht der gesamten Gesellschaft Jesu anlasten.<sup>44</sup> Genutzt hat dieses Schreiben nichts. Erzbischof Philipp Christoph hat zeitlebens an seiner absonderlichen Vorstellung von einer jesuitischen Verschwörung gegen ihn festgehalten. Zum Beleg sei hier über den zeitlichen Rahmen (1635) hinausgegriffen. Am 19. März 1646 ließ Sötern einen Teil der

<sup>42</sup> Dies geschah ohne völliges Einvernehmen mit dem Kaiser, der im Mai mit der Infantin über einen eventuellen spanischen Abzug aus Trier verhandelte, der aber bald auch nicht mehr im Interesse Wiens lag.

<sup>43</sup> Diese sollte 1635 erfolgen. Es kam aber nicht mehr zu deren Ausführung, da die politischen und militärischen Ereignisse (s. u.) dies verhinderten.

<sup>44</sup> Bernhard Duhr: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Bd. II, 1. Freiburg i. Br. 1913, S. 27.

Noviziatsmauern des Trierer Kollegs niederreißen, um genau dort einen Teil der neuen Stadtbefestigung zu errichten, an und für sich gewiß keine Ungeheuerlichkeit. Abstrus war aber die Tatsache, daß der Erzbischof die Jesuiten vor Beginn der Abbrucharbeiten nicht informiert hatte, und mehr noch seine Begründung, die Niederreißung und der Festungsausbau an dieser Stelle erfolge, damit Stadt und Fürst vor den Jesuiten und vor ihrem Verrat an die Spanier sicher seien.<sup>45</sup>

Die spanische Besetzung in seiner Hauptstadt brachte den Trierer Erzbischof so sehr in Rage, daß er aufs äußerste ging und am 9. April 1632 einen Schutzvertrag mit Frankreich abschloß. Wie um das Maß seiner antispansischen und antikaiserlichen Aktionen voll zu machen, schloß er noch zusätzlich einen Neutralitätsvertrag mit dem mit Frankreich verbündeten Schweden ab. Am 20. August 1632 löste die französische Besetzung in Trier die spanische ab. Für den Erzbischof verhiess die Tatsache nichts Gutes, daß sein Domkapitel zuvor ins spanische Luxemburg geflohen war. Philipp Christoph geriet nun in drückende französische Abhängigkeit, aber er änderte seine Haltung nicht. Selbst die Tatsache, daß die Franzosen in Trier bemüht waren, auf die Jesuiten Rücksicht zu nehmen, änderte nichts an seiner Vorstellung von der Gesellschaft Jesu als prospanischen Verschwörern. Am 26. März 1635 holte Spanien zum entscheidenden Schlag aus. Graf Emden, der spanische Gouverneur der Festung Luxemburg, eroberte Trier im Handstreich und nahm den Erzbischof gefangen.<sup>46</sup> Er wurde über Namur nach Gent gebracht und dann in kaiserliche Ehrenhaft in das oberösterreichische Linz und schließlich nach Wien überführt.<sup>47</sup> Erst im April 1645 wurden ihm die Hochstifter Trier und Speyer restituiert. Er selbst kam erst im November 1645, begleitet vom französischen Marschall Turenne, nach Trier und begann sofort wieder gegen die Jesuiten zu wüten. Turenne, damals noch Hugenott, war weit davon entfernt, den Erzbischof gegen die Gesellschaft Jesu zu hetzen. Wenn Sötern nun noch schlechter auf die Jesuiten zu sprechen

<sup>45</sup> Ebd., S. 26.

<sup>46</sup> Jakob Grob: Die Einnahme von Trier durch die Luxemburger und die Gefangennahme des Erzbischofs Philipp von Soetern. In: *Ons Hemecht* 3 (1897), S. 563–566.

<sup>47</sup> Hans Sturmberger: Zur Geschichte des Kurfürsten Philipp Christoph v. Soetern. Seine Internierung auf der Burg zu Linz an der Donau. In: *Trierisches Jahrbuch* 1956, S. 5–22.

war als vor 1635, so vor allem weil er glaubte, diese (besonders Pater Lamormaini, kaiserlicher Beichtvater bis 1637) hätten die Länge seiner Gefangenschaft zu verantworten.<sup>48</sup>

### Zusammenfassung

Die Beziehungen der Jesuiten zu den rheinischen Erzbischöfen waren zu Zeiten Friedrich Spees für den Orden ständig von großer, regional sogar existentieller Bedeutung. Diese Beziehungen bargen natürlich auch Probleme in sich, die in den verschiedenen Phasen und im Verhältnis zu den drei stets selbständig und weitgehend voneinander unabhängig handelnden Metropolitane unterschiedlich stark zu Tage traten. Für den problematischen, manchmal für die Befolgung der Ideale des Ordens gefährlichen Teil dieser natürlich auch guten und für beide Seiten gedeihlichen Beziehungen gibt es viele Gründe. Einer der wichtigsten ist ganz offenkundig. Er liegt in der bekannten Tatsache, daß die drei Erzbischöfe auch Kurfürsten waren und daher geistliche und weltliche Gewalt in ihrer Hand in ganz besonderer Komplikation vereinigten. So trivial er zu sein scheint, wir werden darauf zurückkommen.

Interessanter ist vordergründig zunächst gewiß ein anderer Grund. Er liegt in der weltkirchlich betrachtet ganz ungewöhnlichen Position der drei Metropolitane des Rheinlandes. Sie waren faktisch – nicht eigentlich entsprechend den Abstraktionen des Kirchenrechts – mehr als »nur« Erzbischöfe. Dem Jesuitenorden ist ihr geradezu exorbitantes Ansehen oft im Laufe seiner Beziehungen zu ihnen ins Bewußtsein gerückt worden, nicht nur zu der Zeit, als Ordensgeneral Muzio Vitelleschi flehentliche Briefe an den Erzbischof von Trier schrieb. Schon lange vor den Kardinälen, die dieses Recht erst 1630 erhielten, ließen sich die rheinischen Erzbischöfe mit dem Titel »Eminenz« anreden. Dieser Titel, der den Mitgliedern des Kardinalskollegiums erst durch die höchst weltliche Intervention des auf eigene Rangerhöhung bedachten Richelieu zukam, war bei ihnen schon zu Spees Lebenszeit Bestandteil altehrwürdiger Tradition.

<sup>48</sup> Duhr (wie Anm. 44), S. 26.

Schließlich sei aus der Vielzahl der Gründe noch einer hervorgehoben. Er ist der bedeutendste, zugleich aber derjenige, der am wenigsten auf Fakten zurückzuführen ist, die allgemein bekannt, nicht nur dem Spezialhistoriker vertraut sind. Entgegen all ihrem Ansehen als Erzbischöfe wie als Kurfürsten war die reale Machtbefugnis »nach unten« eine Schwachstelle in der Position der rheinischen Metropolen. Entscheidend für die Umsetzung jesuitischen Einflusses in den Kurerzbistümern war das Faktum, daß diese mangelnde Durchsetzungskraft der drei Kirchenfürsten gegenüber nachgeordneten Instanzen im geistlichen Bereich ganz genau so vorhanden war wie im weltlichen Bereich. Letzterer sei zuerst behandelt.

Dieselben Kurfürsten, die als die drei Erzkanzler des Reiches den höchsten Rang im Kurkolleg einnahmen, also die vornehmsten Fürsten des Reiches waren, hatten im Inneren ihrer Staaten mit unverändert spätmittelalterlichen Verhältnissen zu leben. Die Intensivierung moderner Staatlichkeit in frühabsolutistischen und absolutistischen Formen konnte von ihnen bestenfalls tendenziell angestrebt werden. Ihre echte Verwirklichung war vor allem in Kurköln und dem damit verbundenen Fürstbistum Lüttich illusorisch. Das Erzstift Köln mit dem Herzogtum Westfalen besaß eine für die damalige Zeit altertümliche und extrem landständische Verfassung. In all seinen drei Teilen, dem eigentlichen Erzstift, dem westfälischen Dukat und dem Vest Recklinghausen galt die Erblandvereinigung, die Stift und Herzogtum 1463 durchgesetzt hatten und der das Vest 1515 beigetreten war. Die Erblandvereinigung band den Kölner Erzbischof auch im frühen 17. Jahrhundert noch weitestgehend an Wunsch und Willen seiner Untertanen, die ihm in mittelalterlich fest gegliederten Korporationen gegenüberstanden. Vielleicht noch mehr als die verbrieft Verfassung wirkte die landständische Verfassungswirklichkeit einschränkend auf die Machtbefugnisse des Kölner Kirchenfürsten. Vor allem der erste Landstand des Erzstiftes, das Kölner Domkapitel, fungierte als ein Kollegium von Mitregenten, eine Position, die freilich teilweise auch rechtlich verankert war.<sup>49</sup> Schließlich waren dem Kapitel auch Teile des Erzstiftes (Stadt und Amt Zons) dauerhaft verpfändet, so daß dort dem Erzbischof wenig Einfluß verblieb. Für den Je-

<sup>49</sup> Finger (wie Anm. 36), S. 24 f.

suitenorden bedeutete das: Sein Einfluß auf den Kölner Erzbischof hatte für die reale Durchsetzung der Ziele des Ordens oft nur einen eingeschränkten Wert. Gelang es dem Orden, Herzog Maximilian von Bayern von der Notwendigkeit einer Maßnahme zu überzeugen, so wurde sie durchgeführt. Überzeugten die Jesuiten aber seinen Bruder, den Erzbischof Ferdinand von Köln, daß eine bestimmte Verordnung erlassen werden müsse, konnten sie sich in bezug auf deren Realisierung nicht sicher sein.

Dieselbe mangelnde Durchsetzungsfähigkeit der Erzbischöfe an der Basis relativierte für die Jesuiten auch im geistlichen Bereich den Wert ihres Einflusses auf die rheinischen Kirchenfürsten. Zwischen den erzbischöflichen Oberhirten und den Pfarrern, Pfarrvikaren und sonstigen Priestern in den Pfarreien hatten sich nämlich im Laufe des Mittelalters jurisdiktionelle Zwischengewalten geschoben, die teilweise wie Institutionen eigenen Rechts mit der bischöflichen Leitungsgewalt faktisch konkurrierten. Vor allem in der Erzdiözese Köln hatten die vier großen Archidiakonate, nämlich die des Dompropstes, des Domdechanten und der Pröpste von Bonn und Xanten, den Charakter geistlicher Amtsbezirke angenommen. Außerdem hatten die sieben Landdekanate stadtkölnischer Kirchen ein beträchtliches Ausmaß von Verwaltungskompetenz an sich gezogen. In der Seelsorge und Jurisdiktionsstruktur des Mainzer und Trierer Sprengels sah es kaum anders aus. Noch schwieriger für die Verwirklichung von Plänen, die die Väter der Gesellschaft Jesu den Erzbischöfen vermittelt hatten, wirkte ein schon fast theologisch-inhaltliches Problem. Die rheinischen Erzdiözesen waren, wie oben (bes. im Abschnitt IV) gezeigt wurde, nur sehr unvollkommen von der Tridentinischen Reform durchdrungen worden. Der Geist von Trient in seiner gesamten Spannbreite (nicht nur in dogmatischer Hinsicht) wurde aber bei jeder jesuitischen seelsorglichen Aufbauarbeit vorausgesetzt. Seine Verbreitung war die *conditio sine qua non*, ohne die den Jesuiten die Basis fehlte.

Dies bedeutet in seiner vollen Tragweite, selbst wenn die Jesuiten größeren Einfluß auf die rheinischen Erzbischöfe gehabt hätten, als sie tatsächlich ausübten, von einer wirklichen Lenkung der kirchlichen Entwicklung im Rheinland hätte auch dann nicht die Rede sein können.

Wahrscheinlich war die Wirkung einzelner Mitglieder des Ordens als individuelle Persönlichkeiten auf die rheinischen Metropolen größer als deren Beeinflussung durch die Ordensgemeinschaft. Diese Form der geistlichen Wirkung kann allerdings nur in einem sehr weit gefaßten Sinne als jesuitisch bezeichnet werden. Man wird sich diesen für den Historiker leichter zu vermutenden als nachzuweisenden Einfluß am ehesten in der Art vorzustellen haben, wie er beispielsweise von Friedrich Spee auf den Mainzer Domkapitular Johann Philipp von Schönborn stattfand, der erst 1647/48 ein rheinischer Erzbischof wurde.<sup>50</sup>

Beziehungen erschöpfen sich nicht in einseitig verlaufenden Einflüssen. Es ist also auch die Frage zu stellen: Wie haben die drei Metropolen des Rheinlandes zur Zeit Spees auf den Jesuitenorden in dessen rheinischen Niederlassungen eingewirkt? Für die Gesellschaft Jesu bot sich in den Kirchenprovinzen von Köln, Mainz und Trier eine einigermaßen neue und vor allem sehr schwierige Erfahrung. Sie hatten es mit Fürsten zu tun, die bei höchstem Rang über wenig reale Macht verfügten, deren Abfall von der Kirche niemals zu befürchten war, deren religiöser Eifer aber oft genug zu wünschen übrig ließ. Vor allem hatten sie es mit Fürsten zu tun, die eigentlich in erster Linie Bischöfe waren. Dies brachte Erfahrungen, die auch der schon zu Spees Zeiten weltumspannende Jesuitenorden nicht oft machte. Die Gesellschaft Jesu hatte mit diesen ungewöhnlichen Verhältnissen ganz besondere Probleme, unter deren Folgen ihr Mitglied Friedrich Spee mehr als einmal ganz persönlich und konkret gelitten hat.

<sup>50</sup> Daß die späteren Maßnahmen des Mainzer Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn gegen die Hexenprozesse auf dessen Jahrzehnte vorher erfolgte Beeinflussung durch Spee zurückgehen, ist bekanntlich durch Leibniz bezeugt.

## Spee und Tanner aus der Sicht eines römischen Kardinal-Inquisitors

In den bisherigen Veröffentlichungen zur Rezeption der *Cautio Criminalis* wurde ein wichtiges Dokument übersehen, die Stellungnahme des Kurienkardinals und Mitgliedes der obersten römischen Inquisitionsbehörde, Francesco Albizzi (1593–1684). Hierin kam nicht die Privatmeinung eines »fortschrittlichen« Außenseiters innerhalb einer angeblich konservativ-reaktionären Gerontokratie im Purpurgewand zum Ausdruck,<sup>1</sup> sondern exemplarisch die Haltung an der Spitze der katholischen Kirche gegenüber der Hexenfrage im 17. Jahrhundert.

Um dies zu belegen, soll zunächst ein anderer römischer Jurist und Zeitgenosse Albizzis zu Wort kommen: Cesare Carena (ca. 1597–1659), zwar Laie, aber als Konsultor und Ankläger jahrzehntelang Mitarbeiter des Inquisitionstribunals im norditalienischen Cremona.<sup>2</sup> Er verfaßte eines der meistgelesenen Handbücher für Inquisitoren, den *Tractatus De S. Officio*. Darin äußerte er sich zwar nicht über die *Cautio Criminalis*, aber über Spees großes Vorbild, Pater Adam Tanner (1572–1632). Beginnend mit der Auflage von 1655 enthält der *Tractatus* den Text der um 1620 erlassenen Hexenprozeßordnung der römischen Inquisition. In seinem Kommentar dazu berief sich Carena auch auf Tanner. Im einzelnen ging es um ein zentrales Problem der meisten Hexenprozesse, die Würdigung von Geständnissen über die Teilnahme der Angeklagten und angeblicher Komplizen am Hexensabbat und die Suche nach überprüfbaren Fakten, insbesondere dem *Corpus delicti*. Carena gab zunächst die von einem anderen Au-

<sup>1</sup> Eine ebenso gelehrte wie einseitige Analyse der päpstlichen Kurie legte Christoph Weber vor: *Senatus Divinus. Verborgene Strukturen im Kardinalskollegium der frühen Neuzeit*. Frankfurt/Main 1996. Siehe dagegen die Rezension von Volker Reinhardt in: *Zeitschrift für historische Forschung* 25 (1998), S. 454–456.

<sup>2</sup> Gabriele Cornaggia Medici: Cesare Carena, giurista cremonense del secolo XVII. In: *Archivio storico lombardo* 57 (1930), S. 297–330, hier S. 300–306. Genaue bibliographische Angaben zu dem erstmals 1631 und dann bis 1669 vielfach wiederaufgelegten *Tractatus* bei Emil van der Vekene: *Bibliotheca Bibliographica Historiae Sanctae Inquisitionis*. Bd. 1. Vaduz 1982, S. 48–59.

tor gemachten Erfahrungen über einen konkreten Fall wieder und schloß daran allgemeine Überlegungen an: »Eine Frau gestand fälschlicherweise, sie habe in einer Nacht ein Kind von der Brust der Mutter weggenommen und es zum Hexensabbat mitgenommen, wo es von ihr und ihren Gefährten getötet worden sei [...] Und dennoch: Die Mutter des Kindes sagte auf Befragen, niemals sei so etwas mit ihrem Kind geschehen. Da also bei einer solchen Materie mehrfach Irrtümer vorkommen können, muß, damit nicht [...] Unschuldige verurteilt werden, mit größter Klugheit und Umsicht vorgegangen werden, wozu der sehr gelehrte Herr Adam Tanner aus der niemals genug gelobten Gesellschaft Jesu in seiner Schrift über den Hl. Thomas [Quellenangabe] auf das Gleichnis bei Matthäus 13 hinweist, wo der Hausvater den Dienern, die darum bitten, das Unkraut auszureißen, entgegnet: Damit ihr nicht beim Sammeln des Unkrauts auch den Weizen mit ausreißt, laßt beides bis zur Zeit der Ernte wachsen, und wenn die Zeit der Ernte gekommen ist, werde ich den Schnittern sagen: sammelt zuerst das Unkraut [...] Aufgrund dieser Stelle, sagt Tanner, wird jeder Obrigkeit eine allgemeine Regel vorgeschrieben, daß, wenn ein Verbrechen nicht bestraft und ausgerottet werden kann, ohne Unschuldige in Gefahr zu bringen [...], daß man dann eher von einer Bestrafung absehen und sie dem göttlichen Richter überlassen soll, als mit unzeitgemäßem und gefährlichem Eifer die Unschuldigen zugleich mit den Schuldigen ins Verderben zu stürzen.«<sup>3</sup>

Carena erfaßte hier das zentrale Anliegen Tanners, ausgedrückt in dem biblischen Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, das auch für Spee so überzeugend und plastisch war, daß der Jesuit es mehrmals unter Berufung auf seinen bayrischen Ordensbruder in seinem Buch zitierte.<sup>4</sup> Carena scheint aber die *Cautio* nicht gekannt zu haben – im Unterschied zu einem seiner Vorgesetzten in Rom: Francesco Albizzi.

<sup>3</sup> Hier meine Übersetzung nach der Ausgabe von 1668, die mir Dr. John Tedeschi freundlicherweise in einer Kopie zur Verfügung stellte: Cesare Carena: *Tractatus de Officio Sanctissimae Inquisitionis*. Bologna 1668, S. 437. Ein Exemplar aus diesem Jahr findet sich auch in der Stadtbibliothek Trier. (Signatur: H. 13. a.)

<sup>4</sup> Zum Beispiel im 13. *Dubium*. Näheres bei Wolfgang Behringer: Von Adam Tanner zu Friedrich Spee. In: Theo G. M. van Oorschot (Hrsg.): *Friedrich Spee (1591–1635)*. Düsseldorf Symposium zum 400. Geburtstag. Bielefeld 1993, S. 154–175, hier S. 163.

Einige kurze Erläuterungen zum institutionellen Hintergrund<sup>5</sup>: 1542 war von Papst Paul III. als Reaktion auf Luthers Reformation die »*Sacra congregatio Romanae et universalis Inquisitionis seu Sancti Officii*« oder kurz: das Heilige Offizium gegründet worden. Seit der Neuordnung der Kardinalskongregationen 1588 war das aus ca. acht bis 15 Mitgliedern bestehende Gremium das wichtigste Machtorgan der katholischen Kirche. Die Kardinäle tagten mindestens zweimal wöchentlich. An dem Donnerstagstermin nahm nach Möglichkeit der Papst selbst den Vorsitz wahr. Einschränkend ist zu sagen, daß die gerichtlichen Befugnisse der Kongregation in Ketzer- und Hexenprozessen im wesentlichen auf Italien begrenzt waren. Nur hier, zwischen Como, Venedig und Neapel, stand ein Netz von Inquisitionstribunalen zur Verfügung (Sizilien und Sardinien waren der 1478 gegründeten spanischen Inquisition zugeordnet). Die seit dem 13. Jahrhundert auch außerhalb Italiens, besonders in Frankreich, zur Ketzerbekämpfung von den Päpsten gegründeten Inquisitionen existierten in der Neuzeit bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr. Ihre Aufgaben nahmen in katholischen Ländern bischöfliche oder staatliche Gerichte wahr, ausgenommen Portugal und Spanien, wo am Beginn der Neuzeit auf Wunsch der Könige ein Netz von straff organisierten Inquisitionstribunalen eingerichtet wurde.

Albizzi, mehrfacher Familienvater, der nach dem Tod seiner Frau Weltpriester geworden war, amtierte seit 1635 als Assessor des Heiligen Offiziums in Rom, gewissermaßen als »Geschäftsführer«, der qua Amt auch als Nicht-Kardinal an den Geheimsitzungen des Gremiums teilnehmen durfte, ein Recht, das außer ihm nur noch dem Commissarius, dem »Chefankläger«, der traditionsgemäß von den Dominikanern gestellt wurde, zustand.<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Grundlegend zur römischen Inquisition, aber notgedrungen noch ohne Heranziehung der römischen Bestände: John Tedeschi: *Il Giudice e L'Eretico*. Studi sull'Inquisizione romana. Mailand 1997, aktualisierte, italienische Fassung der englischen Ausgabe »*The Prosecution of Heresy*«. Binghamton 1991; dort S. 11–15 ein Überblick über die seit 1991 erschienene Literatur. Siehe jetzt auch: *L'apertura degli archivi del Sant'Uffizio Romano*. Giornata di studio, Roma, 22. gennaio 1998. Ed. Accademia Nazionale dei Lincei, Congregazione per la Dottrina della Fede. Rom 1998.

<sup>6</sup> Zu Albizzis Lebenslauf vgl. Lucien Ceysens: Albizzi. Son autobiographie et son testament. In: *Bulletin de l'Institut historique belge de Rome* 45 (1975), S. 343–

Knapp ein Jahr nach seiner Ernennung mußte Albizzi sein Amt für 15 Monate ruhen lassen, da er Kurienkardinal Marzio Ginetti 1636/37 in diplomatischer Mission nach Köln zu begleiten hatte. Bald nach seiner Rückkehr in die Ewige Stadt befaßte sich der Assessor jahrzehntelang mit einem neuen dogmatischen Problem innerhalb der katholischen Kirche, der Lehre des Bischofs von Ypern, Cornelius Jansen (1585–1638), in der sich manche Berührungspunkte mit der Prädestinationslehre des Calvinismus fanden. Albizzi wirkte wesentlich an der Ablehnung des Jansenismus unter den Päpsten Innozenz X. (1644–1655) und Alexander VII. (1655–1667) mit.<sup>7</sup> 1654 wurde sein Engagement mit der Verleihung des Kardinalshutes belohnt. Zugleich trat er, jetzt also nicht mehr Assessor, als vollberechtigtes Mitglied in das Heilige Offizium ein.

Albizzis Spee-Beziehung findet sich, ähnlich wie Carenas Tanner-Zitat, in einem Kommentar zu dem Abdruck der Hexenprozeß-Instruktion.<sup>8</sup> Einleitend führt Albizzi aus: »Da bei Hexenprozessen von den Inquisitoren und den zuständigen Bischöfen bei dem Nachweis des Corpus delicti gesündigt wurde, das völlig nachgewiesen werden muß, besonders wenn es um Kindestötung und Schadenzauber mit angeblich tödlichem Ausgang geht, hat die Suprema [das Heilige Offizium in Rom] zur Unterrichtung der Glaubensrichter die nachfolgende Instruktion drucken lassen und ihnen in Rundschreiben zugeleitet.«<sup>9</sup>

Wie bei Carena ist auch für Albizzi die Frage des Hexensabbats der Grund, warnend auf die Erfahrungen deutscher Theologen zurückzugreifen: »Daß den Hexen, die beteuern, sie hätten am Hexensabbat bestimmte Personen gesehen, nicht zu deren Nachteil geglaubt werde, da es für Illusion angesehen wird, hat die Suprema mehrmals fest-

376; ders.: *Le Cardinal Francois Albizzi (1593–1684): Un cas important dans l'histoire du jansénisme*. Rom 1977, wo aber das Hexenproblem kaum berührt wird.

<sup>7</sup> Vgl. Marcel Albert: *Nuntius Fabio Chigi und die Anfänge des Jansenismus 1639–1651*. Freiburg i. B. 1988, S. 41–45.

<sup>8</sup> Franciscus Albitius: *De Inconstantia in iure admittenda vel non [...]*. Amsterdam 1683, verlegt angeblich von Jean Antoine Huguetau. Druckort und/oder Verlag sind fingiert, da sich die aus Lyon stammende, hugenottische (!) Verlegerfamilie Huguetau erst nach 1683 in Holland niederließ (frdl. Hinweis von Dr. Hans de Waardt).

<sup>9</sup> Albitius, S. 350. Ich zitiere den seltenen Druck nach dem Exemplar im Archiv der Glaubenskongregation in Rom.



Francesco Albizzi (1593–1684), Mitglied des Heiligen Offiziums in Rom ab 1635, Kardinal-Inquisitor ab 1654. Kupferstich aus J. P. Vulpinus: *Succus ex opere criminalis P. Farinacii*. Lyon 1663.

gelegt, besonders 1594 und 1595. Daraus ist ein Gelehrtenstreit entstanden [...].

Daher ist immer die Praxis der weltlichen und der geistlichen Gerichte in Deutschland abgelehnt worden, wonach man eine Hexenverfolgung in Gang setzte, nur weil eine einzige Hexe bezeugte, sie habe andere beim Sabbat gesehen, und daß man sie für überführt hielt, wenn dies zwei Hexen behaupteten; gegen diese Praxis wendet sich Pater Tanner in einem dieser Sache gewidmeten Kommentar *et incertus Auctor Theologus Romanus, eo quo inscribitur libro Cautio Criminalis seu de processibus contra Sagas liber ad Magistratus Germaniae hoc tempore necessarius impressus Renthelii anno 1631*.<sup>10</sup>

Dem Kardinal-Inquisitor war also die *Cautio Criminalis* in der Rintelner Erstaussage ein Begriff, und er schätzte sie in der besagten Frage für so bedeutsam ein wie Tanners *Theologia moralis*, obwohl ihm der Verfasser unbekannt blieb. Offensichtlich hat Albizzi über die Autorschaft nicht mit Spees altem Förderer und Vorgesetztem gesprochen, Pater Goswin Nickel, der von 1652 bis 1664 als General des Jesuitenordens in Rom wirkte.

Aber der Kardinal kannte die Hochburg der Hexenverfolgungen, Deutschland, aus eigener Anschauung. Unmittelbar im Anschluß an das Lob für Tanner und die *Cautio* erzählt er: »Und als ich Kardinal Ginetti, der an die katholischen deutschen Fürsten entsandt worden war, um den Frieden zu vermitteln, begleitete, bot sich unseren Augen ein fürchterliches Schauspiel: außerhalb der Mauern mehrerer Dörfer und Städte waren unzählige Pfähle errichtet, an die gefesselt arme und überaus bedauernswerte Frauen als Hexen von den Flammen verzehrt worden waren.«<sup>11</sup>

Albizzi hatte diese Erfahrungen während seines fünfzehnmonatigen Deutschlandaufenthalts gemacht, der ihn 1636/37 nach Köln führte. Hervorzuheben ist, daß es sich hier nicht nur um Äußerungen persönlicher Betroffenheit handelt, sondern sein Verdikt die grundsätzlich ablehnende Haltung Roms gegenüber der in Deutschland praktizierten Lösung der Hexenfrage widerspiegelt. Zumindest seit der Mitte der 50er Jahre beließen es Papst und Kurie nicht bei dem Ausdruck

<sup>10</sup> Albitius, S. 355, § 177–178.

<sup>11</sup> Albitius, S. 355, § 179.

des Unbehagens oder gar Abscheus, sondern sie versuchten, zunächst in Reaktion auf Mißstände, dann aktiv, Hinrichtungen von Hexen, auch und gerade außerhalb Italiens, zu unterbinden. Dies geht hauptsächlich aus den seit 1996 erstmals der Forschung zugänglichen Sitzungsprotokollen im Archiv der Glaubenskongregation hervor, wird aber auch schon in Albizzis weiteren Fallschilderungen deutlich: »Und während ich dies niederschrieb, hatte der Inquisitor von Besançon gemäß der Praxis jener Gegenden mehrere Männer und Frauen dem weltlichen Arm übergeben, deren Prozesse später von der Suprema für nichtig und ungerecht befunden wurden; deshalb wurden sie als unschuldig freigelassen und der Inquisitor wurde abgesetzt und dem neuen Inquisitor vorgeschrieben, Hexenprozesse nach der obigen Instruktion durchzuführen.«

In der Freigrafschaft Burgund, die bis zur Annexion durch Frankreich 1674 zur spanischen Krone gehörte, war tatsächlich gegen Ende der 50er Jahre gerade der in Besançon residierende Inquisitor Pierre Symard der Scharfmacher, der zunächst in Kooperation, dann in Konkurrenz mit der staatlichen Justiz eine große Prozeßserie in Gang gesetzt hatte.<sup>12</sup>

Albizzi fuhr fort: »Bei diesem Thema kann ich nur die Weisheit und Klugheit der einstigen Königin von Schweden Christine bewundern, die, nachdem sie mit einem seltenen Beispiel der lutherischen Häresie abgeschworen und zur katholischen Religion übergetreten war, lieber auf das irdische Königreich verzichten als das Himmelreich verlieren wollte. Als ich dies geschrieben hatte, hat sie öfters gesagt, sie habe, als sie noch regierte, befohlen, Hexen nicht mit dem Tode zu bestrafen, wenn es nicht wirklich feststand, daß sie Kindesmord oder andere Morde begangen hätten, denn sie war der Ansicht, daß das, was sie gestünden, aus weiblichen Affekten (*ex effectibus uterinis*) oder teuflischen Vorspiegelungen geschehe [...].«<sup>13</sup>

Ex-Königin Christine (1626–1689), die einzige Tochter und Erbin Gustav Adolfs, die seit ihrem Rücktritt 1654 in Rom lebte, spielte hier auf ihren Erlaß für das Stift Verden in Norddeutschland an.<sup>14</sup> Er war

<sup>12</sup> E. William Monter: *Witchcraft in France and Switzerland*. London 1976, S. 81–85.

<sup>13</sup> Albitius, S. 355, § 179–180.

<sup>14</sup> Zu dieser Äußerung quellenkritisch Bengt Ankarloo: *Sweden: the Mass Burnings*

unter anderem durch die deutsche Übersetzung der *Cautio Criminalis*, die 1647 der protestantische Militärgestaltliche Johann Seifert in Bremen veröffentlicht hatte, verursacht worden.

Weiter Albizzi: »Ich entsinne mich auch, daß mehrere Jungen und Mädchen aus Rätien nach Mailand gebracht wurden, deren Eltern als Hexen von den Flammen verzehrt worden waren und die selbst durch Zeugenaussagen beschuldigt worden waren, an Hexensabbaten teilgenommen zu haben. Nichtsdestoweniger wurden sie freigelassen und von gelehrten Beichtvätern unterwiesen.«<sup>15</sup>

Diese dramatische Begebenheit, die dazu führte, daß Rom 1654/55 das Leben von fünf Jungen und zehn Mädchen aus Graubünden rettete, indem man sie der drohenden »executio bestialis« durch die weltliche Justiz entriß und der Obhut der Inquisition im sicheren Mailand anvertraute, dürfte mit zu der offiziellen Drucklegung der Hexenprozeß-Instruktion 1657 beigetragen haben.<sup>16</sup>

Diese wenigen Angaben müssen hier genügen, um den Hintergrund des Lobes eines römischen Kardinal-Inquisitors für die *Cautio Criminalis* verständlich zu machen. Aber der aus Tirol stammende bayrische Jesuit Adam Tanner sollte von der Forschung nicht auf den zweiten Rang verwiesen werden, war er doch, wie das Zeugnis Carenas beweist, südlich der Alpen bekannter als sein Ordensbruder aus den nördlichen Gefilden Deutschlands. Auf jeden Fall bestätigt aber unsere Analyse eine zentrale Erkenntnis der gegenwärtigen Forschung. Trotz der ihr wesensgemäßen Intoleranz gegen Häretiker und des Festhaltens am Hexenglauben hat die neuzeitliche Inquisition auch positive Seiten gehabt. Ihre Einstellung zur Hexerei war klüger und ihre Direktiven für den Strafprozeß zeugten von mehr Gerechtigkeit und Humanität als die vieler evangelischer und katholischer Obrigkeiten außerhalb Italiens.

(1668–1676). In: Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries. Hrsg. von B. Ankarloo u. G. Henningsen. Oxford 1990, hier S. 291.

<sup>15</sup> Albitius, S. 355, § 181.

<sup>16</sup> Näheres bei Rainer Decker: Hintergrund und Verbreitung des Drucks der römischen Hexenprozeß-Instruktion (1657). In: Historisches Jahrbuch 118 (1998), S. 277–286.

HERMANN JOSEPH GRAF VON SPEE

## Ein Distichon in Friedrich Spees Handschrift?

(Mit einem Kommentar von Eckhard Grunewald)

Im Nachlaß meines Vaters fand sich ein kleiner Zettel mit einem handschriftlichen Distichon, das die Unterschrift von Fridericus Spe trägt:

Spe sum dum spero / spe nunquam laetor inani.  
Dum spiro spero / spes mea Christus erit.<sup>1</sup>

Diesen Zettel hatte eine Schwester meines Vaters, die Ordensfrau bei den Aachener Franziskanerinnen war und in Köln die Studentenküche führte, von einem ihr bekannten Pater Deodatus aus Aachen erhalten. Dieser Pater schreibt dazu:

»Als Beigabe zum Distichon *P. Friedrich Spee* folgendes:

In den neunziger Jahren hatte Kardinal *Krementz* uns das ehemalige Emeritenhaus für Geistliche in *Kaiserswerth* überwiesen. Ich kam dorthin und fand auf dem Speicher über der Kapelle verschiedene alte Bücher, unter ihnen ein altes ganz verbrauchtes Brevier, in welchem vorn als erstes Blatt der Zettel mit dem Distichon eben noch anklebte; daselbst war auch ein kleines *Novum testamentum* mit dem Namen: *Friedrich Spee S. J.* Das Distichon nahm ich an mich; die Bücher legte ich zusammen in eine kleine dort stehende alte Kiste. Bei einer späteren Anwesenheit in *Kaiserswerth* habe ich nach den Büchern gesucht, dieselben waren aber inzwischen aufgeräumt und vielleicht weil alt und unbrauchbar verbrannt. Wie kamen die Bücher nun dahin? Ich denke, da *P. Spee* in *Kaiserwerth* geboren (25. 2. 1591) werden die Eltern oder Anverwandten diese Bücher dem damaligen Kapuzinerkloster (das Emeritenhaus war ein ehemaliges Kapuzinerkloster) über-

<sup>1</sup> Handschriftliches *f* wird hier und im folgenden als *s* wiedergegeben.



sondern in der Form:

[S]pe<sup>8</sup> sum dum spero / spe nunquā lactar<sup>9</sup> inaī  
Dum spiro spero / spes mea Christ[us]<sup>10</sup> erit.

Fridericus Spe.  
Caesaris insulan[us]

Die Niederschrift ist durch Ungenauigkeiten und Fehler gekennzeichnet:

1. Das vorletzte Wort der ersten Zeile ist durchgestrichen (das gelöschte – mit s beginnende – Wort nicht mehr zu entziffern).
2. Das über der Streichung nachgetragenen Wort *lactar* (statt richtig *laetor*) weist gleich zwei Fehler auf.
3. Beim letzten Wort der ersten Zeile *inaī* ist der Nasalstrich falsch positioniert; richtig müßte es *ināi* heißen.

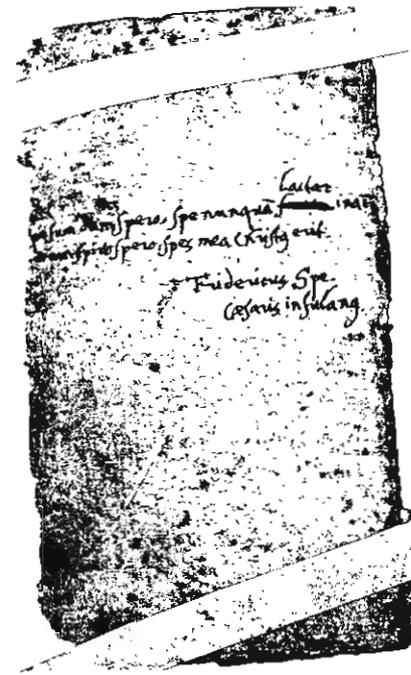
Fehler 1 erscheint als Versehen eines Schreibers, der den Text nicht genau kennt; Fehler 2 deutet auf ein Mißverständnis (Lesefehler) der Vorlage hin; Fehler 3 könnte auf Flüchtigkeit zurückzuführen sein. Alle drei Fehler zusammen legen den Schluß nahe, daß es sich bei dem Kaiserswerther Distichon nicht um ein Autograph Friedrich Spees handelt, sondern um die Abschrift eines fremden Schreibers, der sich mit recht zweifelhaftem Erfolg um die Kopie des Spee-Mottos bemühte, das ihm vermutlich in der Originalhandschrift des Dichters vorgelegen hat. Also Friedrich Spee aus zweiter Hand. Das Manuskript würde dadurch keineswegs seinen Wert verlieren. Wenn wir hier auch keine Spee-Reliquie vor uns hätten, so bliebe das Blatt doch allemal ein bedeutsames Dokument früher Spee-Verehrung im 17. Jahrhundert.

Aber vielleicht ist die weitaus attraktivere Vorstellung, daß wir in der Kaiserswerther Handschrift ein Autograph Friedrich Spees vor uns haben, doch zu retten. Die Schreibfehler sind zwar nicht zu leugnen, jedoch läßt sich kaum ein einsichtiger Lebenszusammenhang re-

<sup>8</sup> Bei *Spe* Verlust des ersten Buchstabens durch Abriß.

<sup>9</sup> Unter *lactar* ein Wort gestrichen.

<sup>10</sup> Die Abbrueviatur *us* kann hier typographisch nicht wiedergegeben werden und wird daher aufgelöst; vgl. auch *insulan[us]*.



konstruieren für die Arbeit eines fremden Kopisten, der das Spee-Motto – voller Verehrung, aber auch voller Fehler – auf das Vorsatzblatt eines Breviers einträgt. So gewinnt die Vermutung des Paters Deodat de Lamboy<sup>11</sup>, der die Handschrift seinerzeit in Kaiserswerth entdeckt hat, erneut an Gewicht, daß es sich nämlich bei dem Brevier wie bei dem gleichzeitig gefundenen, inzwischen verlorenen (mit Friedrich Spees Signatur versehenen) Neuen Testament um Bücher aus dem Besitz des Dichters handelte, die »die Eltern oder Anverwandten [...] dem damaligen Kapuzinerkloster (das Eremitenhaus war ein ehemaliges Kapuzinerkloster) übergeben haben«. Also doch ein Speesches Autograph? Wenn ja,

dann erlaubt der fehlerhafte Zustand des Textes (der oben als Indiz für eine Kopie fremder Hand gewertet wurde) allerdings nur den Schluß, daß es sich bei dem Zweizeiler um eine Federprobe des noch ganz jungen Friedrich Spee handelt, der sich mit dem bereits recht gut entwickelten Selbstbewußtsein eines »Spe Caesaris insulan[us]«, aber weit weniger gut entwickelten Lateinkenntnissen auf dem Vorsatzblatt des Breviers zu verewigen suchte. Der Text dürfte dann aus der

<sup>11</sup> Es handelt sich um Joseph Hubert Deodat de Lamboy (1856–1947), Angehöriger der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariae (Congregatio Sanctorum Cordium Jesu et Mariae [SS.CC.]), der sich in den Jahren 1895/96 in Kaiserswerth aufhielt und hier – in dem zu einem Schülerwohnheim umgestalteten Kapuzinerkloster – als Schülerpräfekt wirkte. Vgl. Werner Promper: Ein langes Leben im Dienst der Weltmission: Pater Deodat de Lamboy SSSC. 1856–1947. In: Im Göhlthal. Zeitschrift der Vereinigung für Kultur, Heimatkunde und Geschichte im Göhlthal Nr. 46 (Februar 1990), S. 13–46, hier S. 22. – Für den Hinweis danke ich Pater Hans-Ulrich Willms SS.CC. (Aachen).

Zeit kurz vor oder nach Beginn des gymnasialen Lateinunterrichts in Köln<sup>12</sup>, also aus den Jahren um 1602 datieren.

Die These vom Speeschen Autograph erscheint in sich zwar schlüssiger als die Vorstellung von der fremdhändigen Kopie des Zweizeilers, sie läßt sich jedoch ebenfalls nicht sicher beweisen – freilich auch nicht widerlegen. Wenn es auch an letzter Gewißheit mangelt, so besteht doch kein hinreichender Grund, die willkommene Vorstellung, in Kaiserswerth habe sich eine frühe Handschrift des »größten Sohnes der Stadt« erhalten, vorschnell aufzugeben. Vielleicht kann das Blättchen mit dem »Spe sum dum spero«-Eintrag den Blick der Historiker erneut auf den jungen Friedrich Spee lenken, von dem wir bislang nur wenig wissen; mit Sicherheit wird es die Phantasie künftiger Spee-Biographen beflügeln ...

<sup>12</sup> Zu Spees Lateinunterricht vgl. Rosenfeld (wie Anm. 5), S. 14 f.

## Einige Bemerkungen zu Adventsliedern Spees

Soweit uns bis heute bekannt ist, hat Spee acht Adventslieder verfaßt, die er alle in dem 1622 zu Würzburg erschienenen Bändchen *Das Allerschönste Kind* veröffentlichte. Wie der »Vorspruch« zu diesem kleinen Gesangbuch (»Wer Christus sey/ lern junger Christ«) beweist, war es an erster Stelle für die Kinderkatechese bestimmt und wohl aus Spees Praxis in den Katechismusschulen hervorgegangen. In den Liedern drängt sich denn auch das Lehrhafte mehr oder weniger deutlich in den Vordergrund. In fünf »Tractätln.« ist WZ 1622<sup>1</sup> eingeteilt, von denen das erste und zweite je vier Adventslieder enthalten. Die Lieder der übrigen drei »Tractätln.« besingen das Weihnachtsgeschehen.<sup>2</sup> Inhalt der vier Lieder des ersten Traktätleins sind die Prophetien und Präfigurationen (Vorausdeutungen) eines kommenden Messias und Welterlösers, wie sie Gelehrte in den Schriften des Alten Testaments und in der vorchristlichen Geschichte Ägyptens und Roms gefunden oder in sie hineingedeutet hatten.<sup>3</sup> Mit dem Mysterium der Menschwerdung befassen sich die vier Lieder des zweiten Traktätleins. Auch sie sind Advents-, keine Weihnachtslieder; sie beziehen sich nämlich auf den Zeitpunkt der Verkündigung des Engels an Maria, auf die Empfängnis ihres Sohnes Jesus, auf die Vereinigung von Gottheit und Menschheit in ihrem Schoß. Dieses alles spielte sich neun Monate vor Weihnachten ab.

Der vorliegende Beitrag beabsichtigt keine eingehende Interpretation der Lieder. Volker Collinet hat in seiner maschinenschriftlichen Diplom-Arbeit *Ausgewählte Spee-Lieder zum Advent* (Trier 1987)

<sup>1</sup> Mit diesem Kürzel wird ab jetzt auf *Das Allerschönste Kind* verwiesen.

<sup>2</sup> Das ganze Bändchen ist neu erschienen in: Friedrich Spee. Die anonymen geistlichen Lieder vor 1623. Hg. von Michael Härting. Berlin 1979. Die Lieder des 2. Traktätleins finden sich auf S. 170–182.

<sup>3</sup> In lateinischen Anmerkungen zu den Liedern gibt Spee seine Quellen gewissenhaft an, zum Beispiel Sebastian Barradas: *Commentarii in Concordiam et Historiam evangelicam*. Bd. I. Mainz 1609.

das erste Traktätlein bis in alle Einzelheiten analysiert. Die jetzt folgenden Notizen sollen deshalb zunächst und vor allem von den Liedern des zweiten handeln. Nur auf das erste Lied im ersten Traktätlein »O Heiland reiß die Himmel auf« soll näher eingegangen werden; denn dessen Ausnahmestellung unter den acht Gesängen verlangt eine eigene Würdigung.

### I. Die vier Lieder des zweiten Traktätleins

#### 1. Das Lied »Vom Himmel ein Englischer Bott«

Vom Himmel ein Englischer Bott  
 Schnell durch die Wolcken dringt/  
 Schnell durch die Wolcken dringt/  
 Er kompt gesandt vom höchsten Gott/  
 Vnd gute Zeitung bringt/  
 Vnd gute Zeitung bringt/  
 Vnd gute Zeitung bringt.

2.

Der Engel ein Ertzengel ist  
 Sein Nahm heist Gabriel/  
 Sein Nahm heist Gabriel.  
 Bringt Zeitung daß der wahre Christ/  
 Werd seyn Emmanuel/  
 Werd seyn Emmanuel/  
 Werd seyn Emmanuel.<sup>4</sup>

3.

O Nazareth! Du edle Statt!  
 Wol heistu Blumen Gart. (2 ×)  
 Der Bott in dir zu grüssen hat/  
 Ein Jungfraw keusch vnd zart. (3 ×)

<sup>4</sup> Aus Gründen der Platzersparnis werden die Wiederholungen nicht weiter abgedruckt. Damit der Leser aber nicht vergißt, daß sie dazugehören, wird jeweils »(2 ×)« oder »(3 ×)« hinzugefügt.

4.

Die Jungfraw zart Maria heist.  
 Maria heist ein Stern: (2 ×)  
 Erleucht hat sie der Heylig Geist/  
 Jhr Tugendt glantzen fern. (3 ×)

5.

Sih da: der Bott geht in das Hauß  
 Mit grossem Glantz vnd Schein/ (2 ×)  
 Jetzt richt er seine Botschaft auß/  
 Die Gott jhm geben ein. (3 ×)

6.

Er grüst die Jungfraw Gnaden voll/  
 Vnd daß Gott mit jhr sey. (2 ×)  
 Sie Gottes Sohn gebären soll/  
 Der sie gebenedey. (3 ×)

7.

Die Jungfraw wird roth wie ein Roß/  
 Vnd sich verwundert sehr/ (2 ×)  
 Wie müglich sey das Wunder groß/  
 Bey Jungfräwlicher Ehr. (3 ×)

8.

Da gibt der Engel Antwort auff/  
 Wie das zu werde gehn/ (2 ×)  
 Ohn Mann: nit nach gemeinem Lauff/  
 Werd das von Gott geschehn. (3 ×)

9.

Die Jungfraw jhren Willen neigt/  
 Glaubts was der Engel sagt/ (2 ×)  
 Jn Demut sich gehorsam zeigt/  
 Will seyn deß Herren Magdt. (3 ×)

10.

Da geht auff die Himlische Pfort/  
 Herab kompt Gottes Sohn: (2 ×)  
 Wird Mensch/ wird Fleisch/ das ewig Wort/  
 Jn dieser Jungfraw schon. (3 ×)

Das nach dem Ignatianischen Meditationsschema gestaltete Lied erzählt die Geschichte der Verkündigung nach Lukas 1, 26–38 in einfachen, kindgemäßen Worten ohne großen poetischen Aufwand. Die Adjektive sind formelhaft: »edle Statt«, »Jungfraw zart«, »grosser Glantz«, »Wunder groß«. Es gibt nur einen einzigen poetischen Vergleich im ganzen Lied: »Die Jungfraw wird roth wie ein Roß«. Wirklich, es würde sich um ein denkbar einfaches, für kleinste Kinder geeignetes Katechismuslied handeln, wären da nicht die fortwährenden Zeilenwiederholungen. Eine solche über zehn Strophen hinweg andauernde, poetisch kaum vertretbare Gedichtform läßt sich nur aus Spees Bestreben erklären, den Kindern den Inhalt der Texte durch stetes Wiederholen einzupauken. Allerdings hat Spee ein solches Wiederholen nicht selbst erfunden. In dem Lied, dessen Melodie ihm als Vorlage diente, kommt es in etwas einfacherer Gestalt ebenfalls vor<sup>5</sup> (vgl. Notenbeispiel A).

Notenbeispiel A: Das Schema der Textwiederholung ist hier: a b c c und das der Melodiewiederholung: 1 2 3 4 3.

Na - tus est no - bis ho - di - e  
Es ist ein kind - lein vns ge - born,  
de pu - ra vir - gi - ne  
vor an - dern auß - er - korn,  
Chri - stus rex glo - ri - ae,  
das stil - let Got - tes - zorn,

<sup>5</sup> Abgedruckt bei Wilhelm Bäumker: Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Bd. I. Freiburg 1886, S. 328 f.

Chri - stus rex glo - ri - ae,  
das stil - let Got - tes - zorn,  
Chri - stus rex glo - ri - ae.  
das stil - let Got - tes - zorn.

Notenbeispiel B: Spees Text hat folgendes Schema: a b<sup>1</sup> b<sup>2</sup> c d<sup>1</sup> d<sup>2</sup> d<sup>3</sup> und seine Melodiewiederholung: 1 2 3 2 3 4 3.

Vom Him-mel ein Eng-li-scher Bott

Schnell durch die Wol - cken dringt /  
Schnell durch die Wol - cken dringt /  
Er kompt ge - sandt vom höch - sten Gott /  
Vnd gu - te Zei - tung bringt /

Vnd gu - te Zei - tung bringt /

Vnd gu - te Zei - tung bringt.

Spee hat aber sein Lied noch ungleich komplizierter gestaltet (vgl. Notenbeispiel B).

Spee schob also noch einmal das Melodiezeilenpaar 2 3 ein. Vom Text her gesehen besitzt dadurch die Textzeile b<sup>2</sup> eine andere Melodie als die von ihr wiederholte Zeile b<sup>1</sup>, während die Textzeile c die gleiche Melodie wie die Zeile b<sup>1</sup> aufweist. Dieses Gegeneinander von Text und Melodie macht zwar das Lied weniger fließend, aber wahrscheinlich hatte diese neue Anordnung folgenden Grund. Georg Vogler ließ in seinem *Catechismus* (1625) die Kinder sehr oft singen und versuchte deshalb, diesen Gesang auf vielerlei Weise zu variieren. Zum Beispiel sangen einige Vorsänger(innen) die Strophen und die ganze Kindergruppe dazu den Kehrsvers, oder die Gruppe sang sogar innerhalb jeder Strophe einzelne Zeilen mit.<sup>6</sup> Die letztere Form hat auch Spee für sein Lied gewählt. Vorgesungen wurden die melodisch schwierigeren Zeilen a b<sup>1</sup> c und d<sup>2</sup>, für die Gruppe blieben die Zeilen b<sup>2</sup> d<sup>1</sup> und d<sup>3</sup>, die ohne viel Mühe einstudiert werden konnten, weil sie alle dieselbe, leicht zu singende Melodie besitzen. So wirft in diesem Fall die von Spee vorgenommene Umgestaltung von Strophenform und Melodie ein wenig Licht auf sein didaktisches Verfahren in den Katechismusstunden.

Dem Namen »Emmanuel«, den er in der zweiten Strophe als Kern und kürzeste Fassung der Engelbotschaft anführt, widmete Spee in dem sich mit Vorhersagen befassenden ersten Traktätlein ein eigenes,

<sup>6</sup> Vgl. dazu Theo van Oorschot: Georg Vogler. *Catechismus* In ausserlesenen Exempeln. In: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur*. Hg. von Theodor Brüggemann und Otto Brunken. Bd. II. Stuttgart 1991, Sp. 106–122, hier Sp. 117–120.

siebenstrophiges Gedicht »Prophecy Von der Menschwerdung/ etc. Jsai.7.« mit der Anfangszeile »Singt auff/ lobt Gott«. Es heißt dort unter anderem:

Die Prophecy ist hell und klar/  
Emmanuel das Wort ist war/  
Gott mit vns heist Emmanuel/  
So heist das Kind spricht Gabriel. Alleluia.

## 2. Das Lied »Die drey grosse Wunder in der Welt«

Das Lied wurde in WZ 1622 zum ersten Mal und nachher nie wieder gedruckt. Die kurzen Strophen – zwar sechszeilig, aber jede Strophe nur zweihebig – fangen je mit einer zweimaligen Wiederholung des immer gleichen »Wunder o Wunder« an. Wie beim vorigen Lied wird diese hier im Druck nicht vollständig wiedergegeben, sondern nur kurz angedeutet [WoW]:

Wunder o Wunder!  
Wunder o Wunder!  
Vom höchsten Thron/  
Kompt Gottes Sohn/  
Wird mensch vom Weib/  
Jm JungfrawLeib.

2.  
Wunder o Wunder!  
Wunder o Wunder!  
Das höchste Gut/  
Jn Fleisch vnd Blut/  
Jst worden klein/  
Ein Kindelein.

3.  
[WoW] Dein Seel HErr Christ/  
Die erste ist:  
Vor dir kein mehr  
Die selig wehr.

4.  
[WoW] Mariae Schoß  
O Himmel groß!  
O Gottes Sal  
Jm Jammerthal.

5.  
[WoW] Kein Mutter gleich/  
Jm Himmelreich.  
Gleich auch kein Kindt/  
Man irgendt findt.

6.  
[WoW] O Mensch hie merck!  
All diese Werck/  
Sich finden da  
Jn Maria.

Zwölfmal wiederholt sich also der Ausruf ergriffenen Staunens »Wunder o Wunder«; sogar fünfzehnmal kommt ein das Gemüt öffnendes »o« vor. Dadurch mutet dieses Lied affektgeladener als das vorige an und erfüllt damit besser eine Vorbedingung für ein echtes Kirchenlied. Dennoch blieb dem Lied der Erfolg versagt – und dies mit Recht.

Erstens dürfte vierundzwanzigmal »Wunder« des Guten zuviel und für den weiteren Inhalt erdrückend sein. Verstärkt wird dieser Druck noch durch die ungelenke melodische Betonung in der zweiten Zeile, die mit »Wun-dér« endet.

Statt ursprünglich  heißt es bei Spee:  ple - na Wun-der

Zweitens ist die dritte Strophe unverständlich oder wenigstens schwer verständlich formuliert. Wer erkennt darin schon die alte theologische Lehre wieder, daß vor Christi Ankunft der Himmel geschlossen war und alle vor ihm geborenen Menschen nach ihrem Tod in der Vorhölle auf Erlösung durch ihn warten mußten? Jesu Seele war die erste glückliche. Die damaligen Katechismuskinder müssen von wundersamer Intelligenz gewesen sein, wenn sie – selbst nach

einer Erklärung durch den Katecheten – den Sinn dieser Strophe verstanden haben.

Abweichend von der sonst so klaren Struktur von Spees Gedichten läßt sich hier drittens nicht eindeutig feststellen, welche jene drei in der Überschrift angesprochenen Wunder sind. Es scheinen sehr viel mehr erwähnt zu werden: 1. Gottes Sohn wird Mensch; 2. und zwar im Schoß einer Jungfrau. 3. Der große Gott wird ein kleines Kind. 4. Die Seele Jesu ist die allererste selige. 5. Marias Schoß ist der Himmelsaal auf Erden. 6. Sohn und Mutter finden weder im Himmel noch irgendwo sonst ihresgleichen. 7. Und »All diese Werck/ Sich finden da/ Jn Maria«. Im Grunde stellt die zweite Hälfte dieses Lieds von der Menschwerdung ein Marienlob dar, was die Verwirrung über die Dreizahl der Wunder noch steigert. Glücklicherweise gab Spee als Hilfe zur Identifizierung der drei Wunder dem Lied eine für die Katecheten gedachte lateinische Anmerkung bei, in der sich ein Text des Thomas von Aquin findet, der übersetzt so lautet:

- Christi Menschheit, weil sie mit Gott vereint ist,
- die geschaffene Seligkeit, weil sie *fruitio Dei*, Anschauung (Genuß) Gottes ist,
- und die hl. Jungfrau, weil sie Gottes Mutter ist, besitzen von dem unendlichen Gut her, das Gott ist, eine unendliche Würde; und deshalb kann ihnen nichts Besseres geschehen, so wie auch für Gott nicht etwas Besseres sein kann.

Die drei Wunder sind also:

- daß Christus Gott *und* ein kleines Menschenkind ist (Str. 1–2),
- daß den Menschen die gleiche Glückseligkeit erwartet, die Jesus (und Maria) schon jetzt besitzen (Str. 3),
- und daß eine Jungfrau Gottes Mutter ist (Str. 4–6).

Das vorher erwähnte Lied »Singt auff/ lobt Gott« aus dem ersten Traktätlein spricht in der vierten Strophe ebenfalls von drei Wundern:

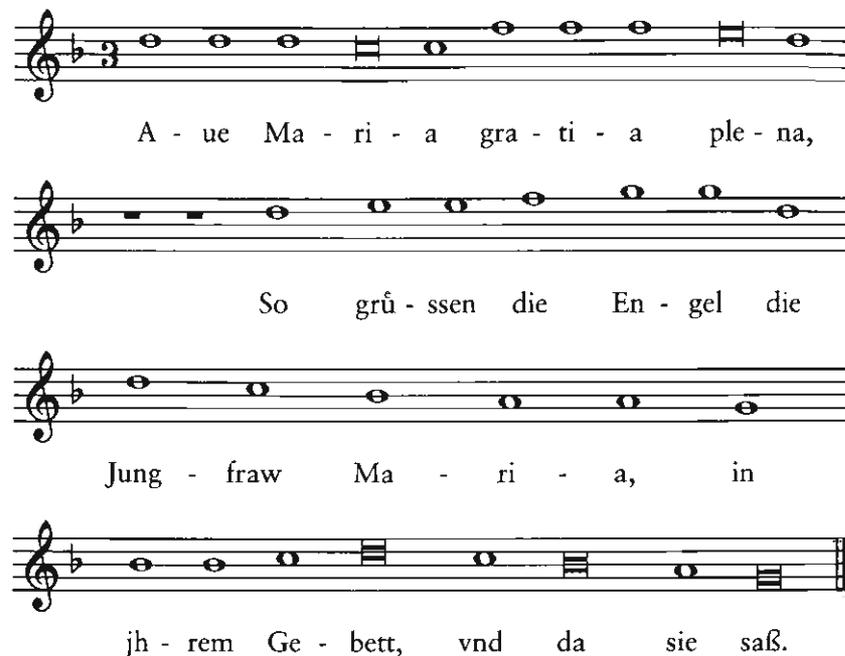
O Mensch betracht vnd fleissig merck  
Drey Wunder ding in diesem Werck.

Aber ganz deckungsgleich sind diese mit den vorher genannten nicht:

Ohn Mann die Jungfraw schwanger ist/  
 Jhr Kind/ Gott Mensch/ der wahre Christ.  
 Emmanuel/ Gott mit vns/ klein.  
 Die Mutter bleibt ein Jungfraw rein.

Reiner Zufall wird die Ähnlichkeit der Endmelodiezeilen von »Wunder o Wunder« und »O Heiland reiß die Himmel auf« sein. Spee hatte in den letzten Strophenzeilen das unregelmäßige Metrum seiner Vorlage, des Liedes »Ave Maria gratia plena, so grüßen die Engel«<sup>7</sup> in Kurzzeilen mit regelmäßigem jambischen Metrum umgewandelt. Deshalb mußte er auch die Melodie anpassen. Aus der letzten Melodiezeile der Vorlage (a) entstand für »Wunder o Wunder« die Schlußzeile (b), die dem Schluß von »O Heiland« (c) sehr ähnlich sieht.

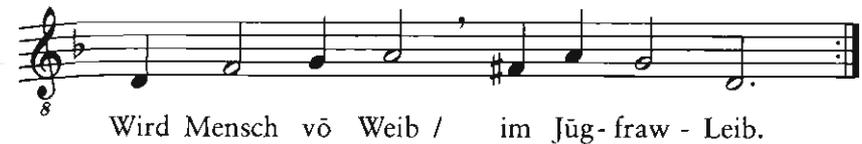
(a)



A - ue Ma - ri - a gra - ti - a ple - na,  
 So grü - ssen die En - gel die  
 Jung - fraw Ma - ri - a, in  
 jh - rem Ge - bett, vnd da sie saß.

<sup>7</sup> In: Bäumker (wie Anm. 5) Bd. II. Freiburg 1883, S. 105, Nr. 35 I.

(b)



Wird Mensch vō Weib / im Jüg - fraw - Leib.

(c)



Reiß ab was Schloß vnd Rie - gel für.

### 3. Das Lied »Von Vereinigung Gottlicher vnd Menschlicher Natur«

Von Jesse kompt ein Wurtzel zart  
 Darauß ein Zweig von wunder Art/  
 Der Zweig ein schönes Rößle bringt/  
 Das wunderlich vom Zweig entspringt.  
 2.  
 Die Wurtzel der Stamm Davids ist/  
 Maria du das Zweigle bist.  
 Dein Sohn die Blum/ die schöne Roß  
 Jst GOTT vnd Mensch in deinem Schoß.  
 3.  
 Der Heylig Geist von dir allein  
 Erschaffen hat das Kindle fein/  
 Gleich wie die Sonn durch jhre Krafft/  
 Allein vom Zweigle Rosen schafft.  
 4.  
 O Wunderwerck! auff einem Stiel  
 Stehn Rößlein vnd der Bletter viel,  
 O Wunderwerck! in Gottes Sohn  
 Sein zwo Naturen/ ein Person.

5.

Roth ist die Roß/ grün ist das Blat/  
Ein Zweigle gleichwol beyde hat:  
Also man zwo Naturen findt  
Vnd ein Person in diesem Kindt.

6.

O Zweig! dich ziert die schöne Blum;  
Die Roß dir bringt Lob/ Ehr/ vnnnd Rhum:  
Die Roß das Zweigle nit verstell/  
Dein Jungfrawschafft dein Kind erhelt.

Nicht nach streng wissenschaftlichen Kriterien sprechend, möchte ich sagen: Dieses Lied entspricht um vieles mehr als die beiden vorigen dem Bild des Speeschen Katechismusliedes, das sich in mir aufgrund eines langjährigen Umgangs mit seinen Liedern entwickelt hat. Selbstverständlich will es lehren, aber es unterrichtet durch poetische Bilder. Diese zeigen eine seelische Offenheit für das Wunderbare, eine innige Beziehung zu der Mutter Jesu und sprechen so das Gefühl an.

Das Lied bezieht sich auf die Vulgata-Übersetzung von Jesaja 11,1. Schon Luther übersetzte nach dem Grundtext: »Vnd es wird eine Rute auffgehen von dem Stam Jsai/ vnd ein Zweig aus seiner wurtzel Frucht bringen«. Die Vulgata hatte diesen der hebräischen Poesie eigenen Parallelismus nicht erkannt und bei der Übersetzung statt zweier Synonyme für »Zweig« einmal richtig *virga* (= Zweig), das zweite Mal aber *flos* (= Blume) gewählt. Das ermöglichte es Bernhard von Clairvaux und Bonaventura, wie Spee in einer Anmerkung angibt, den Zweig auf Maria und die Blume auf Jesus zu deuten. Spee übernahm in der zweiten Strophe diese Deutung und konkretisierte die Blume als Rose, vielleicht im Anschluß an die im Buch Jesus Sirach 24,18 genannte »Rose von Jericho«, die dort als Metapher für die Weisheit steht. Später wurde die Weisheit mit Christus identifiziert, so daß Spee das Bild der Rose auch auf ihn anwenden konnte.

Obwohl die Überschrift ein Lied über die Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur im Jesuskind ankündigt, tritt in der 2., 3. und letzten Strophe mit ihren Anreden an Maria der Bezug zur Mutter Gottes in den Vordergrund. Dadurch sind die dritte Strophe vorwiegend, die letzte Strophe ganz der Jungfräulichkeit Mariens ge-

widmet, was die Einheitlichkeit des Liedes stört. In zwei eindringlichen, auch für Kinder faßbaren und leicht zu behaltenden Bildern erteilt Spee darauf in den Strophen 4 und 5 die Lehre, die er in der Katechese mittels dieses Liedes eigentlich erarbeiten wollte: Wie im Rosenstrauch auf einem einzigen Stiel sowohl Blätter als auch Blüten sproßen und sich daher auf diesem einen Stiel die zwei Farben rot und grün zusammenfinden, so besitzt die eine Person Christus zwei Naturen.

Es waren wohl von ihm ebenfalls zitierte Texte, die Spee dazu veranlaßten, in diesem Lied die Lehre der zwei Naturen mit Marias Jungfräulichkeit zu verbinden. Petrus Damianus und Bonaventura spielen mit dem in der deutschen Sprache nicht möglichen Vergleich zwischen *virga* = Zweig und *virgo* = Jungfrau. Und nach Bernhard von Clairvaux fällt, wenn eine Pflanze Frucht ansetzt, die Blume ab; Maria aber verlor durch die Empfängnis der Frucht die Blume der Unberührtheit nicht.

Die Zitate aus Damian und Bernhard können auch als Beweis dafür dienen, daß Spee beim Verfassen dieser Lieder mehrmals unter Zeitdruck stand. Er verweist nämlich fälschlicherweise nicht auf Petrus Damianus, sondern auf Johannes Damascenus. Spee führt oft Texte aus zweiter Hand an. Als er dieses Zitat in dem von ihm häufig herangezogenen Werk des Sebastian Barradas *Commentarii in Concordiam et Historiam evangelicam* (Bd. I, Mainz 1609) fand, hat er nicht richtig hingesehen und zu schnell »Dam.« als Damascenus gedeutet. Noch beweiskräftiger ist es, daß jene Teile der Zitate, die Spee in seinem Lied verarbeitete, überhaupt nicht von den beiden Kirchenlehrern stammen, sondern Barradas' Kommentar zu vorhergehenden Zitaten aus beider Werken darstellen. Wenn Spee sich etwas mehr Zeit hätte nehmen können, wäre ihm das sicher nicht entgangen.

4. Das Lied »Von der Gottheit vnd Menschheit/ etc.«

Das Heyl der Welt/ ein kleines Kind/  
 Man jetzund hie auff Erden find/  
*Quapropter cuncti mortales*  
*Hilariter, hilariter, hilariter, hilariter,*  
*Coniubilemus.*<sup>8</sup>

2.  
 Das Kind ist Gott vnd Mensch zugleich/  
 O Menschheit! o wie gnadenreich! *Quapropter*

3.  
 O Menschheit! O du Güldne Kist!  
 Der Schatz darin die Gottheit ist. *Quapropter*

4.  
 Monstrantz O Menschheit! O Monstrantz/  
 Jn dir hastu die Gottheit gantz. *Quapropter*

5.  
 O Sonn! in einer Wolcken schon/  
 Jn Fleisch vnd Blut O Gottes Sohn! *Quapropter*

6.  
 O Roß im Knopff! O schöne Roß!  
 Jn Fleisch vnd Blut O Gottheit groß! *Quapropter*

7.  
 O Agnes<sup>9</sup> Dei in Gold gefast!  
 Kind du in dir die Gottheit hast. *Quapropter*

8.  
 Gott ist der Menschheit einuerleibt/  
 Vnd ewig in der Menschheit bleibt. *Quapropter*

Obwohl die erste Strophe sich anders anhört, ist dieses Lied noch kein Weihnachtslied. Spee hat es als letztes unter die Adventslieder einge-reiht und sich wohl auch hier das Kind noch im Schoß Mariens vor-

<sup>8</sup> Übersetzung: Darum, alle Sterblichen, laßt uns zusammen fröhlich jauchzen. Aus Gründen der Platzersparnis werden die Kehrerse nicht weiter abgedruckt. Damit der Leser aber nicht vergißt, daß sie dazugehören, wird nach jeder Strophe »Quapropter« hinzugefügt.

<sup>9</sup> So in WZ 1622; Druckfehler für »Agnus«.

gestellt. Diese meditative, theologische Reflexion hat ein einziges, durchgehendes Thema, nämlich die Menschheit, das »Fleisch und Blut« Christi, worin dessen Gottheit sich verbirgt. Spee variiert dieses Thema, indem er ab der dritten Strophe in jeder folgenden immer Gleiches unter einem anderen Bild aussagt. Die die Gottheit umschließen- de und verbergende Menschheit Jesu ist laut der zweiten Strophe voller Gnade = hier: Glanz und Herrlichkeit. Dieser Glanz durchleuchtet auch die Hülle der Leiblichkeit; denn diese ist ein goldener Schrein, eine Monstranz, eine Wolke, hinter der sich die Sonne verbirgt, eine Rosenknospe, die sich noch nicht geöffnet hat, ein *Agnus Dei*. (Bei diesem vom Papst geweihten Sakramental handelt es sich um ein »Wachstäfelchen mit eingepprägtem Lamm Gottes, Name und Regierungsjahr des Papstes und einem Heiligenbild auf der Rückseite«<sup>10</sup>. Als Bitte um Gottes Schutz trägt man es in einem Beutelchen oder – wie anscheinend in Spees Zeit reichere Damen – in einem goldenen Gehäuse unter der Kleidung auf der Brust.)

Das dritte Adventslied des ersten Traktätleins »Figur von der Menschwerdung« nimmt das Thema Gottheit-Menschheit ebenfalls auf: »Wie Gott werd kommen auff die Erd/ Vnd sich in Fleisch verbergen werd«. Als »Figur«, Präfiguration – sprachlich gesehen: als Metapher – fungiert in diesem Lied der Umhang, der in Salomons Tempel den Tabernakel bedeckte. Wie dieser Umhang »gestrickt/ gestickt/ gewebe wol« war, so wird auch der Leib von Gottes Sohn »gülden gantz«, »wunder schon«, ja »schöner als der Sonnen glantz« sein. Deshalb schließt das Lied mit dem sehnsüchtigen Seufzer: »Ach seh ich was darunder ist«. Bescheidener endet das Lied vom »Heil der Welt«, das mit der Gewißheit zufrieden ist: »Gott ... ewig in der Menschheit bleibt«.

*Exkurs:* Spee hat 1621 in einem Anhang des bei Quentel in Köln herausgekommenen Gesangbuchs *Alte Catholische Geistliche Kyrchengesäng* zusammen mit mehreren anderen auch ein Lied »Der Menschen Heyl/ ein kleines Kind« veröffentlicht, das fast die gleiche Anfangszeile wie »Das Heyl der Welt, ein kleines Kind« aufweist. Das Lied aus 1621 ist jedoch ein Weihnachtslied, wie die zweite Zeile

<sup>10</sup> Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. I. Mannheim 1976, S. 92.

»In einem Stall jhr ligen find« eindeutig beweist. Motive aus diesem Lied gebrauchte Spee 1622 für drei neue Lieder: zwei Adventslieder, nämlich das, von dem jetzt die Rede ist, und das vorige »Von Jesse kommt«; dazu trat noch der weihnachtliche Hirtengesang »Als ich bey meinen Schafen wacht«. Dem älteren Lied, das Spee anscheinend nicht gefiel, das aber ein passables Weihnachtslied ist, hat er also Material entnommen, um damit die allgemeinere, theologische Betrachtung des besagten Lieds herzustellen. Mit nur geringem Erfolg, denn trotz der keineswegs schlechten literarischen Qualität hat dieses Lied durch die Jahrhunderte kaum Aufnahme in Gesangbücher gefunden.<sup>11</sup> Ironischerweise hat im Jahre 1637 das zwei Jahrhunderte lang weitverbreitete Jesuitengesangbuch *Geistliches Psälterlein* auf die frühe Fassung von 1621 zurückgegriffen, wodurch diese von Spee verworfene Fassung viel bekannter geblieben ist.

Bevor wir uns dem Lied »O Heiland« zuwenden, sei noch eine kurze Bemerkung gemacht zu dem vierten und letzten Lied des ersten Traktätleins »Die Menschwerdung den Heyden offenbaret/ etc.« mit der Anfangszeile »Als Jeremias ward gesandt«. »Gefangen in Egyptenlandt« habe dieser dort die Geburt eines Kindes von einer Jungfrau in einem Stall vorausgesagt. Seitdem gebe es in diesem Land viele Darstellungen dieses Geschehens. In Rom habe man in einem Heidengrab ein Goldblech gefunden, auf dem die Vorhersage des gleichen Ereignisses graviert war. Und auch die Sibyllen hätten es prophezeit. Spee hat solche Wunderzeichen, die in der ganzen Welt die Empfängnis und Geburt Jesu angedeutet haben sollen, auch in seinen Weihnachtsliedern gerne aufgegriffen. In dem Lied

ALs Gottes Sohn vom Himmel kam/  
Vnd seine Menschheit an sich nam/  
Gott Vatter jhn der gantzen Welt/  
Durch Wunderwerck vor Augen stelt

zählte er eine ganze Reihe solcher Wunder auf. Das in Spanien wahr-

<sup>11</sup> Dieses ist nicht zu verwechseln mit dem Speeschen Sakramentslied »Das Heil der Welt, Herr Jesu Christ«, das bis heute weit verbreitet ist.

genommene Ereignis, wobei »Drey Sonn in ein/ zusammen« gingen<sup>12</sup>, findet sich auch in dem bereits erwähnten Weihnachtslied »Der Menschen heyl/ ein kleines kind«.

## II. Die herausragende Qualität des Liedes »O Heyland reiß die Himmel auff«

O Heyland reiß die Himmel auff/  
Herab/ herab vom Himmel lauff/  
Reiß ab vom Himmel Thor vnd Thür/  
Reiß ab was Schloß vnd Riegel für.

2.

5 O Gott! ein Thaw vom Himmel gieß/  
Jm Thaw herab O Heylandt fließ.  
Jhr Wolcken brecht vnd regnet auß/  
Den König vber Jacobs Hauß.

3.

10 O Erdt schlag auß! schlag auß O Erdt!  
Daß Berg vnd Thal grün alles werdt.  
O Erdt herfür diß Blümle bring/  
O Heylandt auß der Erden spring.

4.

15 Wo bleibstu Trost der gantzen Welt/  
Darauff die Welt all Hoffnung stelt/  
O kom! ach kom! vom höchsten Sal/  
Kom tröst vns hie im Jammerthal.

5.

20 O klare Sonn/ du schöner Stern/  
Dich wolten wir anschawen gern.  
O Sonn geh auff; ohn deinen Schein  
Jm Finsternuß wir alle sein.

<sup>12</sup> Härtling (wie Anm. 2), S. 251.

6.

Hie leyden wir die gröste Noth/  
Vor Augen steht der ewig todt.  
Ach kom/ führ vns mit starcker Handt/  
Vom Elend/ zu dem Vatterlandt.

Erst vor dem Hintergrund der bis jetzt angesprochenen Adventslieder läßt sich die herausragende Bedeutung dieses Liedes richtig einschätzen. Erfuhren alle anderen keine oder nur eine geringe Rezeption, so fand dieses Lied von Spees Zeit bis heute in den Gesangbüchern weiteste Verbreitung. Und auch in der Literatur- und Musikwissenschaft läßt es zu immer neuer Betrachtung und Erforschung ein. Einige Beispiele: 1975/1981 Balthasar Fischer, 1987 Volker Collinet, 1994 Johanna Schell (*Spee-Jahrbuch*), 1995 Bischof Paul-Werner Scheele und sein Generalvikar Karl Hillenbrand, 1997 Karl Keller (*Spee-Jahrbuch*), 1998 Joachim Pritzkat und Karl Hillenbrand (*Spee-Jahrbuch*). Zu dieser Popularität hat sicher auch die Melodie beigetragen, die den Textinhalt in hohem Maße profiliert.<sup>13</sup> Diese Melodie stammt übrigens nicht von Spee. Er hatte auf die sehr alte Melodie zum Hymnus »Conditor alme siderum« zurückgegriffen. Nach einem neuen Melodieversuch im *Geistlichen Psalter* 1638, der sich ebenfalls nicht durchsetzen konnte, brachte 1656 das Rheinfelsische Gesangbuch (St. Goar) die seitdem vorzugsweise gedruckte, beliebte Melodie. Schon beim ersten Lesen und/oder Hören spürt man: Dieses Lied ist auch inhaltlich von ganz anderer Qualität als die übrigen. Alles Lehrhafte ist verschwunden. An dessen Stelle tritt, ausgesagt in immer neuen poetischen Bildern, eine alles umfassende »Begierdt auff's Heylandts Ankunft«, wie das *Geistliche Psalterlein* 1637 die Überschrift formulierte. Herzrührendes »Seufftzen der Altväter [= Patriarchen] in der Vorhöll« hatte seinerseits das Gesangbuch Würzburg 1628 darin erkannt. Aus dem letzteren Titel geht hervor, daß Spee hier auf Texte, viele Texte aus dem Alten Testament zurückgreift, in denen die Sehnsucht nach dem Messias zum Ausdruck kommt.

Sogar wenn Spee auch dieses Lied an erster Stelle für eine Kateche-

<sup>13</sup> Vgl. Johanna Schell: Die vier Spee-Lieder im neuen Evangelischen Gesangbuch. In: *Spee-Jahrbuch* 1 (1994), S. 73.

sestunde verfaßt haben sollte, hat er nicht damit begonnen, Material zusammenzusuchen, um das Lernziel einzukleiden. Hier schöpfte er aus einem überreichen Schatz an Texten aus Bibel und Liturgie, der sich durch jahrelange Meditation in seinem Gedächtnis und Herzen angesammelt hatte und nun Inhalt und Form dieses Liedes prägte. Zeile 1 f.: »Ach, wenn du doch die Himmel zerrissest und herniederstiegest!« (Jes. 63,19).

Z. 3–4: »Ich werde die Türen öffnen und die Tore werden nicht geschlossen werden, ... die bronzenen Tore zerbreche ich, zerschlage die eisernen Riegel« (Jes. 45,1–2 nach der Vulgata).

Z. 5–7: »Tauet, ihr Himmel, von oben, die Wolken mögen den Gerechten herunterregnen lassen« (Jes. 45,8 nach der Vulgata).

Z. 8: »Er wird herrschen über Jakobs Haus« sagt der Engel zu Maria (Lk. 1,32).

Z. 9 und 12: »Die Erde tue sich auf und lasse den Retter ersprießen« (Jes. 45,8 nach der Vulgata).

Z. 11: Diese Zeile erinnert stark an den Text Jes. 11,1, den Spee auch in dem Lied »Von Jesse kommt« heranzog: »Ein Zweig wird ausgehen aus der Wurzel Jesses, und eine Blume wird sich aus seiner Wurzel erheben«.

Z. 15: »Es wird der kommen, nach dem alle Völker verlangen« (Haggaj 2,8 nach der Vulgata).

Z. 17 und 19: »Euch wird aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit« (Maleachi 4,2 nach der Vulgata).

Z. 17: »Aufgeht aus Jakob ein Stern, ein Reis erhebt sich aus Israel« (Numeri 24,17 nach der Vulgata).

Z. 20: »Das Volk, das in Finsternis wandelt, erschaut ein gewaltiges Licht. Über den Bewohnern eines finsternen Landes strahlt ein Lichtglanz hell auf« (Jes. 9,2 nach der Vulgata).

Z. 23 f.: Wiederholt im Buch Exodus: »Er führte sie mit starker Hand (aus Ägypten) hinaus«.

Neben der Bibel haben liturgische Adventstexte dieses Lied beeinflusst, wobei vor allem die sog. O-Antiphonen zu erwähnen sind. An den neun Tagen vor Weihnachten wird das »Magnificat« von diesen Texten eingeleitet und beschlossen, die ebenfalls auf viele der zuvor angeführten Bibeltex-te zurückgreifen, und zwar in einer festen Form,

die sich im Speelied leicht erkennen läßt. Sie fangen alle mit dem Ausruf »O« an, lassen eine Anrufung des kommenden Heilands folgen: »O Wurzel Jesses«, »O Morgenstern« und schließen mit einer durch »O komm« eingeleiteten Bitte. Der »ewige Tod« (Z. 22) stammt ebenfalls aus einem liturgischen Text, dem »Dies irae«.

Auch zu diesem Lied gibt es »Notae«, Anmerkungen, aus denen z. B. deutlich wird, daß Spee ein anderes Bild vom Himmel vor Augen hatte als Jesaja. Dieser betet, Gott möge die Himmelskuppel aufreißen und heruntersteigen. Spee denkt vielmehr an die seit dem Sündenfall verschlossene Himmelspforte. Diese soll der Heiland aufstoßen, Schloß und Riegel abreißen und mit hoher Geschwindigkeit hinunterlaufen. Unten herrscht ein Sehnen nach Rettung aus der nicht länger zu ertragenden Not; Spee hofft, ist davon überzeugt, daß diesem Sehnen im Himmel eine Liebeskraft entspricht, die gleichsam explodieren und die Himmelspforte aus dem Rahmen sprengen wird.

Im Gegensatz dazu scheint auf den ersten Blick das Bild der zweiten Strophe zu stehen; denn »Tau« stellt man sich als etwas Sanftes, Leises vor, das eher herunterrieselt. Aber auch den Tau möge Gott »gießen«. Die brechenden Wolken lassen das »Fließen« und »Regnen« eher als einen reißenden Wasserstrom verstehen. Die vielen Verben in der Imperativform verstärken noch den Eindruck des Dynamischen, man möchte fast sagen: des Gewaltsamen, der in der dritten Strophe einen Höhepunkt erreicht: »schlag aus! schlag aus!«. Das ist kein ruhiges, allmähliches Treiben. Das geht mit lautem Aufspringen vor sich, mit einem Zerplatzen. Bei Jesaja sollte die Erde den Retter *germinare* = »keimen« lassen, bei Spee soll der Heiland aus der Erde »springen«.

In der Anmerkung hebt Spee wiederum eines der Hauptanliegen seiner katechetischen Anstrengungen hervor, indem er zu den ersten drei Strophen einen Kanon des dritten Konzils von Sevilla (657) zitiert: »Tau und Regen, die vom Himmel kommen, weisen auf die Gottheit Christi hin, der Erdenkeim auf seine Menschheit«. Mit dieser Distinktion, daß nur die Menschheit Christi aus der Erde hervorgeht, will Spee anscheinend dem Mißverständnis zuvorkommen, er glaube, der Heiland sei ein nur aus der Erde Geborener.

Die letzten drei Strophen sagen aus, was die stürmischen Bitten der ersten Liedhälfte veranlaßte. Trostlos irrt die Menschheit in diesem Jammertal umher, in Finsternis, in der größten Not, weit weg vom

»Vatterland«, im »Elend« (= eigentlich: *elliu land*, in einem anderen, fremden Land, in der Verbannung). Spee dachte dabei an die Hexenverbrennungen, an den Dreißigjährigen Krieg, der vor einigen Jahren begonnen hatte, an das Ausgeliefertsein des menschlichen Lebens, an den drohenden ewigen Tod. Er und alle, die das Lied singen, sehnen sich deshalb nach *Trost* in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, nach einer Festigkeit, der sie vertrauen können, nach einem sicheren Grund unter den Füßen. Aber dieser einzig mögliche Trost verzögert sich, kommt noch nicht »vom höchsten Sal«, vom Himmel herunter. Noch ist die Sonne, deren Licht der Mensch so braucht, nicht aufgegangen. Noch ist er, bedroht vom ewigen Tod, in der Finsternis der sternenlosen Nacht. Die Kraft dieser Strophen geht einerseits aus von der das Herz fast zerdrückenden Erfahrung der Not, andererseits von der unerschütterlichen Hoffnung auf Rettung, auf den Heiland, den Heilenden.

Dadurch sind alle, die das Lied singen, imstande, »aufzusingen« und im Gotteslob »nie zu schweigen«, wie es heißt am Anfang des hier zweimal nur kurz erwähnten Adventslieds Spees »Singt auff/ lobt Gott/ schweig niemand still | Weil Gottes Sohn Mensch werden will«.



Radierung von Boback: Friedrich Spee vor seinem ›Indien-Brief‹, in dem er den Ordensgeneral vergeblich um seine Entsendung als Missionar nach Indien bittet, 40 × 60 cm

## Vondel und Spee

### Zur geistigen Kohärenz barocker geistlicher Dichtung am Beispiel der Xaverius-Gedichte

Beileibe nicht jede wortwörtliche Entlehnung aus dem Werk eines anderen deutet in der Literatur des 17. Jahrhunderts gleich auf Beeinflussung hin. Die damals gängige Praxis, private Lesefrüchte in *loci communes*-Sammlungen festzuhalten und sie zu gegebener Zeit nach Belieben in eigenen Werken zu verwerten, ohne daß dabei der ursprüngliche Kontext, dem sie entnommen wurden, noch in irgendeiner Weise zur Geltung käme, sowie die Zuhilfenahme von gedruckten Zitatensammlungen, sogenannten Aerarien oder poetischen Schatzkammern,<sup>1</sup> bei der Anfertigung eigener Dichtungen, verbieten in solchen Fällen in der Regel eifertige Schlüsse auf weiterreichende Beziehungen oder unmittelbare Abhängigkeiten. Umgekehrt schließt allerdings der fehlende Nachweis derartiger wortwörtlicher Entlehnungen eine verwandte Geistigkeit keineswegs aus. Dichten, auch in der Landessprache, war im 17. Jahrhundert noch weitestgehend gelehrtes Handwerk, das den *poeta doctus* bzw. den *poeta eruditus* wie selbstverständlich voraussetzte. Als Gebildeter hatte der Dichter teil an der übernationalen *respublica litteraria* und war von seiner frühen Schulzeit an vertraut mit dem System der Rhetorik.<sup>2</sup> Der Horazischen Forderung, daß Literatur zu belehren wie zu ergötzen habe, folgten sämtliche Dichtungslehren der Zeit noch uneingeschränkt, womit sich im Grunde eine Unterscheidung zwischen schöner Literatur und Gebrauchsliteratur bzw. Zweckliteratur als unzeitgemäß erübrigt.<sup>3</sup> Wo Dichter daher im Sinne

<sup>1</sup> Vgl. Ferdinand van Ingen: *Aeraria poetica*. In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Darmstadt 1992 ff. (bisher 4 Bde. erschienen); hier Bd. 1, Sp. 199–203.

<sup>2</sup> Dazu etwa: Wilfried Barner: *Barockrhetorik*. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen 1970.

<sup>3</sup> Vgl. dazu etwa: Guillaume van Gemert: *Moralisch-didaktische Literatur*. In: Albert Meier (Hg.): *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*. München 1999 (Hansers Sozial-

der übergreifenden Anliegen der Zeit, etwa der konfessionellen Profilierung bzw. der religiösen Festigung innerhalb der eigenen Konfessionalität, sich in den Dienst ein und desselben Ideals stellen, lassen sich, ohne daß gleich eine unmittelbare Beeinflussung nachweisbar zu sein braucht, nicht selten zwischen Werken von Autoren aus unterschiedlichen Literaturen über die jeweilige Sprachzugehörigkeit und über die Trennlinien staatlicher Grenzen hinaus Gemeinsamkeiten stofflicher, motivlicher oder thematischer Art feststellen, die sich im kontrastiven Vergleich als besonders ergiebig erweisen und übergreifende Deutungszusammenhänge aufscheinen lassen können.

In eben dieser Größenordnung dürften sich wohl am ehesten noch etwaige Verbindungslinien bewegen, die sich zwischen den Dichtungen Friedrich Spees (1591–1635) und denen des Niederländers Joost van den Vondel<sup>4</sup> (1587–1679) ergeben könnten. Es ist gewiß ein berechtigtes Anliegen der Spee- wie der Vondel-Forschung, nach etwaigen Berührungspunkten zu fragen. Es ist auch deshalb alles andere als abwegig, weil sich eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten allgemeiner Art im Leben wie in der Ausrichtung der literarischen Tätigkeit auf beiden Seiten findet. Spee und Vondel waren nicht bloß Zeitgenossen, sie zählen zu den prominentesten geistlichen Dichtern der frühen Neuzeit im jeweiligen Sprachraum. Beide stammen aus der gleichen Gegend, waren Niederrheiner, und der aus Köln gebürtige Vondel dürfte sich in seinen jungen Jahren der deutschen Sprache, im engeren Sinne sogar vielleicht mit derselben regionalen Einfärbung wie Spee, bedient haben, bevor die Familie 1595 von Köln wegzog, um sich nach einigen Zwischenstationen in Amsterdam niederzulassen.

Der kürzlich verstorbene Spee-Forscher Karl-Jürgen Miesen<sup>5</sup> legt in seiner 1987 erschienenen perspektivreichen Monographie des rhei-

geschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 2), S. 485–500.

<sup>4</sup> Über Vondel informiert in deutscher Sprache nach wie vor am umfassendsten: Alexander Baumgartner: Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. Freiburg i. Br. 1882. Vgl. weiter: Herman Vekeman, Herbert van Uffelen (Hg.): Jetzt kehrt ich an den Rhein. Eine Aufsatzsammlung zu Vondels 400stem Geburtstag. Köln 1987.

<sup>5</sup> Zu K.-J. Miesen (1939–1997) vgl. Nachruf auf Dr. Karl-Jürgen Miesen. In: Spee-Jahrbuch 4 (1997), S. 9, und Joachim Sobotta: In memoriam Karl-Jürgen Miesen. Ebd., S. 10–12.

nischen Barockdichters einen Vergleich allgemeiner Art zwischen Spee und Vondel nahe, ohne sich vermutlich der Tragweite der kühnen Parallele, die er aufzeigt, im einzelnen bewußt gewesen zu sein. Im Zusammenhang mit der von Spee in seinen frühen Ordensjahren angestrebten Missionstätigkeit verweist Miesen auf dessen Mitbruder und mutmaßlichen Klassenkameraden Johann Adam Schall von Bell (1592–1666), dessen diesbezügliches Gesuch von den Ordensoberen, anders als im Falle Spees, bewilligt wurde und der daraufhin fast ein halbes Jahrhundert in China wirken sollte. Über Schall habe der wie dieser in Köln geborene Vondel noch zu Schalls Lebzeiten ein Drama verfaßt, und gleichsam zur weiteren Bestätigung von Schalls Ruhm weist Miesen darauf hin, daß Schall neben dem heiligen Franciscus Xaverius der von den Zeitgenossen am häufigsten porträtierte Jesuitenmissionar gewesen ist:

Der wie Johann Adam Schall von Bell in Köln geborene bedeutendste Dichter der Niederlande, Joost van den Vondel (1587–1679), hat dem China-Missionar ein Drama gewidmet, ›Zungchin oder der Untergang der chinesischen Herrschaft‹. Die Hauptrolle in diesem Stück spielt der ›ehrwürdige Vater Schall‹. Das Stück erschien 1666, also noch im Todesjahr des Helden.

Nimmt man Franciscus Xaverius aus, so kennen wir keinen anderen Jesuiten-Missionar, von dem es so viele bildliche Darstellungen gibt, wie von Schall.<sup>6</sup>

Schall ist in Vondels »Trauerspiel« *Zungchin of Ondergang der Sineesche Heerschappyye*<sup>7</sup>, das 1667 erstmals erschien, tatsächlich der eigentliche Held, und Vondel dürfte für das historische Material, auf dem sein Stück basiert, zudem wesentlich auch auf Schalls Berichte

<sup>6</sup> Karl-Jürgen Miesen: Friedrich Spee. Pater, Dichter, Hexen-Anwalt. Düsseldorf 1987, S. 81 f.

<sup>7</sup> Vondels Werke werden im folgenden zitiert nach der nach wie vor maßgeblichen sogenannten Wereldbibliotheek-Ausgabe: Joost van den Vondel: De werken van Vondel. Volledige en geïllustreerde tekstuitgave in tien deelen. Amsterdam 1927–1940. 10 Bde. und Registerbd. Das Zungchin-Drama ist abgedruckt im 10. Bd., S. 323–390. Die nachfolgenden Angaben zum Werk stützen sich im wesentlichen auf den der Edition beigegebenen Textkommentar.

aus China zurückgegriffen haben. Schalls Wirken erhält aber sein spezifisches Gewicht von einer anderen Gestalt her, die ihn heimlich überträgt, nämlich der des großen Apostels der asiatischen Missionen, Franciscus Xaverius, Schalls Mitbruder, der bereits 1622 heiliggesprochen worden war. Der Geist des Franciscus Xaverius garantiert in Vondels Drama den Fortbestand von Schalls segensreicher Missionstätigkeit in China, wenn auch zunächst eher das Gegenteil der Fall und der Untergang des Christentums in China vorprogrammiert zu sein scheint. Im »Reyhen«, der den fünften Akt und somit auch das Stück als solches beschließt, verspricht Xaverius ein Wiederaufblühen der Kirche, da niemand sich der göttlichen Vorsehung widersetzen könne, wenn sich eine solche Entwicklung zum Positiven auch zumeist nicht ohne herben Streit vollziehe:

Altaergenooten, mijn gebroeders, wilt niet vreezen  
In dezen overgangk van 't rijxhof der Sinezen:

[...]

Dan wil de groote Cham, in dezen ommezway  
Van staten, Tartarye, en Sina, en Kathay,  
In eene heerschapy gesmolten, trots regeeren.  
Hy zal uw vryheit niet besnoeien maer vermeerren,  
Terwijlge 't Heidendom herbaert door Christus wet,  
Tot dat zich d'afgront, dol van nijt, hier tegens zett',  
De nazaet opgeroit, en zonder reên vervolgen,  
Besta den godsdienst straf te dreigen en vervolgen,  
Den Bonsien ter gunste, en hun vervloekt altaer.  
Zoo ging het in Japon, geleden vijftigh jaer.  
Het wettigh strijden gaet voor 't heerlijk triomfeeren.  
Wie kan Godts oordeel en voorzienigheit grondeeren!  
Want krachtigh treftze 't wit en oogmerk daerze op mikt,  
Terwijlze lieflijk 't voorgeziene in orde schikt.<sup>8</sup>

Franciscus Xaverius ist in Spees wie in Vondels Oeuvre prominent vertreten. Im dritten Teil des *Gülden Tugend-Buchs* wird am Schluß

<sup>8</sup> Vondel: Zungchin, S. 389 f. – Deutsche Übersetzung im Textanhang: Text 1.

des 15. Kapitels, das von den Werken der Nächstenliebe handelt, Franciscus als Beispiel dafür herangezogen, daß einen Menschen die göttliche Gnade und damit die Disposition zur Nächstenliebe derart überkommen kann, daß dieser selber nicht weiß, woran er ist. Die übersteigerte Liebe aus übermächtigem Gnadenwirken treibt Franciscus zu seinem missionarischen Einsatz in Asien; Eifer ist das ihn prägende Schlüsselwort:

Xauerius der mütig Helt,  
Hatt eyffer dergestalten,  
Wan er gedacht der newen welt,  
Sein hertz wolt sich zerspalten,  
Vnd rieff dan laut gantz vnuerhelt,  
O Gott, kan mich nicht halten!

Hör auff, hör auff, felt mir zu schwer,  
Die gad ist mir zu mächtig.  
Der Seelen eyffer wüetet sehr,  
Vnd brennet mich so kräftig,  
Daß kaum vor hitz kan bleiben mehr:  
O Gott die brunst ist hefftig!

Drumb wird noch bleich- noch purper-tod  
Zur forcht bey mir erklecken:  
Ja wan mitt diß- vnd iener noth,  
Man dächte mich zu schrecken  
Da würd sich erst in wangen roth  
All blutt vnd muth erwecken.

Wan ich so gar auch vber Meer  
Ein Seel wüst abzulangen;  
Wolt gern durch lauter spieß vnd speer,  
Durch pfeil vnd spitzig stangen  
Durchlauffen, wie der wilde Beer,  
Daß nur die Seel möcht fangen.



Joost van den Vondel (1587–1679) – Kupferstich von 1650 von Jan Lievens (1607–1674)

Ach, ach, wie bringt mirs grosse pein,  
 Wie springt mir mein geblüte,  
 Daß nitt all heyden Christen sein!  
 Drumb Gott mich noch behüte,  
 Laß mich zur newen welt hinein,  
 Darnach steht mein gemüthe.

Zu lang ist mir die zeit, vnd stund,  
 Mein hertz will mir zerbrechen:  
 Begird vnd eyffer mich verwund,  
 Mitt warheit ich mach sprechen,  
 O Gott werd ich nicht bald gesund  
 So magst mich gar erstechen.

O Lieb nim hin all ingeweid  
 Auß meinem leib zurstunde  
 Werffs vber Meer auff iene seit  
 Es dient zum newen funde;  
 Mein hertz doch käm in Jappon weit,  
 Wan ich schon gieng zu grunde.<sup>9</sup>

Spees 19. Gedicht in der *Trvtz-Nachtigal* befaßt sich ebenfalls mit Xaverius, setzt aber andere Akzente: die Konstellation ist situativer und die Missionstätigkeit rückt weniger umfassend ins Blickfeld als im *Tugend-Buch*. Unmittelbar vor Antritt der beschwerlichen Reise nach Japan erwägt der Heilige hier die Widerwärtigkeiten, die auf ihn zukommen, setzt sich aber in gläubiger Zuversicht und im brennenden Verlangen, zum Seelenheil der Heiden zu wirken und der Kirche Zuwachs zu bringen, über sie hinweg:

Poëtisch gesang von dem  
 H. Francisco Xauier der  
 gesellschaft IESV, als er in  
 Jappon schiffen wolte.

<sup>9</sup> Friedrich Spee: *Güldenes Tugend-Buch*. Hg. von Theo G. M. van Oorschot. München 1968 (Friedrich Spee: *Sämtliche Schriften* 2), S. 368 f.

[1.]

Als in Jáppon weit entlegen  
 Dacht Sauière der Gottes Man,  
 Alle waren ihm entgegen,  
 Jhn mitt worten fielens an.  
 Wind, vnd Wetter; Meer, vnd Wällen  
 Jhm für augen mahltens dar,  
 Redten vil von vngefällen,  
 Von gewitter, vnd gefahr.

[2.]

Schweiget, schweiget von gewitter,  
 Ach von winden schweiget stil:  
 Nie noch warer Held, noch Ritter  
 Achtet solcher kinderspil.  
 Lasset Wind, vnd Wetter blasen,  
 Flam der Lieb vom blasen wächst:  
 Lasset Meer, vnd Wällen rasen,  
 Wällen gehn zum himmel nächst.

[3.]

Ey doch lasset ab von schertzen,  
 Schrecket Mich mitt keiner noth  
 Noch Soldat, noch Martis Herten  
 Förchten immer Kraut, vnd Lot.  
 Spieß vnd pfeil, vnd blosser Degen,  
 Rohr- Pistoll- vnd Büxsenpeiß  
 Macht Soldaten mehr verwegen  
 Vnd sie lockt zum Ehrenpreiß.

[4.]

Lasset ihren Grimmen wetzen  
 Wind, vnd Wetter vngestüm,  
 Last die brummend Wällen schwetzen  
 Vnd die Trommel schlagen v̄m.  
 Nord, vnd Süden, Oost, vnd Westen  
 Kämpffen last auff saltzem Feld;

Nie wirds dem an ruh gebresten,  
 Wer nur Frid im hertzen helt.

[5.]

Wer wils vber Meer nitt wogen?  
 Vber tausend Wässer wild,  
 Dem es mitt den Pfeil, vnd Bogen  
 Nach vil tausend Seelen gilt?  
 Wen wil grausen vor den Winden,  
 Förchten ihre Flügel naß?  
 Der nur Seelen denckt zu finden,  
 Seelen schön ohn alle maß?

[6.]

Eia starck, vnd freche Wellen,  
 Eia staur, vnd stoltze wind,  
 Jhr mich nimmer sollet fellen,  
 Euch zu stehn ich bin gesinnt:  
 Seelen, Seelen muß ich haben,  
 Macht euch auff ihr Höltzen Roß,  
 Müsset vber Wellen traben,  
 Nur von vfer drucket loß.<sup>10</sup>

Eines der anonymen geistlichen Lieder aus der Zeit vor 1623, die von Michael Härting Spee zugeschrieben wurden, schließlich ist ein Lob sowohl des Ignatius von Loyola als des Franciscus Xaverius.<sup>11</sup> Die

<sup>10</sup> Friedrich Spee: Trvtz-Nachtigal. Kritische Ausgabe nach der Trierer Handschrift. Hg. von Theo G. M. van Oorscot. Stuttgart 1985 (Universal-Bibliothek 2596), S. 99f.

<sup>11</sup> Friedrich Spee: Die anonymen geistlichen Lieder vor 1623. Mit einer Einleitung hg. von Michael Härting. Unter Mitarbeit von Theo G. M. van Oorscot. Berlin 1979 (Philologische Studien und Quellen 63), S. 256–260. Dr. Theo G. M. van Oorscot, der bekanntlich die historisch-kritische Ausgabe sämtlicher anonymer geistlicher Lieder, die Spee zugeschrieben werden, vorbereitet, hat mich dankenswerterweise darauf aufmerksam gemacht, daß das Lied vermutlich nicht von Spee stammt: »Es findet sich im *Geistlichen Triumphwagen* (Köln 1622), an dem Spee so gut wie sicher nicht beteiligt war. Er veröffentlichte 1621 ein Marienlied ›O Roß! Schöne Roß! Jn Sanct. ANNE schoß mit demselben Metrum und derselben Melodie. In der ersten

etwas ungelenken Verse, in denen Wort- und Versakzent nicht immer zusammenfallen, feiern in beiden Heiligen aus dem Jesuitenorden zugleich die siegreiche, wiedererstarkende Kirche der Gegenreformation:

[1.] O Lilgen schne weiß/  
 Auß dem Paradeyß/  
 O wie tugentreich/  
 O wie werth zugleich/  
 Gott dem Herren sein/  
 Die zwo Lilgen fein/  
     Kein früling/ kein Mäy/  
     Wie frölich er sey/  
     Hats bracht also schon/  
     Als da sein die zwen/  
     S. Jgnatius/  
     Vnd Xauerius/  
 Ein mechtige krafft  
 Hat der Lilgen safft/  
 Kompt jhr Kinder [fein/  
 Last vns frölich sein/  
 Den Lilgen schne weiß/  
 Singt Lob/ Ehr vnd Preiß.

[...]

[4.] O Lielgen/ im Feld/  
 Der Kirchen gestelt/  
 Euch ehren mit wohn/  
 China vnd Japon/

Strophe von ›O Lilgen‹ kehren sogar Spees Zeilen ›Kein früling / kein Mäy/ Wie frölich er sey/ Hats bracht [...]‹ wortwörtlich wieder. Stilistisch und metrisch weicht ›O Lilgen‹ zu sehr ab von dem, was bei Spee üblich ist. Meines Erachtens hat ein anderer Jesuit dessen Lied als Quelle benutzt« (Brief vom 28. Juli 1999). Das Lied wird hier trotzdem erwähnt, weil es Ignatius und Xaverius ohne weiteres miteinander verbindet, sie gleichsam wie selbstverständlich gleich einstuft und sie gemeinsam preist, wie dies auch Vondel macht.

Denen jhr [gezeigt]/  
 Den Weg der Warheit/  
     Viel Sünder/ gantz frey/  
     Für so mancherley/  
     Des Lebens gefahr/  
     Die vor augen war/  
     Durch Trübsal vnd Noth/  
     Habt bekehrt zu Gott.  
 Kein Leiden noch Pein/  
 Euch schwer scheint zu sein/  
 Wann nur Gott der Herr/  
 Würd gepriesen mehr/  
 So groß war die lieb/  
 Die euch darzu trieb.

[5.] O Lielgen wie klar/  
 O wie wunderbar/  
 O wie süß/ wie milt/  
 Jst doch ewer Schilt/  
 Der in aller Schlacht/  
 Euch ein muth gemacht.  
     Jn grosser Gefahr/  
     Die zu fürchten war/  
     Alle zuersicht/  
     Auff jhn war gericht/  
     Dann zu aller stund/  
     Er euch helffen kund.

Ein trefflicher Schilt/  
 Scheint gantz vbergült/  
 Wie ein Fewrflam/  
 JESVS ist sein Nahm/  
 Den das Hertz vnd Mund/  
 Lobt zu aller stund.

[6.] O Lilgen wie weit/  
 Hat sich außgebreit/  
 Ewer süssigkeit/

Die vns all erfrewt/  
 Der Ketzer List/  
 Gantz zu wider ist.  
     Deßwegen sie euch/  
     Hassen alle gleich/  
     Weil jhre falsche Wahr/  
     Die verzuckert war/  
     Von euch wird entdeckt/  
     Vnd wol außgelegt.  
 Was Jammer vnd Leid/  
 War vns zubereit/  
 Durch der Ketzer Lehr/  
 Doch hats Gott der Herr/  
 Oftt zu nichts gemacht/  
 Durch der Lilgen macht.

[...]<sup>12</sup>

Von Vondel sind ebenfalls drei Xaverius-Gedichte überliefert. Sie stehen zunächst einmal im größeren Kontext der vielen Gedichte des Konvertiten Vondel, die die Gesellschaft Jesu selber bzw. einzelne Angehörige des Ordens zum Gegenstand haben.<sup>13</sup> So besingt Vondel um die Jahrhundertmitte zweimal den Ordensgründer Ignatius von Loyola (davon einmal zur hundertsten Wiederkehr von dessen Todestag 1656),<sup>14</sup> lobt 1652 Athanasius Kircher, der als Ägyptologe den Obelisk des Caracalla wiederherstellte und erläuterte,<sup>15</sup> und steuert

<sup>12</sup> Spee (wie Anm. 11), S. 256–259.

<sup>13</sup> Vgl. H. J. Allard: Vondel's Gedichten op de Societeit van Jezus, toegelicht en voorafgegaan van eene bijdrage tot zijne bekeeringsgeschiedenis, getrokken uit onuitgegeven bescheiden. 's-Hertogenbosch 1868 (Studien op godsdienstig, wetenschappelijk en letterkundig gebied I,1).

<sup>14</sup> Vgl. Vondel: Werken V, S. 501 f.: »De vierbaeck van Ignatius van Lojole [Der Leuchtturm des hl. Ignatius von Loyola]« und Werken VIII, S. 209–211: »Op het Eeuwgetijde Van den H. Vader Ignatius de Loiola [Auf die hundertste Wiederkehr des Todestages des heiligen Vaters Ignatius von Loyola]«. Ersteres Gedicht findet sich in deutscher Übertragung in: Baumgartner (wie Anm. 4), S. 154 f.

<sup>15</sup> Vondel: Werken V, S. 562–566: »[Op den] Edipus of Teeckentolck van den E. Heere Athanasius Kircher, Verlichter van de Gebloemde Wijsheit der Egyptenaren, en Ge-

1669 zur Beerdigung der Amsterdamer Patres Henrik Halman und Augustinus van Teylingen<sup>16</sup>, deren letzterer sein Altersgenosse und persönlicher Freund war und womöglich auch seinen Übertritt zum Katholizismus mit in die Wege geleitet hatte, jeweils ein überschwengliches Epicedium bei.<sup>17</sup> In einem 1657 in Antwerpen als Einzeldruck erschienenen Lobpreis auf Papst Alexander VII. schließlich stellt er als dessen herausragendes Verdienst die Wiederherstellung des Jesuitenordens in Venedig heraus.<sup>18</sup>

Vondels Xaverius-Gedichte sind zum andern alle drei aus einem ganz konkreten Anlaß heraus entstanden. Das älteste, »Op het Pater Noster des zaligen Vaders en Apostels van OostIndien, Francois Xaveer«, ist im Grunde ein Pretiosengedicht: Es besingt eine Xaverius-Reliquie, seinen Rosenkranz, der der französischen Königin Maria de' Medici in Amsterdam übergeben worden war und den sie, als sie 1642 in Köln starb, den dortigen Jesuiten vermachte. Dabei wird der Rosenkranz in der für das Pretiosengedicht typischen Weise direkt angeredet. Für Vondel erhält der Rosenkranz, den er deshalb, weil Franciscus Xaverius ihn benutzte, als Kirchenjuwel oder Kirchenschmuck bezeichnet, noch dadurch einen zusätzlichen Wert, daß er Vondels Wohnort Amsterdam mit dessen Geburtsort Köln verbindet. Das aus vier, jeweils zehn jambische Dreiheber umfassenden Strophen bestehende Gedicht, das Vondel wohl noch 1642 unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse um die Königin verfaßte, mündet in die nicht gerade überraschende Pointe, daß der Rosenkranz den heroischen

dencknaelt, te Rome herstellt door Innocent den X. [Auf den Ödipus oder Zeichen-deuter des ehrwürdigen Herrn Athanasius Kircher, Erhellter der verschleierte Weisheit der Ägypter, und auf den Obelisk, zu Rom wiederhergestellt von Innozenz X.]«.

<sup>16</sup> H. J. Allard: Augustinus van Teylingen S. J. In: Het Jaarboekje van Jos. Alb. Alberdingk Thijm 51 (1902), S. 117–181.

<sup>17</sup> Vondel: Werken X, S. 616 f.: »Lykdicht op den eerwaerdigen vader Henrik Halman, priester van Jesus Societeit [Trauergedicht auf den ehrwürdigen Vater Henrik Halman, Priester der Gesellschaft Jesu]«; ebd; S. 618–620: »Uitvaert van den weledelen en eerwaerdigen heere, den heere Augustyn van Teilingen, Priester der Societeit [Leichenbegängnis des edlen und ehrwürdigen Herrn Augustyn van Teilingen, Priester der Societas Jesu]«.

<sup>18</sup> Vondel: Werken VIII, S. 576–583: »Voor Alexander den VII. Hersteller van Jesus Societeit in den Staet van Venetie [Für Alexander VII., Wiederhersteller der Gesellschaft Jesu im Staate Venedig]«.

Heiligen («Helt») vergegenwärtige und man ihn gleichsam noch beten höre:

O Heiligh Kerckjuweel,  
Van zaligen Xaveer;  
Die in het Oostersch deel  
Der weerelt, Jesus eer  
Verkondigende, u streeck  
Met zijn gewijde hant;  
Als hy een Geest geleeck  
En Seraphijn, van brant  
En yver opgetogen  
Ten hemel, voor Godts oogen:

Ter goeder ure quam  
Zoo kostelick een schat  
Als ghy, van Amsterdam  
In mijn Geboortestadt;  
Van onsen Amstelvliet  
Aan d'eere van den Rijn:  
Daar Medices verliet  
Des levens zonneshijn,  
Op's hemels welbehagen,  
Vit lust tot schooner dagen.

Ter goeder ure en tijt  
Bespreeckt haar Majesteit  
Uw waarde, aan Godt gewijt,  
(Eer zy van d'aarde scheid)  
Aan Jesus Maatschappy:  
Op dat dit overschot  
Des Heilighs Keulen zy  
Een prickel, om met Godt  
Om hoogh, van hier beneden,  
In een gespreck te treden.

Zoo tradt d'Apostel voor,  
Die Indien doorzwoef,  
En kruiste, op Thomas spoor,  
Eer hy ontydigh storf;  
Daar China voor hem lagh.  
Hoe worstelde zijn hoop,  
Om, zonder bloet, en slagh,  
Te winnen 't nieuwe Euroop.  
Men hoort dien Helt noch spreken  
Door dit Gebedeteken.<sup>19</sup>

Vondels zweites Xaverius-Gedicht ist pointierter. Es ist ein Vierzeiler und die Hälfte eines Doppelgedichts, das Vondel 1659 verfaßte, als der Amsterdamer Bildhauer Artus Quellinus zwei Marmorfiguren, eine des Ignatius und eine des Xaverius, anfertigte, die in der Antwerpener Jesuitenkirche aufgestellt werden sollten. Während Vondel von Ignatius' Heiligkeit behauptet, daß diese den Glanz des Marmors, aus dem sein Bild hergestellt sei, verblassen lasse, spielt er im Falle des Xaverius mit der doppelten Bedeutung des niederländischen Wortes ›stichten‹, das sowohl ›gründen‹ als ›erbauen‹ heißen kann. Wie Ignatius den Jesuitenorden gegründet habe, so erbaue Xaverius in marmorner Gestalt all diejenigen, die sich zu Jesus bekennen, somit im Grunde die ›Gesellschaft‹ Jesu seien:

Ignatius, de vierighste beschermer  
Van Jesus naem en leer,  
Verryst hier tot Godts eer.  
Zyn heiligkeit verdooft dit zuiver marmer.

Xaverius, een Kruisgezant geworden,  
Voert Christus Kruis, noit moe,  
Den Indiaenen toe:  
Nu sticht hy noch in marmer Jesus Orden.<sup>20</sup>

<sup>19</sup> Vondel: Werken IV, S. 325 f. – Deutsche Übersetzung im Textanhang: Text 2.

<sup>20</sup> Vondel: Werken VIII, S. 757: »Op de marmerbeelden der heilige vaderen Ignatius de Loiola en Franciscus Xaverius, door Artus Quellinus, beelthouwer van Amsterdam«. – Deutsche Übersetzung im Textanhang: Text 3.

Das dritte Xaverius-Gedicht aus Vondels Feder, das den Titel trägt: »Eeuwgety van Franciscus Xaverius, Apostel van Oostindien«, ist das umfangreichste. Es entstand 1652, als des hundertsten Todestags des Heiligen gedacht wurde. Xaverius habe, so Vondel, trotz des bevorstehenden Todes noch das Riesenreich China für die Kirche gewinnen wollen. Wie in Spees Xaverius-Lied ist auch hier der Missionseifer das zentrale Thema. Während Spee den Tod des Heiligen und die nachfolgenden Christenverfolgungen in Japan nicht berücksichtigt, ermöglicht Vondels Perspektive, die der in *Zungchin* ähnelt, einen Ausblick. Er prophezeit das siegreiche Neuerstarken der japanischen Kirche, was ja Xaverius' Missionseifer garantiere, während Spee, bei dem weit geringeren Umfang seines Gedichts (42 Zeilen gegenüber 144 bei Vondel), eben diesen Missionseifer besonders prägnant als Frucht der Nächstenliebe apostrophiert.

Vondels langes Gedicht umfaßt im Grunde 18 achtzeilige Strophen, die allerdings in der Originalfassung nicht eigens als solche gekennzeichnet werden. Sie bestehen jeweils aus vier jambischen Fünfhebern, in den Zeilen 1, 2, 4 und 7, und vier jambischen Dreihebern, in den Zeilen 3, 5, 6 und 8. Die Fünfheber enden alle weiblich, die Dreiheber alle männlich. In den ersten vier Zeilen liegt umarmender Reim vor, in den letzten vier zweimal Paarreim.

Das Motto »Nec vero Alcides tantum telluris obivit [Selbst Hercules durchwanderte nicht so weites Land]«, das Vergils *Aeneis* (VI, 801) entnommen wurde, vergleicht Franciscus mit Hercules, der bei weitem nicht so viele Länder besucht habe wie jener. Damit ist der epideiktische Ton gleichsam vorgegeben: Das Ganze ist ein panegyrischer Hymnus zu Ehren des Heiligen, dessen heroisches Wirken selbstverständlich auf Schritt und Tritt Gottes Größe durchscheinen lasse. Dabei werden aber spezifische Akzente gesetzt.

Die einleitenden beiden Strophen verbieten, nach der in der antiken Tradition obligatorischen Bitte um dichterische Inspiration, jetzt da es gelte, den hundertsten Todestag des Heiligen zu besingen, jede Trauer um den verstorbenen Missionar, sei dieser doch in Gottes himmlische Seligkeit aufgenommen, was sein unverwester Leichnam bestätige. Wie Moses das Volk zum gelobten Land führte, dieses aber nur erschaute, nicht mehr betrat (Strophe 3), so legte Xaverius, ohne das Land selber zu betreten, den Grundstein für die Bekehrungsarbeit in

China, die Matteo Ricci dann übernahm (Strophe 4). Xaverius, nach Ignatius die zweite Säule des Jesuitenordens, hatte genug geleistet, so heißt es in der fünften Strophe, was eine Aufzählung eben dieser Leistungen in den Strophen sechs bis einschließlich elf in die Wege leitet: Franciscus habe Gebiete bereist, die insgesamt sechsmal den Erdumfang ausmachen (Strophe 6); nicht aus Gewinnsucht habe er dies getan, sondern um wilden, unzivilisierten Völkern Gottes Wort zu bringen (Strophe 7); keine Gefahr sei ihm zu groß gewesen; über eine Million Menschen habe er eigenhändig getauft (Strophe 8); Japan habe er innerhalb von wenigen Jahren dem Höllenschlund entrissen (Strophe 9); auch wenn die Kirche dort heute verfolgt werde, sei ihr letztendlich der Triumph gewiß (Strophe 10), das dürfte die reiche Ernte an Märtyrern garantieren (Strophe 11). Goa, die Grabstätte des Heiligen, ist ein Zufluchtsort aller Bedrängten (Strophe 12), und Xaverius werde auch diejenigen, die ihn jetzt loben, nicht vergessen (Strophe 13): Sein Wille habe sich ja ausschließlich nach dem des Himmels ausgerichtet (Strophe 14). Wie könne man, so fragt sich der Dichter am Schluß, Franciscus' Glaubenseifer hinreichend herausstreichen (Strophe 15): Im Grunde habe er, gleichsam in Verkehrung von Circes Zauber, unvernünftige Tiere, als welche die Heiden sich gebärdeten, zur Vernunft gebracht (Strophe 16). Angesichts des eindrucksvollen Wirkens des Heiligen muß der Dichter versagen (Strophe 17): Er kann sein Gedicht nur in eine unmittelbare Bitte an den Heiligen, den großen Eiferer für das Seelenheil anderer, münden lassen (Strophe 18), dieser, der das Erdenkleid bereits abgelegt habe, möge das Flehen derjenigen, die auf Erden unter Schmerzen ringen und sich an ihn wenden, erhören und damit die Hundertjahrfeier seines Todes krönen:

Wat heilbron zal mijn' dorst en yver lessen,  
 Nu 't Eeuwgety en Eeuwfeest van XAVEER  
 Ons opweckt, t' zyner eer',  
 Met rouwloof, noch bedrukte lijckcypressen,  
 Maer gulde lauwerblaên  
 Te volgen, op de baen  
 Van zijnen geest, die heden vliegt naer boven,  
 Om eeuwigh Godt te loven?

[2.]

Het is geen tijt zijn dootbaer te geleien  
 En lichaem, dat noch myr noch balssem hoeft:  
 Een Heiden magh bedroeft  
 Het doode lijck, dat eeuwich sterft, beschreien:  
 Dit onverrot gebeent  
 Wil rusten onbeweent;  
 Terwijl de ziel, die groote ziel, gaet zweven  
 Van dit in 't ander leven.

[3.]

De gryze helt en Godstolck der Hebreuwen  
 Zagh van den bergh het lant, aen Abraham,  
 Dien Godtgetrouwen stam,  
 Gezworen, en belooft voor menige eeuwen,  
 Met vrolijcke oogen aen.  
 De stroomende Jordaen  
 Den intoght stuite, en liet de volgende erven  
 Dit over na zijn sterven.

[4.]

Zoo zagh XAVEER, uit Sanciaen, de kusten  
 Van 't maghtigh Chine, en 't rijck, dat voor hem lag.  
 Wat was 't een blijde dagh  
 Voor onzen Helt, wiens yver noit kon rusten:  
 Maar Christus riep hem t'huis  
 Met zijn gesleten kruis:  
 Dien arbeit had d'Almaghtige in 't verholen  
 Aen Riccius bevolen.

[5.]

De tweede zuil van JESUS hoofdgebouwen  
 Had, lang genoegh en onverwrickt en vast,  
 Gedragen dezen last,  
 En op de wacht, met onvermoeit betrouwen,  
 De hitte en kou verduurt;  
 Ter werelt uit gestuurt,

Getroost in 't end Gods aenschijn eens t'aenschouwen.  
 Wien zou dien strijt berouwen!

[6.]

Weet iemant, na Sint Thomas, ons te toonen  
 Een kercktrompet, die wyder wert gehoort,  
 Daar 't licht ter zonnepoort'  
 Komt uitgereên, en al het Oosten kroonen;  
 Hy noemze by haer' naem,  
 Verdoof FRANCISCUS faem,  
 Die eene ronde, als dry paer wereltklooten,  
 Bereist heeft onverdroten:

[7.]

Geensins om schat, noch goude en zilvre mijnen,  
 Noch heerschappy en Alexanders staf,  
 Al roock, al wint, en kaf:  
 Maer om door 't licht van Rome te beschijnen  
 Den nacht van 't Heidendom,  
 En duidelijck alom  
 Ontelbre woeste en wilde en stomme volcken  
 Godts boeckstaef te vertolcken.

[8.]

Dees yver dreef hem door woestijn, en baren,  
 En schipbreuck, heene in vast en driftigh lant.  
 Geen menscheneters tant,  
 Vergift noch schicht noch lagen van Barbaren.  
 Vernielden den Gezant,  
 Die met zijn eige hant  
 In 't kruisbadt wascht elf hondertduizent zielen,  
 Die voor het Kruislam knielen.

[9.]

Japon voor al den Bouwheer heeft te dancken,  
 Die zegenrijck den afgront leit aen bant,  
 Den rechten wijnstock plant,

En zoo veel velts beslaet met eedle rancken,  
 In weynigh jaren tijt,  
 Begrimt van helschen nijt.  
 Hoe woelt het daer, in 't leggen van Godts drempels!  
 Wat wijdt zijn handt al tempels!

[10.]

Al trapt de hel daer kerck by kerck tot mortel,  
 En gruis en puin, en schuimbeckt jaren lang,  
 Tot waerheits ondergang,  
 Ja schijnt den boom van 't Kruis met tack en wortel  
 Te rucken uit den gront,  
 Daer die in 't bloejen stont;  
 De hemel weet zijn uren en zijn tijden,  
 En eb en vloed van 't lijden.

[11.]

Wat noot is 't of het bloet en tranen regent,  
 By vlagen niet, maer jaren achter een,  
 En smilt een hart van steen:  
 Noit eilant was met martelbloet gezegent,  
 Geheilicht als Japon;  
 Daer schijnt de martelzon  
 Ons starren doof, en alle martelschriften,  
 En gloejendige driften.

[12.]

Ay, Goa, slaep, ay slaep, gerust en veiligh,  
 Op dit geluck, dat u te lote viel,  
 Na'et scheiden van de ziel,  
 Het heiligh lijk van zulck een' grooten Heiligh  
 t'Omhelzen in uw' schoot;  
 Een toevlught in der noot;  
 Naerdien 't gebeent van een' Profeet oock 't leven  
 Den dooden heeft gegeven.

[13.]

FRANCISCUS, nu in 't licht van zijn herboorte,  
 Den afgodt eer door wonderdaën verwon,  
 En dooden wecken kon;  
 Dewijl hy droegh den sleutel van de poorte  
 Der onverzoenbre Doot.  
 Hoe zou hy in der noot  
 Vergeten u, die nu met heele scharen  
 Hem lof zingt voor d'altaren.

[14.]

Die Navarrois, een eer van Pampelone,  
 Zijn Adelijk en overout geslaght  
 En Hof en Staet veracht,  
 Om d'arme Kribbe en armoe van Godts Zone,  
 Versmilt zijn' wil in Godt,  
 Zijn hoogste en eenigh lot:  
 Waer 's hemels wil hem roepen wil en leiden,  
 Zijn wil is onverscheiden.

[15.]

Maer van wat kant zal ick dees zucht ontginnen,  
 Die nacht en dagh, langs 't ongebaent en steil,  
 De Mooren brengt tot heil,  
 En onverzaet hun zielen zoekt te winnen:  
 Dat is zijn hartejaght,  
 Hier spant hy al zijn kracht  
 En netten uit, en slaectt zijn hazewinden,  
 Uit lust tot zulke hinden.

[16.]

De Grieck magh Circe en toverdranck verziere:  
 Hier spreekt een tong, die wolf en beer en zwijn  
 Verandert, niet in schijn,  
 Maer reden scheidt in redenlooze dieren.  
 Hier hoort men Orfeus stem.  
 De bosschen volgen hem.

Amfions lier herbouwt hier veste aen veste,  
In 't Indiaensch geweste.

[17.]

Mijn keel wort heesch: mijn zang bezwijkt in 't midden,  
En ziet geen eint van hongersnoot en dorst,  
En last, op reis getorst;  
Van hairekleet, en koorde, en endloos bidden,  
En waecken, tart natuur,  
En 't zuigen van quetzuur  
En ettrigh bloet der smettelijke krancken.  
Hy rieckt de roos uit stancken.

[18.]

Ghy worstelaer en kampioen, die heden  
Het harrenas hebt afgeleit om hoogh,  
En uit den rijcken boogh  
Van Godts gewelf uw kinders hier beneden  
Met smarte worstlen ziet,  
Versma hun bede niet.  
Behaeght u dat uw voorbeelde ons bevrijde,  
Zoo kroon uw Eeuwgetijde.<sup>21</sup>

Daß Spee Vondel hier konkret beeinflußt hätte, darf ausgeschlossen werden. Auch im übrigen Werk des niederländischen Dichters haben sich bis jetzt keine Spuren, die auf Vertrautheit mit Spees Schriften deuten könnten, nachweisen lassen. Wohl hat Vondel sein ganzes Leben lang die Entwicklungen in den deutschen Landen verfolgt, und er pflegte Beziehungen zu Personen, die ihrerseits Spee gekannt haben könnten.

Schon in Vondels Frühwerk ist eine Betrachtung über das Leiden Christi anzutreffen, die auf eine deutsche Vorlage zurückgeht, wenn auch nur mittelbar, da offenbar die niederländische Prosaübersetzung eines gewissen M. L. B., vermutlich Vondels Freund Michiel le Blon,

zwischen geschaltet war.<sup>22</sup> Offensichtlich stand Vondel lange Zeit in Beziehung zu dem deutschen Dichter Philipp von Zesen, der oft in Amsterdam weilte.<sup>23</sup> Um 1648 übersetzte er ein lateinisches Gedicht Zesens auf den Utrechter astronomischen Turm,<sup>24</sup> und 1670, ein knappes Jahrzehnt vor seinem Tod, wurde er mit dem Gesellschaftsnamen »Der Fundreiche« als hundertstes Mitglied in Zesens Sprachgesellschaft, die »Deutschgesinnte Genossenschaft«, aufgenommen.<sup>25</sup>

Seinem Geburtsort Köln hat Vondel sein Leben lang die Treue gehalten. Geeraardt Brandt berichtet 1682, daß Vondel aus Liebe zu seiner Heimat noch wenige Jahre vor seinem Tod nach Köln gereist sei und dort sein Geburtshaus besucht habe.<sup>26</sup> Auch in seinen Dichtungen gedenkt er immer wieder seiner Heimat. Hingewiesen wurde bereits auf den Stellenwert der Stadt im Gedicht auf Xaverius' Rosenkranz. Am

<sup>22</sup> Vondel: Werken II, S. 55–68: »Aendachtige Betrachtinge over Christus Lyden, Uit den Hoogduitschen vertaelt door M. L. B. en ter loops gerijmt door J. V. V. [Andächtige Betrachtung über Christi Leiden, aus dem Hochdeutschen übersetzt von M. L. B. und beiläufig in Reime gebracht von J. V. V.]«.

<sup>23</sup> Zu Zesen vgl. Ferdinand van Ingen: Philipp von Zesen. Stuttgart 1970 (Sammlung Metzler 96).

<sup>24</sup> Vondel: Werken V, S. 363: »Op den Wachtoren binnen Uitrecht, nu by Starrekijsckers gebruijckt. Uit het Latijn van den edelen Heere Filips Ceezen van Vorstenaui [Auf den Wachturm in Utrecht, der jetzt von Sternguckern benutzt wird. Aus dem Lateinischen des edlen Herrn Philipp von Zesen von Fürstenaui]«.

<sup>25</sup> Vgl. Philipp von Zesen: Der Hochpreiswürdigen Deutschgesinneten Genossenschaft Erster zwo Zünfte/ nämlich der Rosen- und Liljen-Zunft. Hamburg 1676, Bl. B2<sup>v</sup>. Abgedruckt in: Philipp von Zesen: Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid hg. von Ferdinand van Ingen. Bd. 12. Berlin, New York 1985 (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts 114), S. 311–332, hier S. 328: »Der Fundreiche / Joost von Vondel / von Köln am Reine: ein Krantz von Muskatosen / und vollen weissen Liljen / auf einem Buche: Den verdient Er. 19«. Vgl. auch ebd., S. 421–443: Anhang I: Die Mitgliederverzeichnisse von Johann Peisker; hier S. 431: »100. Der Fundreiche / Joost von Vondel / von Köln am Reine / ein Nieder-Deutscher Dichtmeister«.

<sup>26</sup> Geeraardt Brandt: Het leven van Joost van den Vondel. Uitgegeven door P. Leendertz. 's-Gravenhage 1932, S. 60: »Hy tooonde ook groote zucht tot zyn geboortestadt Keulen; weinig jaaren voor zyn doodt derwaart reisende, en zyn vermaak neemende met op de bedstee te klimmen, daar hy ter weerelt quam, schryvende op die stof zeker gedicht, dat hy sedert zeide vergeten te hebben [Er legte auch eine große Sehnsucht nach seiner Heimatstadt Köln an den Tag; wenige Jahre vor seinem Tod reiste er dorthin, kletterte mit großem Vergnügen in den Alkoven, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, und schrieb darüber ein Gedicht, das er seitdem aber vergessen haben wollte]«.

<sup>21</sup> Vondel: Werken V, S. 556–560. – Deutsche Übersetzung im Textanhang: Text 4.

eindrucksvollsten aber belegt wohl Vondels Verbundenheit mit der Heimatstadt sein »Olyftack aan Gustaaf Adolf«, ein Gedicht, das er dem Schwedenkönig 1632, als dieser sich anschickte, Köln zu erobern, als dichterischen Friedenswunsch wie einen symbolischen Ölzweig gleichsam zu Füßen legte, mit der Bitte, die Stadt zu schonen.<sup>27</sup> Vondels unverkennbarer niederländischer Nationalstolz schließt die deutschen Lande immer mit ein; dies lehrt etwa sein berühmtes »Rynstroom«-Gedicht aus der Zeit um 1630, das dem Lauf des Rheins von Basel bis in die Nordsee folgt und dabei die heroischen Taten und großen Leistungen beider Völker von der Germanenzeit bis in die damalige Gegenwart sowie die Schönheit ihrer Länder wie Perlen zu einer Kette aneinanderreicht.<sup>28</sup> Daß die Entwicklungen in den deutschen Landen ihm am Herzen lagen und daß er sie unentwegt mit Interesse und Engagement verfolgte, geht jedoch wohl am überzeugendsten hervor aus dem langen Alexandrinergedicht für den deutschen Geistlichen Barthold Nihusius, wie Vondel ein Konvertit, der lange in Amsterdam lebte. Hier sagt er voller Zuversicht und mit unüberhörbarer persönlicher Betroffenheit den deutschen Landen nach dem Westfälischen Frieden eine kulturelle Hochblüte voraus:

[...] toen 't Keurgezagh den Zoon  
Van FERDINAND verhief op 's Roomschen Konings troon,  
Tot vreught van 't Heiligh Rijck, en 's Keizers onderdanen,  
Die, van den oorlogh wars, met volle vredevanen

<sup>27</sup> Vondel: Werken III, S. 377–379. Eine deutsche Übersetzung des »Ölzweig an Gustav Adolf« findet sich in: Baumgartner (wie Anm. 4), S. 61–63, und in Auszügen in: Lina Schneider: Geschichte der niederländischen Literatur. Mit Benutzung der hinterlassenen Arbeit von Ferdinand von Hellwald. Leipzig 1887 (Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen 9), S. 356 f.

<sup>28</sup> Vondel: Werken III, S. 289–294. Vgl. dazu auch: Guillaume van Gemert: Ludolf Wienburg, Rudolf Alexander Schröder und Vondel. Die deutschen Fassungen des »Rynstroom«. In: Guillaume van Gemert, Hans Ester (Hg.): Grenzgänge. Literatur und Kultur im Kontext. Für Hans Pömbacher zum sechzigsten Geburtstag und zum Abschied von der Universität Nijmegen. Amsterdam, Atlanta, GA 1990 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 88), S. 201–233. Deutsche (Teil-)Übersetzungen des Gedichts finden sich u. a. in: Baumgartner (wie Anm. 4), S. 10–12, und in: Schneider (wie Anm. 27), S. 357 f. Eine Nachdichtung verfaßte Rudolf Alexander Schröder (Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 1: Die Gedichte. Berlin, Frankfurt/M. 1952, S. 600–605).

Onthalen hunnen Heer, en zien den overvloet,  
Ons Duitschlant in den schoot gegoten, te gemoet.  
Den Hemel zy gelooft, die al de donkre wolcken  
Van Nydigheit verdrijft, en d'onderdruckte volcken  
Verheft, en overstraelt met deze zon van pais,  
Gerezen uit den troon van 't Keizerlijck palais.

[...]

Nu Duitschlant adem schept, na veel gelede smarten,  
Wil 't zaet der letteren, in d'ackeren der harten  
Geworpen, jaer op jaer, ons kroonen met zijn vrucht,  
En spreien eenen geur van billijckheit en tucht  
Godvruchtigheid en trou ter stede, daer de spiessen,  
Geweer, en bussekruit, en scherpe distels wiessen.  
Men zal Athene zien herbouwt, van lant tot lant,  
Waer Pallas den olijf, gelijk een' zegen, plant.<sup>29</sup>

Nihusius, der von 1631/32 bis 1642 in Amsterdam lebte und 1653, als Vondel das Gedicht schrieb, mit seinem Dienstherrn, dem Mainzer Erzbischof Johann Philipp von Schönborn, auf dem Reichstag in Regensburg weilte, ist eine der Personen in Vondels Umgebung, für die eine Beziehung zu Spee angenommen werden könnte.<sup>30</sup> Der 1590 in einem lutherischen Elternhaus in Holtorf bei Nienburg geborene Nihusius war nach dem Studium der Philosophie und der Medizin in Helmstedt Präzeptor der Brüder Schenk von Flechtingen in Jena und von 1616 an Prinzenenerzieher am Weimarer Hof. In dieser Zeit disputierte er mit dem Jesuiten Martinus Becanus über den Laienkelch. 1622 verließ er Weimar, ließ sich in Köln nieder, wo er zur katholischen Kirche übertrat, um bald darauf (spätestens 1627) zum Prie-

<sup>29</sup> Vondel: Werken V, S. 596–599: »Brief Aen den Hooghwaerdigen en hooghgeleerden Heer Bertholdus Nieuhusius [Brief an den hochwürdigen und hochgelehrten Herrn Bertholdus Nieuhusius]«; hier S. 597. – Deutsche Übersetzung im Textanhang: Text 5.

<sup>30</sup> Zu Nihusius vgl. P. C. Molhuysen, P. J. Blok, L. Knappert, Fr. K. H. Kossmann (Hg.): Nieuw Nederlandsch Biografisch Woordenboek. 10 Bde. Leiden 1911–1937 [NNBW]; hier Bd. 7, Sp. 909 f.; Neue Deutsche Biographie. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1953 ff. (bisher 19 Bde. erschienen); hier Bd. 19, S. 256.

ster geweiht zu werden. Er starb 1657 als Weihbischof von Erfurt und als verdienter (Kontrovers-)Theologe.

Um die Zeit, als Nihusius zum Katholizismus konvertierte, und zwar am 4. Juli 1624, schrieb Spee einen ausführlichen Brief an einen nicht näher identifizierten Junker Heinrich Dietrich von und zu Niehusen, in dem er, ganz offensichtlich im Anschluß an ein persönliches Gespräch, versuchte, diesen für die katholische Kirche zu gewinnen.<sup>31</sup> Dabei war er bemüht, auch einen Einwurf des Junkers, der sich auf den Laienkelch bezog, zu widerlegen. Allerdings verließ er hier das Gefilde der theologischen Argumentation und appellierte eher an das Gemüt, indem er die Ungebührlichkeit der Anschuldigung, die Kirche irre, wenn sie den Gläubigen die Kommunion unter *einer* Gestalt reiche, herausstellte:

Zum fünfften wan abermal das noch war ist, was der Juncker mir gesagt hatt, nemblich das er es in allen anderen puncten mit der Catholischen Kirchen halte, sondern nur allein vermeine das sie fehle in dem puncten vom nachtmahl sub una Specie: so gedenke E. Gestrenge dieses, das ich jetzt sagen wil, gantz Ernstlich. Es sagt der Juncker, die catholische Kirch fehle in diesem puncten oder aber fehle nit. Sage mir E. G. wan solches ein kind sagte zu seiner mutter, ein junger zwanzigjahriger sohn zu seinem alt-greißen und graven Vatter: wer wolte diesen frech und stoltzen muth nit straffen? Es thut mir leydt und kräncket mich bis auff das innerlich marck meiner bein, das E. G. sich also tieff und weit von weiß mit was für einen geist der eigensinnigkeit hatt lassen einnehmen, das er in so hoher und wichtiger sachen die Kirch des allerhöchsten Gottes von derentwegen der sohn Gottes selbst von hohen himmel ist herabgestiegen, eines so groben fehles straffen und bezüchtigen darff und seine eigene gantz ungegründete meinung der meinung einer gantzen und so fast herlichen und von Gott geliebten Kirchen vorziehen darff.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Vgl. Johann Baptist Diel: Drei Briefe des P. Friedrich von Spee aus der Gesellschaft Jesu. In: Stimmen aus Maria-Laach 6 (1874), S. 177–187 und 268–276, hier S. 178–184.

<sup>32</sup> Ebd., S. 182.

Der gelehrte Barthold Nihusius und der offensichtlich nicht akademisch vorgebildete Junker sind gewiß nicht identisch: Spee hätte sich an ersteren, gerade wo es sich um theologische Fragen handelte, wohl eher in lateinischer Sprache gewandt. Heinrich Niehusen war zudem verheiratet und hatte eine Familie, wie die Grußformel, mit der Spee sein Schreiben schließt, belegt,<sup>33</sup> was wohl eine Gleichsetzung mit dem späteren Priester Nihusius verbietet. Beide könnten jedoch miteinander verwandt gewesen sein, wie auch Miesen nahelegt,<sup>34</sup> ohne allerdings Nihusius' Aufenthalt in den Niederlanden und dessen Beziehungen zu Vondel zu erwähnen.

Vondel könnte über Nihusius, falls dieser tatsächlich mit Niehusen verwandt war, von der Existenz des Jesuiten Spee erfahren haben. Eine weitere Person in Vondels Umkreis wäre aber wohl noch ein besserer Gewährsmann in Sachen Spee gewesen. An Nihusius' Bekehrung war der damalige Vorsteher des niederländischen Kollegs in Köln, der Geistliche Leonardus Marius, offensichtlich maßgeblich beteiligt.<sup>35</sup> Marius, Jahrgang 1588, war nur knapp drei Jahre älter als Spee und hatte wie dieser in Köln studiert. Er dürfte Spee persönlich gekannt haben. 1630 wurde Marius zum Pfarrer in Amsterdam ernannt, wo er mit Vondel verkehrte, der bei dessen Tod 1652 ein Grabgedicht verfaßte.<sup>36</sup>

Wenn Vondel vielleicht auch durch Mittelsmänner wie Nihusius oder Marius einiges über die Person Spee in Erfahrung gebracht haben könnte, so haben die Werke des rheinischen Jesuiten ganz offensichtlich keine greifbaren Spuren in der Dichtung des Amsterdammers hinterlassen. Was beide verbindet, sind übergreifende Gemeinsamkeiten, unter denen die intensive Beschäftigung mit Xaverius gewiß zu den

<sup>33</sup> Ebd., S. 184: »Womit ich E. G. sampt der Ehefrawen, töchtern söhnen und allem hausgesind in den schutz und schirm des allerhöchsten thue befehlen.«

<sup>34</sup> Miesen (wie Anm. 6), S. 126: »Ob Spee bei Niehusen Erfolg hatte, wissen wir nicht. Fs gibt zur Zeit Spees einen Bartold Niehusius (1590–1657), der sich 1622 in Köln zum Katholizismus bekehrte und der später eine wissenschaftliche Arbeit über die Kommunion in der Ostkirche unter einer Gestalt (Köln, 1648) veröffentlichte. Ob die beiden Niehus(en) miteinander verwandt waren, konnten wir nicht herausfinden.«

<sup>35</sup> Vgl. NNBW VII, Sp. 909. Zu Marius: NNBW VII, Sp. 839f.

<sup>36</sup> Vondel: Werken V, S. 550f.: »Lyckstaetsi van den E. Heere Leonardus Marius [Leichenstaat des ehrwürdigen Herrn Leonardus Marius]«.

augenfälligsten zählt. Beide fühlten sich wohl nicht zuletzt aus persönlichen Gründen zu Xaverius hingezogen: Spee aufgrund der gleichen Ordenszugehörigkeit, der eigenen Missionierungswünsche und der Bekanntschaft mit Schall, der ja Xaverius' Werk fortsetzte, Vondel ebenfalls durch sein Interesse für Schalls Arbeit, durch seine Verehrung für die Jesuiten sowie seine Verbundenheit mit Köln und Antwerpen, wo Xaverius' Rosenkranz aufbewahrt wurde bzw. die von Quellinus angefertigten Bildnisse gelangten. Für beide, Spee wie Vondel, ist Xaverius' unablässiger Eifer dessen hervorstechendster Wesenszug. Spee führt Xaverius im *Tugend-Buch* wie in der *Trutz-Nachtigal* sprechend ein, wie Vondel gegen Ende des *Zungchin*, wodurch er die Unmittelbarkeit der Aussage und der Gefühle zu verstärken weiß; Vondels Xaverius-Gedichte sind zum Teil eindeutiger auf die Schlußpointe angelegt, zum Teil sind sie, zumal das zur Hundertjahrfeier von Xaverius' Todestag, durchweg epischer. Vondel ist unverkennbar bestrebt, die Größe des Heiligen zusätzlich noch zu steigern, indem er China in dessen Wirkungskreis einbezieht, während Spee diesen auf Japan beschränkt, ohne den Heiligen wie einen zweiten Moses vor dem Betreten des gelobten Landes sterben zu lassen. Der erheblichste Unterschied liegt jedoch wohl darin, daß Spee Xaverius den Gläubigen als Vorbild hinstellt, dem es nachzufolgen gilt, während Vondel an Xaverius eher den unergründlichen, aber letztendlich zum Ziel führenden göttlichen Heilsplan aufzeigt und damit um Gottvertrauen wirbt, das alle kleinlichen Zweifel zu überwinden und die menschlichen Unzulänglichkeiten auszugleichen vermag. Hier scheinen sich letztendlich zwei verschiedene Grundhaltungen zu artikulieren: Spees selbstverständlicher Katholizismus zum einen und die eher reflexive Gläubigkeit Vondels zum andern, die bei seiner Herkunft aus der reformierten Tradition die persönliche Nachfolge der Heiligen womöglich nicht immer recht einzuordnen mußte.

### Textanhang

Die nachfolgenden Übertragungen der Vondel-Zitate und Vondel-Gedichte sind als bloße Verständnishilfen gedacht. Sie wollen keine Nachdichtungen sein, können aber andererseits die Vorlage nicht im-

mer wortwörtlich wiedergeben, da dies an manchen Stellen die Verständlichkeit allzusehr beeinträchtigt hätte. So vollführen in ihnen das interpretative Moment und die Buchstabentreue einen heiklen Balanceakt.

#### Text 1:

Altargenossen, meine Brüder,<sup>37</sup> seid ohne Furcht  
 Jetzt, da die Herrschaft der Chinesen im Umbruch steht:  
 [...]
   
 Einst wird der große Cham<sup>38</sup> in dieser Umwälzung  
 Von Staaten, die Tartarei und China und Cathay,  
 Unter einer Herrschaft verschmolzen, stolz regieren.  
 Er wird Eure Freiheit nicht beschneiden, sondern erweitern, [Christi,  
 Während Ihr die Heiden neu geboren werden laßt unter dem Gesetz  
 Bis sich der Höllenschlund, rasend vor Neid, dem widersetzt,  
 Der Nachfahr<sup>39</sup>, aufgehetzt und ohne Grund erzürnt,  
 Sich erkühnt, der Religion Strafe anzudrohen, sie zu verfolgen,  
 Zugunsten der Bonzen<sup>40</sup> und ihres verfluchten Altars.  
 So geschah es in Japan vor fünfzig Jahren.  
 Der gerechte Kampf geht dem herrlichen Triumph voran.  
 Wer vermag Gottes Urteil und seine Vorsehung zu ergründen!  
 Denn sicher trifft sie das Ziel und das Augenmerk, das sie sich setzt,  
 Während sie liebevoll, was sie anstrebt, in die Wege leitet.

#### Text 2:

Auf den Rosenkranz des seligen Vaters und Apostels Ostindiens  
 Franciscus Xaverius

O heiliger Kirchenschmuck,  
 Des seligen Xaver;

<sup>37</sup> Gemeint sind Xaverius' Mitbrüder in der Gesellschaft Jesu.

<sup>38</sup> Der Kaiser der Mandschu.

<sup>39</sup> Khang-hi, der 1662 die Herrschaft übernahm. Er war der Nachfolger des ersten Mandschu-Kaisers Schun-tschü (1644–1662), der seinerseits den letzten Ming-Kaiser Hwai-tzung (1628–1644), Vondels Zungchin, ablöste.

<sup>40</sup> Das Wort ›Bonze‹ ist hier in der ursprünglichen Bedeutung ›buddhistischer Priester‹ gebraucht.

Der, im asiatischen Teil  
 Der Welt, Jesu Ehre  
 Verkündend, dich streichelte  
 Mit seiner geweihten Hand;  
 Als er vergeistigt schien,  
 Einem Seraph gleich, vor Feuerglut  
 Und Eifer, erhoben  
 Gen Himmel, vor Gottes Augen:

Zur rechten Stunde kam  
 Solch ein teurer Schatz  
 Wie du, aus Amsterdam  
 In meine Heimatstadt;  
 Von unserem Amstelstrom  
 An den ehrwürdigen Rhein:  
 Wo Medices verließ  
 Des Lebens Sonnenlicht,  
 Wie es der Himmel verfügte,  
 Aus Sehnsucht nach schöneren Tagen.<sup>41</sup>

Zur rechten Stunde und Zeit  
 Verspricht die Majestät  
 Dich werten, gottgeweihten Gegenstand  
 (Bevor sie aus der Welt scheidet)  
 Der Gesellschaft Jesu:  
 Damit diese Reliquie  
 Dem heiligen Köln sei  
 Ein Anreiz, mit Gott  
 Dort oben, von hier unten,  
 In ein Gespräch zu treten.

So ging der Apostel voran,  
 Der Indien durchzog,<sup>42</sup>  
 Und reiste Thomas nach,  
 Bevor er zu früh verstarb,  
 Als China vor ihm lag.

<sup>41</sup> Maria de' Medici, die Witwe Heinrichs IV., hatte Xaverius' Rosenkranz aus Amsterdam nach Köln mitgenommen, wo sie am 3. Juli 1642 mit 69 Jahren verstarb.

<sup>42</sup> Nach der Legende hat der Apostel Thomas in Indien das Evangelium verkündet. Xaverius wäre somit in die Fußstapfen des Apostels getreten.

Wie rang seine Hoffnung,  
 Um, ohne Blut und Schlacht,  
 Zu erobern das neue Europa.  
 Man hört den Helden nach wie vor sprechen  
 Durch dieses Betsymbol.

**Text 3:**

Auf die Marmorstatuen der heiligen Väter Ignatius von Loyola und Franciscus Xaverius, [angefertigt] von Artus Quellinus, Bildhauer aus Amsterdam

Ignatius, der eifrigste Beschützer  
 Von Jesu Namen und Lehre,  
 Erhebt sich hier zu Gottes Ehre.  
 Vor seiner Heiligkeit erlischt der reine Marmorglanz.<sup>43</sup>

Xaverius, zum Kreuzboten geworden,  
 Führt Christi Kreuz, ohne Ermüden,  
 Zu den Indianern hin:  
 Jetzt erbaut er noch in Marmor Jesu Gesellschaft.

**Text 4:**

Gedenkfeier zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Franciscus Xaverius, dem Apostel Ostindiens

[1.]

Welche Heilquelle<sup>44</sup> soll meinen Durst und Eifer löschen,  
 Nun da XAVERIUS' Gedenk- und Hundertjahrfeier  
 Uns ermahnt, zu seiner Ehre,  
 Mit keinem Trauerflor<sup>45</sup> und nicht mit bedrückendem Zypressenlaub,<sup>46</sup>

<sup>43</sup> Wörtlich: Seine Heiligkeit läßt den reinen Marmor matt werden.

<sup>44</sup> Angespielt wird hier wohl auf den göttlichen Ursprung der dichterischen Inspiration, gerade auch im Falle der geistlichen Dichtung.

<sup>45</sup> Eigentlich: Trauerlaub.

<sup>46</sup> Die Zypresse gilt als Sinnbild der Trauer und des Todes. Vgl. Engelbert Kirschbaum (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 8 Bde. Rom, Freiburg, Basel, Wien 1994; hier Bd. 4, Sp. 591–594.

Mit goldenen Lorbeerblättern vielmehr,  
Ihm nachzufolgen, auf dem Wege  
Seines Geistes, der heute hinaufsteigt,<sup>47</sup>  
Um ewig Gott zu loben?

[2.]

Jetzt ist nicht die Zeit, der Bahre das Geleit zu geben  
Und dem Leichnam, der weder der Myrrhe noch des Balsams bedarf;  
Ein Heide mag betrübt  
Die tote Leiche, die für alle Ewigkeit stirbt,<sup>48</sup> beweinen:  
Dies unvermoderte Gebein  
Will ruhen unbeweint;  
Derweil die Seele, die große Seele, hinaufsteigt  
Von diesem ins andere Leben.

[3.]

Der graue Held, der den Hebräern das Wort Gottes vermittelte,<sup>49</sup>  
Sah sich vom Berg aus das Land, das Abraham,  
Dem gottergebenen Stamm,  
Angelobt und versprochen war manches Jahrhundert zuvor,  
Mit heiterem Blicke an.  
Der Jordanfluß jedoch  
Verhinderte den Einzug und verstattete diesen den nachkommenden  
Nach seinem Absterben. [Erben]

[4.]

So sah XAVER, von Sancian<sup>50</sup> aus, die Küsten  
Des mächtigen China, und das Reich, das vor ihm lag.  
Das war ein freudiger Tag  
Für unseren Helden, dessen Eifer nie rasten konnte:  
Christus aber holte ihn heim,  
Der sich in der Kreuzespredigt aufgerieben hatte.

<sup>47</sup> Um der Lebendigkeit der Darstellung willen bedient Vondel sich hier der Gegenwartsform und gebraucht das Wort »heden« (heute), obwohl Xaverius schon hundert Jahre zuvor gestorben war.

<sup>48</sup> Da der Heide ja nicht an die Auferstehung der Toten glaubt.

<sup>49</sup> Gemeint ist Moses.

<sup>50</sup> Die Insel San Tschao bei Kanton, auf der Xaverius am 2. Dezember 1552 starb.

Jene Arbeit<sup>51</sup> hatte der Allmächtige in seinem unerforschlichen  
Dem Riccius<sup>52</sup> auferlegt. [ Ratschluß

[5.]

Die zweite Säule des Hauptbaus JESU<sup>53</sup>  
Hatte, lange genug und unerschütterlich und fest,  
Getragen diese Last,  
Und einer Schildwache gleich, in nie erschlaffender Zuverlässigkeit,  
Hitze und Kälte ertragen;  
Hinaus in die Welt geschickt,  
In der festen Zuversicht, einst am Schluß Gottes Antlitz zu erschauen,  
Wen sollte ein solcher Kampf gereuen!

[6.]

Vermag einer uns, neben Sankt Thomas,<sup>54</sup> zu erzeugen  
Eine Kirchenposaune, die weiter erschallte,  
Wo das Licht zum Sonnentor  
Hinausgeritten kommt, um ganz Asien zu krönen;  
Er nenne sie mit Namen,  
Lösche FRANCISCUS' Ruhm,  
Der eine Strecke von drei doppelten Erdumrundungen<sup>55</sup>  
Ohne Überdruß zurücklegte:

[7.]

Keineswegs um Schätze, weder um Gold- und Silberbergwerke  
Noch um Herrschaft und Alexanders Stab<sup>56</sup>,  
Das ist alles Rauch und Wind und Spreu;  
Vielmehr um mit dem Lichte Roms zu durchstrahlen  
Die Nacht des Heidentums  
Und unmißverständlich allenthalben

<sup>51</sup> Die Missionsarbeit in China.

<sup>52</sup> Der italienische Jesuit und Chinamissionar Matteo Ricci (1552–1610).

<sup>53</sup> Der Hauptbau Jesu ist die Gesellschaft Jesu, deren zweite Säule, nach dem Ordensgründer Ignatius, Xaverius war.

<sup>54</sup> Der Überlieferung zufolge hatte ja der Apostel Thomas Missionsarbeit in Indien geleistet.

<sup>55</sup> Die Strecke, die Xaverius bei seiner Missionsarbeit zurücklegte, soll sich insgesamt auf den sechsfachen Erdumfang belaufen haben.

<sup>56</sup> Gemeint ist das Zepter Alexanders des Großen als Symbol der Herrschermacht des großen Eroberers.

Unzähligen rohen und wilden und ungebildeten Völkern  
Gottes Wort zu verkünden.

[8.]

Dieser Eifer führte ihn, Wüsten und Wogen  
Und Schiffbruch zum Trotz, in ein festes, meerumspültes Land.  
Weder der Zahn des Menschenfressers  
Noch Gift, noch Pfeil, noch Hinterhalt der Barbaren  
Konnten dem Gesandten etwas anhaben,  
Der mit eigener Hand  
Im Kreuzbad wäscht elfhundert Seelen,  
Die vor dem Kreuzlamm<sup>57</sup> knien.

[9.]

Japan vor allem dem Bauherrn hat zu danken,  
Der segensreich den Höllenschlund schlägt in Bande,  
Den wahren Weinstock pflanzt,  
Und ein so großes Feld bestückt mit edlen Reben  
Innerhalb von wenigen Jahren,  
Begeifert vom höllischen Neid.  
Wie wird die Erde dort umgewühlt zum Bau von Gotteshäusern!  
Wie viele Tempel weihte nicht seine Hand!

[10.]

Wenn auch die Hölle dort Kirche auf Kirche zu Mörtel stampft,  
Zu Staub und Schutt, wutschäumend jahrelang,  
Bis zu der Wahrheit Untergang,  
Ja scheint den Kreuzesbaum mit Stumpf und Stiel  
Zu reißen aus dem Grund,  
Wo er in Blüte stand;  
Der Himmel weiß die rechte Zeit und Stunde,  
Und Ebbe und Flut des Leidens.<sup>58</sup>

[11.]

Was macht es aus, daß es Blut und Tränen regnet,  
Nicht bloß von Zeit zu Zeit, sondern unentwegt jahraus, jahrein,  
Und daß zerschmilzt ein Herz aus Stein:

<sup>57</sup> Der gekreuzigte Christus als das Lamm Gottes.

<sup>58</sup> Der Himmel verfügt, daß Leid und Freude sich abwechseln.

Nie zuvor wurde eine Insel derart mit Märtyrerblut gesegnet,  
Geheiligt wie Japan;  
Dort überstrahlt die Märtyrersonne  
Unsere Sterne<sup>59</sup>, daß sie erlöschen, und sämtliche Märtyrerviten  
Und den glühendsten Glaubenseifer.

[12.]

Ach, Goa<sup>60</sup>, schlafe, ach schlafe, ruhig und sicher,  
Nach diesem Glück, das Dir beschieden wurde,  
Als die Seele ausgefahren,  
Den heiligen Leichnam solch eines großen Heiligen  
Zu umfassen in Deinem Schoß;  
Eine Zuflucht in der Not;  
Nachdem die Gebeine eines Propheten ja das Leben  
Dem Toten haben gegeben.<sup>61</sup>

[13.]

FRANCISCUS, jetzt als Wiedergeborener verklärt,  
besiegte früher schon den Abgott durch Wunderwerke  
Und vermochte Tote aufzuerwecken;  
Weil er ja trug den Schlüssel zu dem Tor  
Des unversöhnlichen Todes.  
Wie sollte er in Eurer Not  
Vergessen Euch, die Ihr jetzt in ganzen Scharen  
Ihm lobsinget an den Altären.

[14.]

Der als Navarrer und als Ehre von Pamplona,<sup>62</sup>  
Sein adliges und uraltes Geschlecht,  
Den Hof und dessen Staat verachtet,  
Für die arme Krippe und die Armut von Gottes Sohn,  
Vereint seinen Willen mit Gott,

<sup>59</sup> Gemeint sind die europäischen Märtyrer.

<sup>60</sup> Hier befindet sich Xaverius' Grab und werden seine Reliquien verehrt.

<sup>61</sup> Anspielung auf 2 Kön. 13,21, wo berichtet wird, daß ein Toter, der in das Grab des Propheten Elischa geworfen wurde, das Leben wiedererlangte.

<sup>62</sup> Xaverius war gebürtig aus der spanischen Provinz Navarra, deren Hauptstadt Pamplona war.

Seiner höchsten und einzigen Bestimmung:  
Wohin der Wille des Himmels ihn auch rufen will und lenken,  
Ist sein Wille gleichgestimmt.

[15.]

Aber wie soll ich beginnen, jenen Eifer aufzudecken,  
Der Tag und Nacht, auf ungebahnten und abschüssigen Wegen,  
Die Mohren führt zum Heil,  
Und ohne Unterlaß deren Seelen zu gewinnen sucht:  
Das ist seine Herzensjagd<sup>63</sup>,  
Hier strengt er alle Kräfte an,  
Spannt die Netze und schickt die Windspiele los,  
Aus Lust auf solche Hinden.

[16.]

Der Grieche mag Circe und Zaubertrank ersinnen:<sup>64</sup>  
Hier spricht eine Zunge, die Wolf und Bär und Schwein  
Verwandelt, nicht zum Schein,  
Sondern Vernunft verleiht den unvernünftigen Tieren.  
Hier hört man Orpheus' Stimme.  
Die Wälder folgen ihm.<sup>65</sup>  
Amphions Leier reiht hier Festung an Festung  
Im indianischen Gefilde.<sup>66</sup>

[17.]

Mein Hals wird heiser: mein Lied bricht auf halber Strecke ab,  
Es kommt nicht zum Schluß mit dem Bericht von Hungersnot und  
Und Bürden, mitgeschleppt auf Reisen, [Durst,  
Vom härenen Kleid, von der Kordel und vom unablässigen Beten,

<sup>63</sup> Das Wort »hartejaght«, das Vondel hier gebraucht, kann sowohl »Herzensjagd« als auch »Hirschjagd« bedeuten. Daher auch die Erwähnung der Hinden (Hirschkühe) in der letzten Zeile der Strophe.

<sup>64</sup> Die Zauberin Circe in Homers *Odyssee* verwandelte Menschen in Tiere, Xaverius tut aber genau das Gegenteil, indem er die Heiden, die wie unvernünftige Tiere leben, bekehrt und sie so gleichsam zur Vernunft bringt.

<sup>65</sup> Der mythische Orpheus vermochte mit seinem Gesang und seinem Leierspiel sogar die Bäume an sich heranzulocken.

<sup>66</sup> Wie Amphion der Sage zufolge Festungsmauern erbaute, indem sich auf sein Leierspiel hin die Steine von sich aus zusammenfügten, so erbaute Xaverius in Asien durch seine Predigten dem Christentum einen Stützpunkt nach dem anderen.

Und Wachen, der Natur zum Trotz,  
Vom Aussaugen der Wunden  
Und eitrigen Bluts bei ansteckend Kranken.  
Ihm duften Rosen aus all dem Gestank.<sup>67</sup>

[18.]

Du Ringer und Kampfmeister, der Du anjetzt  
Den Harnisch hast abgelegt dort oben,  
Und aus dem prächtigen Bogen  
Von Gottes Gewölbe Deine Kinder hienieden  
Schmerzvoll ringen siehst,  
Verachte ihr Flehen nicht.  
Beliebt es Dir, daß Dein Vorbild uns befreie,  
So kröne Deine Gedenkfeier.

#### Text 5:

[...] als die Kurgewalt den Sohn  
Des FERDINAND hob auf des Römischen Königs Thron.<sup>68</sup>  
Zur Freude des Heiligen Reichs und von des Kaisers Untertanen,  
Die, des Krieges überdrüssig, mit wehenden Friedensfahnen  
Begrüßen ihren Herrn und sehen dem Überfluß,  
Unserem Deutschland in den Schoß gegossen, entgegen.  
Der Himmel sei gelobt, der alle dunklen Wolken  
Der Mißgünstigkeit verscheucht und die unterdrückten Völker  
Erhebt und überstrahlt mit dieser Friedenssonne,  
Aufgegangen aus dem Thron des Kaiserpalasts.

[...]

Jetzt, da Deutschland aufatmet, nach vielen erlittenen Schmerzen  
Wird die Saat der Literatur, in das Ackerland der Herzen  
Geworfen, Jahr für Jahr, uns krönen mit ihrer Frucht,  
Und verbreiten den Geruch von Gerechtigkeit und Zucht,  
Gottesfurcht und Treue zu der Stätte, wo Spieße,

<sup>67</sup> Der Gestank der Kranken mit ihren eitrigen Wunden ist für Xaverius gleichsam Rosenduft.

<sup>68</sup> Am 30. Juni 1653 war Ferdinand Franz, der Sohn Kaisers Ferdinand III., auf dem Reichstag zu Regensburg zum Römischen König gekrönt worden.

Gewehr und Schießpulver und stachelige Disteln wuchsen.  
Man wird Athen<sup>69</sup> wiedererrichtet sehen, nach und nach im ganzen  
Wo Pallas den Ölbaum, wie zum Segen, pflanzt.<sup>70</sup> [Land,

<sup>69</sup> Die Stadt Athen galt als die Heimstätte der Künste und der Wissenschaft.

<sup>70</sup> Pallas Athene, die Göttin der Kriegskunst, wird häufig mit dem Ölbaum oder dem Ölzweig als Symbol des Friedens dargestellt; vgl. z.B. Arthur Henkel, Albrecht Schöne: *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Taschenausgabe. Stuttgart, Weimar 1996, Sp. 209–214.

SOPHIA DOMS

## Gedanken zwischen Nacht und Tag\*

### Ein Gefangener begegnet Friedrich Spee

Wenn die Sonne mit der Fülle ihres Lichtes die Schatten der Gitterstäbe dunkel an die Wand zeichnet, wenn sie alle in ihr Schattenbild aufnimmt, die vorbeigehen, dann gehe ich wieder in Gedanken über die Felder, die ich bebaut habe, seit mein Vater starb, deren Ackerkrume ich an meinen Händen trage. Und es scheinen mir die Felder am Boden eines Meeres zu liegen, das alle meine Rufe verschluckt.

In die Stille hinein wachsen Schritte, ich fürchte sie und ich hoffe auf sie. Ich bin gewiß, daß Pater Spee wiederkommt, noch heute, noch ehe die Sonne auf ihrer Bahn fortgezogen ist, unter den Horizont.

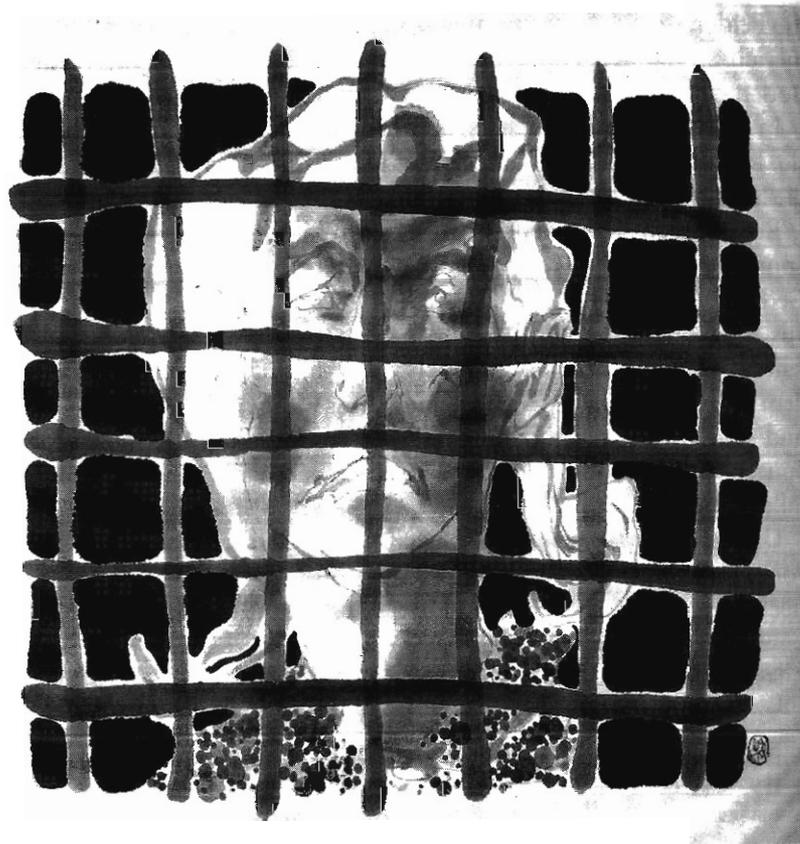
Er ist jeden Tag wiedergekommen, ein Schatten auf den von der Sonne geweißten Wänden, ein singender Schatten, ein Schatten, der Geduld gesungen hat. Er hat mich angesehen, als höre er seine Lieder aus meinen Augen heraus, und bald hätte ich ihn gebeten, mich zu lehren, was er darin höre. Jeden Tag trägt er das Buch mit sich, in dem er seine Lieder bewahrt, manchmal kauert er vor meiner Zelle und schreibt sie bei mir auf, daß ich zusehen kann, wie seine Feder Spuren hinterläßt und wie die Tinte, wenn ein Tropfen auf den Boden fällt, schwarz durch die Spalten zwischen den Steinen rinnt.

Und er liest vor, was er geschrieben hat, und ich stehe an der Wand vor seinem Schatten und spüre den Wind über meinen Feldern und rieche die Ackerkrume auf meinen Händen und bin frei.

\* Sophia Doms wurde für diesen Text im Wettbewerb »Literatur-Reportagen« der Landesarbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften in Rheinland-Pfalz 1998 mit dem zweiten Preis ausgezeichnet (vgl. dazu auch S. 180 f.). Geboren im Jahre 1980, besucht sie derzeit die Oberstufe des Maria-Ward-Gymnasiums in Mainz. 1997 und 1998 veröffentlichte sie zwei Bändchen mit insgesamt 100 Prosatexten von jeweils einer Seite im Verlag Brigitte Guderjahn (Heidelberg). In ihnen skizziert sie in einem lyrisch-assoziativen Stil ihre Wahrnehmungen von Heidelberg und spürt ihren davon angeregten Gefühlen und Gedanken nach: *Ein lächelndes Geheimnis. Heidelberg-Tagebuch eines Kindes*. 3. Aufl. Heidelberg 1998; *Deute mir die Schatten. Von Tagen und Stunden in Heidelberg*. Heidelberg 1998.

Ich habe Pater Spee zu meinem Hof geschickt, daß er meiner Frau und den Kindern das Büchlein zeige, mit seinen Liedern, als seien sie um meinerwillen geschrieben, daß sich der Wind in seinen Gewändern fängt, daß eine Ähre sich in den Falten seines Rockes verbirgt, eine Ähre von meinen weiten Feldern.

Einen langen Weg ist er für mich gelaufen, und auf dem Weg ist er für so viele andere stehengeblieben, die elend waren. Seinen Füßen hat der Weg gar nicht mehr enden wollen, und seine Augen konnten in der



Tuschezeichnung von Klaus Maßem (\* 1955) aus der Serie ›Zu Asche verbrannt‹ (1996/97) zu einem Hexenprozeß des Jahres 1626, 100 × 100 cm

Dunkelheit das Feld nicht sehen, aber sein Herz hat es gefunden und mir alles zurückgebracht, sogar die Augen des Jüngsten, wie er mich immer anblickte, habe ich gesehen, als er wiederkam.

Er hat niemals nach meinen Fesseln gesehen mit dem hungrigen Blick der Wächter, die für diese Fesseln, die sie den Menschen anlegen, ihr Brot bekommen. Die Wächter sehen höhnisch nach den Wolken am Himmel und höhnisch nach dem Weg, auf dem sie gehen, und sie verkaufen auch ihre eigene Freiheit mit den Ketten, die sie anderen anlegen.

Es ist Weihnachten, und in dem Brot, das sie mir gegeben haben, habe ich Kerzen leuchten sehen, und in den Kerzen ein viel größeres Licht.

Bald gehen sie nach Hause, die Wächter, und in die Kirche in ihrem Dorf und knien vor dem Altar, und in ihren Augen leuchten Gitterstäbe wider. In dem Gottesdienst, den Pater Spee ihnen hält, wird seine Hand nach dem Kreuzeszeichen schwer auf sie niedersinken, und ihre Schuld wird sie nicht verlassen.

Nach der Andacht wird der Pater die Türen schließen und alleine sein mit den Augen aller Gefangenen, die er besucht in ihren Gefängnissen. Er wird alle diese Augen vor seinen Herrn werfen und alles, was er von ihnen erinnert: von jenem, den sie verbrannten, die große Furcht, von dem, der vor mir in diesem Kerker saß, den Zorn, von einem anderen die großen Hände, die es nicht mehr ertrugen, daß es eine Wand gab und Gitterstäbe, und die immer wieder daran entlangfuhren.

In der Mitte dieser Nacht wird er sein Büchlein holen, in dem er so vieles schon aufbewahrt hat, das die in Ungerechtigkeit Gefangenen ihn gelehrt haben. Und ein neues Lied werden sie ihn lehren, ein Lied für die Mitte der Nacht, die Schwester des Mittag. Er wird wieder fragen, was er zu oft schon gefragt, fragen nach dem Leid der Gefangenen, dem Leid, das der Mensch dem Menschen schenkt, wie er ihm nicht Liebe schenkt, nicht Gold, nicht Zeit, nicht Geduld, nicht Nahrung. Die Gefangenen sind durch die Verfolger beschenkt, durch die Inquisitoren, die Dankbarkeit lehren wollen für die Stille im Kerker, für den Hunger, für den Schmerz, für die Folter. Mit einem Schatten, der sein Gesicht überfliegt, dem Schatten eines Gitterstabes auf den sonnigen Wänden, dem Schatten eines Peitschenhiebes, wird er die

Frage stellen, die in seiner Feder weiterströmt wie ein Fluß und verwandelt wird.

Die Frage, die zum Lied wird, wird sich bewahren in den Zeiten, in denen sich der Staub meines Leichnams mit der Erde versöhnt, in Zeiten, in denen auch mein Jüngster schon Staub ist und viele Nachkommen.

Ich werde es ihm sagen, daß das Lied bewahrt bleiben wird, morgen noch werde ich es ihm sagen, damit er weiß, in welche Weiten der Fluß seiner Feder hineinfließt. Ich werde sie singen hören, die Nachkommen, was er an unseren Augen abgelesen hat, in den Kirchen werden sie singen, überreich genährt und mit Leibern, die niemals geschunden wurden, aber mit denselben Ängsten. Und meine Nachkommen werden nicht mehr wissen, daß Pater Spee vor meinem Kerker gekauert hat, um meinen Schmerz anzuhören, daß er mir den letzten Blick auf meine Felder mitgebracht hat und ein letztes Mal den Wind, der über mein Korn ging.

Nichts kann so in die Unendlichkeit übergehen wie die Ängste, auf der Schwelle verwandelt in etwas, das größer ist als sie.

Pater Spee wird noch heute Nacht das Lied vollenden, dieses nachgeborene Lied, das ich jetzt schon hören kann, jetzt, wo die Dunkelheit in meine Gitterstäbe einfällt und sie auslöscht. Morgen schon werden die Schmerzen, wenn sie mich holen, meinen Willen übersteigen, der sie nicht annehmen will, morgen schon werde ich nicht mehr wie Pater Spee nach Hilfe rufen können.

Heute aber beuge ich mich über die Gitterstäbe und höre, was noch nicht geboren ist, höre sein Lied:

»O Heiland, reiß den Himmel auf,  
Herab, herab vom Himmel lauf,  
Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,  
Reiß ab, wo Schloß und Riegel für.«

## Auswahlbibliographie der neuerschienenen Spee-Literatur (1994–1997)

Die nachfolgende Literaturzusammenstellung versteht sich als Fortführung der früheren, von Franz Rudolf Reichert und Michael Embach erstellten Bibliographien zu Leben und Werk Friedrich Spees.<sup>1</sup> Sie berücksichtigt – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – ausschließlich die Neuzugänge der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Trier aus den Jahren 1994 bis 1997. Die in Klammern hinter dem jeweiligen Titel angezeigten Signaturen geben die Standortnachweise dieser Bibliothek wieder. Die Ansetzung der Titel erfolgte nach den »Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken« (RAK-WB).

Ausgewertete Sammelwerke werden mit folgenden Siglen wiedergegeben:

- EHxV = Sönke Lorenz u. Dieter R. Bauer (Hg.): Das Ende der Hexenverfolgung. Stuttgart 1995. (Hexenforschung; Bd. 1). (FB 2416).
- KwVo = Norbert Henrichs, Wilhelm Mayer u. Gregor Menges (Hg.): Kaiserswerther Vorträge zu Friedrich Spee 1985–1993. Düsseldorf-Kaiserswerth 1995. (Kaiserswerther Beiträge zur Geschichte und Kultur am Niederrhein; Bd. 1). (FB 1231).

<sup>1</sup> Franz Rudolf Reichert: Friedrich-Spee-Bibliographie. In: Anton Arens (Hg.): Friedrich Spee im Licht der Wissenschaften: Beiträge und Untersuchungen. Mainz 1984. (Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte; Bd. 49), S. 243–281; Franz Rudolf Reichert u. Michael Embach: Die Spee-Dokumentation in der Bibliothek des Trierer Priesterseminars: ein Zwischenbericht mit Nachträgen zur Friedrich-Spee-Bibliographie von 1984. In: Gunther Franz (Hg.): Friedrich Spee: Dichter, Seelsorger, Bekämpfer des Hexenwahns; Kaiserswerth 1591 – Trier 1635. Katalog der Ausstellung in Düsseldorf 1991. Trier 1991. (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken; Nr. 10 A), S. 271–297; Michael Embach: Neuerschienene Spee-Literatur: eine Auswahlbibliographie der Erscheinungsjahre 1991–1993. In: Gunther Franz (Hg.): Friedrich Spee zum 400. Geburtstag: Kolloquium der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier. Paderborn 1995, S. 377–385.

- RuR = Dieter Breuer (Hg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock: (Tagung) in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, vom 22. bis 25. August 1991. Bd. 2. Wiesbaden 1995. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung; Bd. 25). (FB 1097).
- SpGeKo = Gunther Franz (Hg.): Friedrich Spee zum 400. Geburtstag: Kolloquium der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier. Paderborn 1995. (EB 9527).
- SpTh = Gunther Franz u. Hans-Gerd Wirtz (Hg.): Friedrich Spee als Theologe. Trier 1997. (GA 7344 u. GA 7530).

\*

- Arens, Anton: Friedrich Spee – ein glaubensfroher Seelsorger in dunkler Zeit. Festvortrag zum 400. Geburtstag Spees am 25. Februar 1991. In: KwVo, S. 119–130. (FB 1231).
- Battafarano, Italo Michele: Glanz des Barock: Forschungen zur deutschen als europäischer Literatur. Bern 1994. (Iris; Bd. 8). (HA 3074). Darin:
- Contra auctoritates et loci communes: das Ich und die Literazität von Spees *Cautio Criminalis*, S. 213–237;
  - Hexen, Hexenlehre, Kritik der Hexenverfolgung: Bodin, Binsfeld, Delrio, Remy, Spee, S. 338–358;
  - Barocke Typologie femininer Negativität und ihre Kritik bei Spee, Grimmelshausen und Harsdörffer, S. 392–412 (auch in: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung; Walter E. Schäfer zum 65. Geburtstag. Amsterdam 1995. (Chloe; Bd. 22), S. 245–266);
  - »Nazi = Hexe« oder »Jude = Hexe«?: zu Carl Schmitts Verständnis von Spees »*Cautio Criminalis*«, S. 509–513.
- Battafarano, Italo Michele: Die rhetorisch-literarische Konstruktion von Spees *Cautio Criminalis*. In: SpGeKo, S. 137–148. (EB 9527).
- Battafarano, Italo Michele: Emmy Rosenfeld 1904–1994 (+ Bibliographie). In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 25–29. (V 4616:3).
- Battafarano, Italo Michele: Spee nicht bei Drexel: zur Strategie, wissend über die »*Cautio Criminalis*« zu schweigen. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 101–112. (V 4616:3).

- Battafarano, Italo Michele: Mit Spee gegen Remigius: Grimmelshausens antidämonopathische *Simpliciana* im Strom nieder-ober-rheinischer Vernunft. In: *Simpliciana* 18, 1996, S. 139–164. (BRC 1811).
- Becker, Thomas P.: Hexenverfolgung im Erzstift Köln. In: Hexenverfolgung im Rheinland: Ergebnisse neuerer Lokal- und Regionalstudien. Bergisch Gladbach 1996. (Bensberger Protokolle; Bd. 85), S. 89–136. (GA 5521).
- Behringer, Wolfgang: Der »Bayerische Hexenkrieg«: die Debatte am Ende der Hexenprozesse in Deutschland. In: EHxV, S. 287–313. (FB 2416).
- Berns, Jörg Jochen: Ahà, ahà, ahà: Unsägliches und Unsagbares in einem Weihnachtsgedicht Friedrich Spees. In: Gabriela Scherer (Hg.): Wahrheit und Wort: Festschrift für Rolf Tarot zum 65. Geburtstag. Bern 1996, S. 73–90. (BRB 7196).
- Biesel, Elisabeth: Hexenjustiz, Volksmagie und soziale Konflikte im lothringischen Raum. Trier 1997. (Trierer Hexenprozesse; Bd. 3). Zugl.: Trier, Univ., Diss., 1994. (FB 3304).
- Bilder von Gelehrten: eine Ausstellung der Graphischen Sammlung an der Universität Trier in Zusammenarbeit mit der UB Trier, der Stadtbibliothek Trier und der Bibliothèque Nationale Luxembourg; vom 2. 12. bis 31. 12. 1997 und 6. 1. bis 2. 2. 1997 (darin: Friedrich Spee, S. 114–115, im Anhang: Farbtafel IV). (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken; Bd. 30). (GA 9289).
- Braun, Werner: Die Musik des 17. Jahrhunderts. Laaber 1996. (Neues Handbuch der Musikwissenschaft; Bd. 4). (darin: Friedrich Spee, S. 231). (LS I A 68/1:4).
- Breuer, Dieter (Hg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock: (Tagung) in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, vom 22. bis 25. August 1991. Bd. 1–2. Wiesbaden 1995. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung; Bd. 25). (FB 1097).
- Breuer, Dieter: »Weil vnser Fantasy eine solche krafft hat«: Friedrich Spees manieristische Poetik des immerwährenden Gotteslobs. In: SpGeKo, S. 213–227. (EB 9527).
- Busch, Stefan: Die Lieblichkeit der Schöpfung und der Dichtung: zur Poetik der Naturschilderungen bei Friedrich Spee. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 67–88. (V 4616:2).

- Butzmann, Annelore: Bruder und Hoffnung mißhandelter Frauen: mein Weg zu Friedrich Spee von Langenfeld. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 152–155. (V 4616:4).
- Conrad, Anne: Hexen und Heilige in Köln: zum Entstehungshorizont von Friedrich Spees *Güldenem Tugendbuch*. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 135–152. (V 4616:3).
- Decker, Rainer: Die Haltung der römischen Inquisition gegenüber Hexenglauben und Exorzismus am Beispiel der Teufelsaustreibungen in Paderborn 1657. In: *EHxV*, S. 97–115. (FB 2416).
- Decker, Rainer: Die *Cautio Criminalis* und die Hexenprozeß-Ordnung der römischen Inquisition im Vergleich. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 89–100. (V 4616:3).
- Dengel, Günter: Friedrich Spee und die Jugendbewegung. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 147–166. (V 4616:2).
- Dengel, Günter: »O Christ hie merck«: zur Wirkungsgeschichte eines Liedes. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 209–230. (V 4616:3).
- Dimler, Georg Richard: Friedrich Spee und die frühe jesuitische Emblem-Tradition. In: *SpGeKo*, S. 151–158. (EB 9527).
- Dimler, Georg Richard: Friedrich Spee von Langenfeld: (25. Februar 1591 – 7. August 1635). In: James Hardin (Hg.): *German Baroque Writers: 1580–1660*. Detroit 1996. (*Dictionary of Literary Biography*; Bd. 164), S. 316–320. (BRC 1633).
- Eicheldinger, Martina: Friedrich Spees geistliches Arkadien: Funktion und Gestaltung der schäferlichen Motive in der Trutz-Nachtigall. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 21–43. (V 4616:1).
- Eicheldinger, Martina: Religionspädagogische Aneignung der Hohe-lied-Tradition in Friedrich Spees »*Güldenem Tugend-Buch*«. In: *RuR*, S. 553–561. (FB 1097:2).
- Eiden, Herbert: (Tagungsbericht): Methoden und Konzepte der historischen Hexenforschung: Kolloquium vom 26. bis 28. Oktober 1995 in Wittlich und Trier. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 285–294. (V 4616:3).
- Embach, Michael: Zwei neue Beiträge zur Spee-Ikonographie: eine Studie Martin Mendgens und eine Kalligraphie Armin Dorfeys. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 177–189. (BRB 6370).
- Embach, Michael: (Besprechung): *Düsseldorfer Symposion zum 400. Geburtstag: neue Ergebnisse der Spee-Forschung* / hrsg. von

- Theo G. M. van Oorschot unter Mitarbeit von Martin Gerlach. Bielefeld 1993. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 211–217. (V 4616:1).
- Embach, Michael: Neuerschienene Spee-Literatur: eine Auswahlbibliographie der Erscheinungsjahre 1991–1993. In: *SpGeKo*, S. 377–385. (BRB 5561).
- Embach, Michael: Moritz Bachmann (1783–1872), Verfasser der Spee-Novelle »Bertrade«. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 237–248. (V 4616:3 u. BRB 6424).
- Embach, Michael u. Winfried Weber: *Jesuitenkirche Trier: die Kirche des Bischöflichen Priesterseminars Trier*. Passau 1997. (BRA 3772 u. BRA 3773).
- Ewerhart, Rudolf (Hg.): *Willkommen edles Knäbelein: 31 Weihnachtslieder aus dem Straßburger Gesangbuch von 1697 für Singstimme und Generalbaß*. Köln 1995. (BRC 1488).
- Festschrift für Theo G. M. van Oorschot zum 70. Geburtstag / Redaktionsleitung: Gunther Franz. Trier 1996. (Spee-Jahrbuch; Bd. 3). (V 4616:3).
- Fischer, Balthasar: Der Beitrag von Anton Arens zur Spee-Forschung. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 9–18. (V 4616:1).
- Fischer, Balthasar: (Besprechung): John O'Malley: *Die ersten Jesuiten (First Jesuits)*: Deutsch von Klaus Mertes. Würzburg 1995. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 156–157. (V 4616:4).
- Fischer, Balthasar: Die Schöpfungsfrömmigkeit Friedrich Spees. In: *SpGeKo*, S. 33–50. (EB 9527).
- Fischer, Balthasar: Weibliche Züge in Spee's Gottesbild. In: *SpTh*, S. 57–74. (GA 7344).
- Franz, Gunther: Der »*Malleus Judicum*«, das ist: Gesetzeshammer der unbarmherzigen Hexenrichter von Cornelius Pleier und andere Gegner der Hexenprozesse von Johann Weyer bis Friedrich Spee. In: Winfried Herget (Hg.): *Die Salemer Hexenverfolgungen*. Trier 1994, S. 27–47. (BRB 5503).
- Franz, Gunther: Das Spee-Relief in der Stadtbibliothek Trier von 1957. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 195–198. (V 4616:1).
- Franz, Gunther: Spee bei patriotischen Dichtern des 19. Jahrhunderts: Nikolaus Hocker und August Silberstein. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 147–158. (V 4616:1).

- Franz, Gunther: Friedrich Spee – Wider den Wahn des Krieges: Darstellungen des Saarbrücker Bildhauers und Malers Hans Schröder. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 191–194. (V 4616:1).
- Franz, Gunther: Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier  
– in den Jahren 1992 und 1993. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 202–208. (V 4616:1);  
– im Jahr 1994. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 185–188. (V 4616:2);  
– in den Jahren 1995 und 1996. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 275–282. (V 4616:3);  
– in den Jahren 1996 und 1997. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 143–149. (V 4616:4).
- Franz, Gunther: Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 209–210. (V 4616:1).
- Franz, Gunther u. Franz Irsigler (Hg.): Hexenglaube und Hexenprozesse im Raum Rhein-Mosel-Saar. Trier 1995. (Trierer Hexenprozesse; Bd. 1). (FB 870).
- Franz, Gunther (Hg.): Friedrich Spee zum 400. Geburtstag: Kolloquium der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier. Paderborn 1995. (EB 9527).
- Franz, Gunther: Anton Arens zum Gedächtnis. In: SpGeKo, S. 11–15. (BRB 5605).
- Franz, Gunther: Die Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften  
– im Jahr 1994. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 189. (V 4616:2);  
– in den Jahren 1995 und 1996. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 283–284. (V 4616:3);  
– in den Jahren 1996 und 1997. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 150–151. (V 4616:4).
- Franz, Gunther: Friedrich Spee als Professor an der Trierer Universität. In: Hans-Gerd Angel (Hg.): Aus reichen Quellen leben: ethische Fragen in Geschichte und Gegenwart; Helmut Weber zum 65. Geburtstag. Trier 1995, S. 101–108. (FB 442).
- Franz, Gunther: Friedrich Spee und die Bücherzensur. In: SpGeKo, S. 67–100. (BRB 5605 u. EB 9527).
- Franz, Gunther: Spee-Lieder in evangelischen Gesangbüchern. In: SpGeKo, S. 349–376. (BRB 5607 u. EB 9527).
- Franz, Gunther: War Friedrich Spee ein Bekämpfer des Hexenwahns? (Diskussionsbeitrag). In: SpGeKo, S. 111–113. (BRB 5604 u. EB 9527).
- Franz, Gunther: Der Druck der Cautio Criminalis in Köln und dessen Behandlung in der neuesten Literatur. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 127–133. (V 4616:3).
- Franz, Gunther: Theo G. M. van Oorschot zum 70. Geburtstag (+ Bibliographie). In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 9–20. (V 4616:3).
- Franz, Gunther: Friedrich Spee: ein Mann von Wort und Tat. In: Hochwälder Geschichtsblätter 9, 1997, S. 61–64. (BRC 1814). Geringfügig verändert auch in: Journal: Trier-Luxembourg-Magazin 9, 1996/97, S. 77–79.
- Franz, Gunther: Hexenprozesse im Gebiet des Kreises Trier-Saarburg und ihre Erforschung. In: Jahrbuch des Kreises Trier-Saarburg 1997, S. 183–189. (V 3279: 1997 u. BRB 6588).
- Franz, Gunther: Nachträgliche Klärung zur »Friedrich-Spee«-Marke. In: Gabriel 56, 1997, 11, S. 249–250. (BRB 7183).
- Franz, Gunther: Spee-Lieder im neuen evangelischen Gesangbuch. In: Gemeindebrief / Evangelische Kirchengemeinde Trier 38, 1997, 5, S. 22–23. (BRC 1715).
- Franz, Gunther u. Hans-Gerd Wirtz (Hg.): Friedrich Spee als Theologe. Trier 1997. (GA 7344 u. GA 7530).
- Franz, Gunther: siehe auch Schubert, Jutta: Hexenbrennen (Nachwort).
- Franz, Gunther: siehe auch Bilder von Gelehrten, S. 108–127.
- Frieden durch Recht: das Reichskammergericht 1495 bis 1806; Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 8.12.1994 bis 22.1.1995 im Wissenschaftszentrum Bonn; vom 25.2.1995 bis 30.4.1995 im Historischen Museum Frankfurt/M. / hg. von Ingrid Scheurmann. Mainz 1994. (EC 2700 u. EC 3700).
- Fullenwider, H. F: »Eros meus crucifixus est«: zur Auslegung vom Hohenlied 2,3 in den Künsten. In: RuR, S. 503–508. (FB 1097:2).
- Gemert, Guillaume van: Die Nürnberger und Spee: frühe protestantische Auseinandersetzungen mit seiner Frömmigkeit. In: Morgen-Glantz 4, 1994, S. 119–154. (V 1224).
- Gemert, Guillaume van: (Besprechung): Spee-Jahrbuch / hg. von der Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften Düsseldorf

- und Trier. 1. Jahrgang. Trier 1994. In: *Morgen-Glantz* 5, 1995, S. 255–258. (V 1224).
- Gemert, Guillaume van: »Ein Büchlein, das jeder lesen sollte«: zur Rezeption von Spees *Cautio criminalis* in den Niederlanden im späten 17. Jahrhundert. In: *Spee-Jahrbuch* 3, 1996, S. 113–126. (V 4616:3).
- Gemert, Guillaume van: (Besprechung): Gunther Franz (Hg.): *Friedrich Spee zum 400. Geburtstag: Kolloquium der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier*. Paderborn 1995. 394 S. In: *Spee-Jahrbuch* 3, 1996, S. 295–298. (V 4616:3).
- Gentner, Margret: *Symbol Rose: für Theo*. In: *Spee-Jahrbuch* 3, 1996, S. 51–88. (V 4616:3).
- Gentner, Margret: (Besprechung): Max Ott: *Eine folgenschwere Frankenfahrt: Graf von Spees erste Begegnung mit dem Hexenwahn; Novelle, illustriert von Isolde Grözing*. Frankfurt a. M. 1996. In: *Spee-Jahrbuch* 3, 1996, S. 299 (V 4616:3).
- Gerking, Willy (Hg.): *750 Jahre Kloster Falkenhagen: Festschrift zur 750jährigen Wiederkehr der Klostergründung und zum 500jährigen Jubiläum der Kirchweihe*. Leopoldshöhe 1997. (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V.; Bd. 49). (FB 3538).
- Gertz, Bernhard: *Friedrich Spee von Langenfeld: Gedenkrede zum 350. Todestag von Spee am 7. August 1985*. In: *KwVo*, S. 8–9. (FB 1231). Auch in: *Trutznachtigal: Zeitschrift aus St. Augustinus Bochum-Querenburg* 1997, Sonderausgabe, S. 30–39. (V 4200:1997).
- Geschichte und Geschichten über Hexen und Hexenforscher / mit Renate Kohn ...* Autorin: Jutta Keller. Red.: Rolf von Lessen. Mainz 1996. 1 Videokassette. (VID 49).
- Gössmann, Wilhelm: *Gibt es einen eigenen Kirchenliedton?* In: *Spee-Jahrbuch* 3, 1996, S. 231–235. (V 4616:3).
- Gössmann, Wilhelm: *Der trauernde Christus: zu dem Spee-Gedicht »Bey stiller Nacht«*. In: *Spee-Jahrbuch* 4, 1997, S. 13–38. (V 4616:4).
- Grossfeld, Bernhard: *Friedrich von Spee*. In: *Juristenzeitung* 50, 1995, S. 273–275. (BRC 1616).
- Hahn, Alois: *Die Cautio Criminalis aus soziologischer Sicht*. In: *SpGeKo*, S. 103–110. (EB 9527).

- Hamm, Ursel: *Moderne Kunst zu Friedrich Spee im öffentlichen Raum*. In: *Spee-Jahrbuch* 1, 1994, S. 165–176. (V 4616:1).
- Haustein, Jörg: *Bibelauslegung und Bibelkritik: Ansätze zur Überwindung der Hexenverfolgung*. In: *EHxV*, S. 249–267. (FB 2416).
- Heinz, Andreas: »Bei den Trierern scheint der böse Geist seinen Sitz aufgeschlagen zu haben«: ein bisher unbekannter Bericht des Kölner Kartäuserpriors Johannes Reckschenkel (1526–1611) über Hexenverfolgungen im Trierer Land. In: Gunther Franz u. Franz Irsigler (Hg.): *Hexenglaube und Hexenprozesse im Raum Rhein-Mosel-Saar*. Trier 1995, S. 449–457. (BRB 6136).
- Heitmeyer, Erika: »Münsterisch Gesangbuch. Auff alle Fest und Zeiten des gantzen Jahrs ... 1677«; zu Struktur und Genese des ersten Münsterer Diözesangesangbuchs. In: Benedikt Kranemann u. K. Richter (Hg.): *Zwischen römischer Einheitsliturgie und diözesaner Eigenverantwortung*. Altenberge 1997. (Münsteraner theologische Abhandlungen; Bd. 48), S. 79–101. (GA 9066).
- Hengst, Karl: *Friedrich Spee von Langenfeld SJ (1591–1635), 1623–1626 und 1629–1631 Priester und Professor in Paderborn*. In: *Generalversammlung. Darlehnskasse im Erzbistum Paderborn*. Paderborn 1995. (V 4830).
- Henrichs, Norbert, Wilhelm Mayer u. Gregor Menges (Hg.): *Kaiserswerther Vorträge zu Friedrich Spee 1985–1993*. Düsseldorf-Kaiserswerth 1995. (Kaiserswerther Beiträge zur Geschichte und Kultur am Niederrhein; Bd. 1). (FB 1231).
- Henrichs, Norbert: *Kopernikanische Wende: Geistige Umbrüche zur Zeit Friedrich Spees; Vortrag zum 398. Geburtstag Spees am 25. Februar 1989*. In: *KwVo*, S. 91–114. (FB 1231).
- Das Hexenregister des Claudius Musiel: ein Verzeichnis von hingerichteten und besagten Personen aus dem Trierer Land (1586–1594) / bearb. von Rita Voltmer und Karl Weisenstein*. Trier 1996. (Trierer Hexenprozesse; Bd. 2). (FB 2605).
- Hexenverfolgung im Rheinland: Ergebnisse neuerer Lokal- und Regionalstudien; Dokumentation einer Studienkonferenz / mit Beiträgen von Thomas P. Becker u. a. Red.: Stephan Lennartz*. Bergisch Gladbach 1996. (Bensberger Protokolle; Bd. 85). (GA 5521).
- Hilgers, Beatriz: *Erinnerung an einen fröhlichen Menschen*. (Würdi-

- gung von Dr. Anton Arens). In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 19–20. (V 4616:1).
- Imbert, Dominique: *Advis aux criminalistes sur les abus qui se glissent dans les procès de sorcellerie: Frédéric Spée de Langenfeld, 25 février 1591, 7 août 1635 = Cautio criminalis seu de processibus contra sagas*. Maitrise d'histoire. Nizza 1995. (EC 3554).
- Jakobs, Monika, Irene Löffler-Meyer u. Annette Rembold: *Vater Gott und Mutter Kirche: Bausteine für den feministischen Religionsunterricht*. Münster 1995. (darin: Friedrich Spee, S. 139 u. 145). (FB 961).
- Janssen, Wilhelm: *Kleine rheinische Geschichte*. Düsseldorf 1997. (Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). (FB 3355).
- Jerouschek, Günter: *Der Hexenprozess als politisches Machtinstrument: Der mysteriöse Tod des Hexeninquisitors Daniel Hauff und das Ende der Hexenverfolgung in Esslingen nebst Überlegungen zur Psychohistorie der Hexenverfolgungen*. In: EHxV, S. 117–128. (FB 2416).
- Jerouschek, Günter: *Friedrich Spee als Justizkritiker: Die Cautio Criminalis im Lichte des gemeinen Strafrechts der frühen Neuzeit*. In: SpGeKo, S. 115–136. (EB 9527).
- Jerouschek, Günter: *Hexenverfolgung / Hexenprozesse*. In: Werner Schneiders (Hg.): *Lexikon der Aufklärung: Deutschland und Europa*. München 1995, S. 178–179. (LS XVI 188).
- Kann, Hans-Joachim (Hg.): *Guide du pèlerin de Trèves et de la région: (à l'occasion du pèlerinage à la sainte tunique en 1996)*. Trier 1996. (darin: Friedrich Spee, S. 17–18 u. 43). (FB 1514).
- Keller, Jutta, siehe: *Geschichte und Geschichten über Hexen und Hexenforscher*.
- Keller, Karl: *Das St. Michaelslied von Friedrich Spee und »Der deutsche Michel«: ist das St. Michaelslied ein deutsch-nationales Kampflied?* In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 87–98. (V 4616:1).
- Keller, Karl: *Das Auferstehungslied »Ist das der Leib, Herr Jesu Christ« und das kopernikanische Weltbild*. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 89–104. (V 4616:2).
- Keller, Karl: *Friedrich Spee, Name und Herkunft: ein Forschungsbericht zur Familiengeschichte der Vorfahren Friedrich Spees; Vor-*

- trag zum 401. Geburtstag Spees am 25. Februar 1992*. In: KwVo, S. 131–144. (FB 1231).
- Keller, Karl: *Friedrich Spees Kirchenlieder und die lateinische Hymnendichtung: eine Einführung in die komplexe Problematik*. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 203–208. (V 4616:3).
- Keller, Karl: *»Utinam disrumperes coelos et descenderes!« Beitrag zur Entstehung, Intention und zu Interpretationen des Spee-Liedes »O Heiland, reiß die Himmel auf«*. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 39–52. (V 4616:4).
- Keller, Karl: *Zum Beitrag über Friedrich Spee und das kopernikanische Weltbild: ein Nachtrag*. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 125–126. (V 4616:4).
- Keller, Walter: *Die »Cautio Criminalis« des Friedrich von Spee und ihre Wirkungsgeschichte in der Überwindung des Hexenwahns*. In: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 57, 1995, S. 327–344. (V 1159:57).
- Kemper, Hans-Georg: *Bann-Strahlen der Poesie: Magie und Mystik in Spees Trutz-Nachtigal*. In: SpGeKo, S. 197–212. (EB 9527).
- Kemper, Hans-Georg: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit. Bd. 6/1: Empfindsamkeit*. Tübingen 1997. (darin: Friedrich Spee, S. 42 u. 53). (EB 794: 6,1).
- Keyser, Peter: (Tagungsbericht): *Friedrich Spee in ökumenischer Sicht: Tagung vom 30. Mai bis 1. Juni 1997 in Düsseldorf-Kaiserswerth*. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 133–140. (V 4616:4).
- Keyser, Peter: (Besprechung): *Kaiserswerther Vorträge zu Friedrich Spee 1985–1993 / hg. von N. Henrichs, W. Mayer u. G. Menges. (Kaiserswerther Beiträge zur Geschichte und Kultur am Niederrhein; Bd. 1)*. Düsseldorf-Kaiserswerth 1995. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 162–166. (V 4616:4).
- Kier, Hiltrud u. a. (Hg.): *Köln: der Ratsturm; seine Geschichte und sein Figurenprogramm*. Köln 1996. (Stadtspuren – Denkmäler in Köln; Bd. 21). (EC 3189).
- Kleber, Karl-Heinz: (Besprechung): *Theologia moralis explicata: ein Friedrich Spee zugeschriebenes Werk aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges / hg. von Helmut Weber*. Trier 1996. (Quelleneditionen der Friedrich-Spee-Gesellschaft; Bd. 2). In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 157–162. (V 4616:4).

- Kloster Falkenhagen / Bearb.: Jürgen Wieggrebe. 2. veränd. Aufl. Regensburg 1996. (Schnell-Kunstführer; Bd. 1719). (BRA 3204).
- Kortländer, Bernd: Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf in den Jahren 1992 und 1993. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 199–201. (V 4616:1).
- Kruse, Joseph A.: Der Dichter Friedrich Spee: Vortrag am 15. August 1985 zum 350. Todestag Spees. In: KwVo, S. 19–38. (FB 1231).
- Kruse, Joseph A.: Spees Travvr-Gesang von der noth Christi am Oelberg in dem Garten: geistliche Betrachtung als sprachliches Kunstwerk. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 193–201. (V 4616:3).
- Kuckhoff, Ludwig M.: Friedrich Spees Güldenes Tugend-Buch. In: SpGeKo, S. 159–179. (EB 9527).
- Kühlmann, Wilhelm: (Besprechung): Martina Eicheldinger: Friedrich Spee – Seelsorger und poeta doctus: die Tradition des Hohenliedes und Einflüsse der ignatianischen Andacht in seinem Werk. Tübingen: 1991. (Studien zur deutschen Literatur; Bd. 110). In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 35, 1994, S. 408–410. (V 456).
- Küppers, Kurt: Friedrich Spee und Wilhelm Nakatanus. In: SpGeKo, S. 181–196. (EB 9527).
- Kurzke, Hermann: »Die Mauern schleifen, das Herz waschen«. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. Mai 1995. (Ztg.). Auch in: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): Frankfurter Anthologie: Gedichte und Interpretationen; Bd. 19. Frankfurt/M. 1996, S. 23–27.
- Kurzke, Hermann: Was haltest so hart versperret und verriglet die feste Burg deines verstockten Hertzens? In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 153–155. (V 4616:3).
- Lehmann, Hartmut: Religion und Religiosität in der Neuzeit: historische Beiträge / hg. von Manfred Jakobowski-Tiessen u. Otto Ulbricht. Göttingen 1996. (FB 2623). Darin:
- Zur Bedeutung von Religion und Religiosität im Barockzeitalter (1995), S. 9–27;
  - Hexenglaube und Hexenprozesse in Europa um 1600 (1983), S. 38–51;
  - Frömmigkeitsgeschichtliche Auswirkungen der »Kleinen Eiszeit« (1986), S. 62–82.
- Löher, Hermann: Wehmütige Klage der frommen Unschuldigen: ein Schöffe kritisiert die Hexenjagd / aus dem Frühneuhochdeutschen

- übertragen von Dietmar K. Nix. Köln 1995. (Zeitgeiststudien; Bd. 7: Quellenedition). (EC 3156).
- Lohmeyer, Wolfgang: Mein Weg zu Friedrich Spee – die Arbeit an den Spee-Romanen: Vortrag zum 397. Geburtstag Spees am 25. Februar 1988. In: KwVo, S. 71–80. (FB 1231).
- Lorenz, Sönke u. Dieter R. Bauer (Hg.): Das Ende der Hexenverfolgung. Stuttgart 1995. (Hexenforschung; Bd. 1). (FB 2416).
- Marigold, W. Gordon: Lieddichtung als Reformmittel und als Brücke zwischen den Konfessionen: ein katholisches Beispiel. In: RuR, S. 611–620. (FB 1097:2).
- Mauermann, Gerd: Voller Leidenschaft und Dynamik: Prof. Dr. Walter Scheele zum 70. Geburtstag. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 21–24. (V 4616:3).
- Meinke, Anja: »In Gott ist alle Wollust«: zur Mystik Friedrich Spees. Frankfurt a.M. 1994. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur; Bd. 1456). Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss. 1993. (FA 9819).
- Meisner, Joachim Kardinal: Friedrich Spee – ein Mann voll des Heiligen Geistes: Festpredigt zum 400. Geburtstag Spees am 24. Februar 1991. In: KwVo, S. 115–118. (FB 1231).
- Menschen auf dem Weg mit Jesus Christus: die Heilig-Rock-Wallfahrt 1996; eine Foto- und Textdokumentation / hg. vom Bistum Trier. Eugen Reiter; Bruno Sonnen. Trier 1996. (darin: Friedrich Spee, S. 54–55). (EC 3263).
- Miesen, Karl-Jürgen: Friedrich Spee und die Liebe: Vortrag zum 403. Geburtstag des Jesuiten-Dichters in der Rheinhauskapelle zu Kaiserswerth am 4. März 1994. o. O. 1994. (BRC 1334).
- Miesen, Karl-Jürgen: Die Spee-Forschung seit 1950. In: Gert Kaiser (Hg.): Bücher für die Wissenschaft: Bibliotheken zwischen Tradition und Fortschritt; Festschrift für Günter Gattermann zum 65. Geburtstag. München 1994, S. 89–97. (BRB 5442).
- Miesen, Karl-Jürgen: Das Spee-Bild im Lauf der Jahrhunderte. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 159–164. (V 4616:1).
- Miesen, Karl-Jürgen: (Besprechung): Theo G. M. van Oorschot: Friedrich Spee von Langenfeld: zwischen Zorn und Zärtlichkeit. Göttingen-Zürich 1992. 99 S. (Persönlichkeit und Geschichte; Bd. 140). In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 218–219. (V 4616:1).

- Miesen, Karl-Jürgen: (Besprechung): Rainer Decker: Die Hexen und ihre Henker: ein Fallbericht. Freiburg 1994. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 195–197. (V 4616:2).
- Miesen, Karl-Jürgen: (Besprechung): Brian P. Levack: Hexen-Jagd: die Geschichte der Hexenverfolgungen in Europa. München 1994. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995; S. 197–198. (V 4616:2).
- Miesen, Karl-Jürgen: Weihnachten bei Friedrich Spee und Ludwig Soumagne: Vortrag am 15. Dezember 1988. In: KwVo, S. 81–90. (FB 1231).
- Miesen, Karl-Jürgen: Wie eines Heil'gen freundlich Bild: Pater J. B. Diels SJ Gedicht auf Friedrich Spee. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 137–146. (V 4616:2).
- Miesen, Karl-Jürgen: Gesegnet mit Zivilcourage: Thomas More und Friedrich Spee. In: Thomas Morus-Jahrbuch 1996, S. 115–127. (V 2189).
- Miesen, Karl-Jürgen: Kink. Düsseldorf 1996. (HA 3155 u. HA 3156).
- Miesen, Karl-Jürgen: Kämpfer für eine Überzeugung: Thomas More und Friedrich Spee. In: Renovatio 53, 1997, S. 31–38. (V 246:53).
- »... möchten verbrennet werden!« Ausgrenzung und Gewalt gegen Ketzer, Juden, Hexen; ... auch in der hessischen Geschichte. Ausstellung der hessischen Staatsarchive 1994 / Bearb.: Eckhard G. Franz u. Thomas Lange. Darmstadt 1994. (BRC 1846).
- Müskens, Hans: (Sammelrezension von Moritz Bachmann: Bertrade; Reinhold Schneider: Der Tröster; Ingeborg Engelhardt: Hexen in der Stadt): Friedrich Spee als literarische Gestalt. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 117–146. (V 4616:1).
- Müskens, Hans: Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf  
– in den Jahren 1994 und 1995. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 179–184. (V 4616:2);  
– im Jahr 1995/96. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 271–274. (V 4616:3);  
– im Jahr 1996/97. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 141–142. (V 4616:4).
- Müskens, Hans: Friedrich Spee – Illusion oder Hoffnung? In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 249–259. (V 4616:3).
- Müskens, Hans: Friedrich Spee: keine Hexerei. = Religion betrifft uns. (Unterrichtsmaterialien). Aachen 1996, Nr. 5. (V 4955:1996,5).

- Müskens, Hans: Friedrich-Spee-Gedenkmauer in Neuwied: Hinführung zu einem Kunstwerk von Helmut Moos. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 261–270. (V 4616:3).
- Müskens, Hans: (Besprechung): Christian Möller (Hg.): Die Geschichte der Seelsorge in Einzelporträts, Band 2: Von Martin Luther bis Matthias Claudius. Göttingen 1995. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 300–302. (V 4616:3).
- Müskens, Hans: (Sammelrezension von Karl-Jürgen Miesen: Lamm und Löwe; Karl Heinrich Brokerhoff: Düsseldorfer Schutzpatrone): Friedrich Spee als literarische Gestalt. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 117–124. (V 4616:4).
- Naarmann, Berthold: Übergabe des Friedrich-von-Spee-Denkmal am 20. Juli 1994. In: Generalversammlung. Darlehnskasse im Erzbistum Paderborn. Paderborn 1995. (V 4830).
- Nagel, Petra: Die Bedeutung der »Disquisitionum magicarum libri sex« von Martin Delrio für das Verfahren in Hexenprozessen. Frankfurt a.M. 1995. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 2, Rechtswissenschaft, Bd. 1765). Zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 1994. (GA 2613).
- Neumann, Almut: Verträge und Pakte mit dem Teufel: antike und mittelalterliche Vorstellungen im »Malleus maleficarum«. St. Ingbert 1997. (Saarbrücker Hochschulschriften; Bd. 30: Grundlagen und Geschichtswissenschaften). Zugl.: Saarbrücken, Univ., Diss., 1996. (GA 6585).
- Nigg, Walter: Der Teufel und seine Knechte. Zürich 1997. (Diogenes-Taschenbuch; Bd. 22974). (GA 8875).
- Nissel, Walter: Jesuiten im Spiegel der Philatelie. Rommerskirchen 1995. (Gabriel-Bildhefte; Bd. 24). (BRB 5497 u. V 4681:24).
- Nix, Dietmar K.: Die wehmütige Klage des Hermann Löher: Erträge einer Kurkölnener Quelle zur Geschichte der Zauberprozesse. Hoffeld 1996. (Zeitgeiststudien; Bd. 9). Zugl.: Dortmund, Univ., Diss., 1996. (GA 5347).
- Oestmann, Peter: Hexenprozesse am Reichskammergericht. Köln 1997. (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich; Bd. 31). Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 1996. (FB 3851).
- Oorschot, Theo G. M. van: (Besprechung): Christian Feldmann:

- Friedrich Spee: Hexenanwalt und Prophet. Freiburg 1993. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 219–221. (V 4616:1).
- Oorschot, Theo G. M. van: (Besprechung): Italo M. Battafarano: Spees *Cautio Criminalis*: Kritik der Hexenprozesse und ihre Rezeption. Trient 1993. (Ricerche di Germanistica; Bd. 6). In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 222–223. (V 4616:1).
- Oorschot, Theo G. M. van: Spee als Provokateur. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 7–22. (V 4616:2).
- Oorschot, Theo G. M. van: (Besprechung): Anja Meinke: »In Gott ist alle Wollust«: zur Mystik Friedrich Spees. Frankfurt a. M. 1994. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1456). In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 191–195. (V 4616:2).
- Oorschot, Theo G. M. van: (Besprechung): Rudolf Ewerhart (Hg.): Willkommen edles Knäbelein: 31 Weihnachtslieder aus dem Straßburger Gesangbuch von 1697 für Singstimme und Generalbaß. Köln 1995. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 190–191. (V 4616:2).
- Oorschot, Theo G. M. van: Friedrich Spee – vom Katechismuslied zum Kunstlied: Vortrag zum 396. Geburtstag Spees am 25. Februar 1987. In: KwVo, S. 51–70. (FB 1231).
- Oorschot, Theo G. M. van: Ihrer Zeit voraus: das Ende der Hexenverfolgung in der »*Cautio Criminalis*«. In: EHxV, S. 1–17. (FB 2416).
- Oorschot, Theo G. M. van: Welche geistlichen Lieder hat Friedrich Spee wirklich verfaßt? In: SpGeKo, S. 245–263. (EB 9527).
- Oorschot, Theo G. M. van: (Besprechung): Helmut Weber u. Gunther Franz: Friedrich Spee (1591–1635): Leben und Werk und sein Andenken in Trier. Trier 1996. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 298–299. (V 4616:3).
- Oorschot, Theo G. M. van: Der Beichtspiegel *Industria spiritualis*: ein Bestseller Spees? In: SpTh, S. 121–143. (GA 7344).
- Oorschot, Theo G. M. van: Nachruf auf Dr. Karl-Jürgen Miesen. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 9. (V 4616:4).
- Oorschot, Theo G. M. van: Petrus Canisius und Friedrich Spee. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 109–115. (V 4616:4).
- Ott, Max: Eine folgenschwere Frankenfahrt: Graf von Spees erste Begegnung mit dem Hexenwahn; Novelle. Frankfurt a. M. 1996. (GA 4775).
- Petri, Albrecht: Friedrich Spee von Langenfeld, *Cautio Criminalis*,

- c. 51: Aufbereitung einer Interimslektüre für die Klassenstufe 10 (Latein als 2. Fremdsprache). In: *Scrinium* 11, Heft 3, 1995, S. 3–9. (BRB 7296).
- Pohl, Herbert: Kurfürst Johann Philipp von Schönborn (1647–1673) und das Ende der Hexenprozesse im Kurfürstentum Mainz. In: EHxV, S. (FB 2416).
- Posser, Diether: Friedrich Spee und seine geschichtliche Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart: Vortrag zum 395. Geburtstag Spees am 25. Februar 1986. In: KwVo, S. 39–50. (FB 1231).
- Raab, Andrea: Spees Lied: »O Vnüberwindlicher Held / Sanct. Michael«: Aspekte der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Textes. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 105–136. (V 4616:2).
- Rädle, Hans: Führung durch die Ausstellung »Frieden durch Recht«: Alfter 1997. Tonkassette. (AVM 251).
- Rösler, Andrea: Vom Gotteslob zum Gottesdank: Bedeutungswandel in der Lyrik von Friedrich Spee zu Joseph von Eichendorff und Annette von Droste-Hülshoff. Paderborn 1997. (Diss., 1996) (FB 3773).
- Rummel, Walter: »Exorbitantien und Ungerechtigkeiten«: Skandal-erfahrung und ordnungspolitische Motive im Abbruch der kurtrierischen und sponheimischen Hexenprozesse 1653/1660. In: EHxV, S. 37–53. (FB 2416).
- Rupp, Walter: Friedrich von Spee: Dichter und Kämpfer gegen den Hexenwahn. (Blindendruck). Paderborn 1995. (FB 2750).
- Schallenberg, Peter: »O Lust in Lustes Brunnen!« Zur reinen Gottesliebe in Friedrich Spees »Güldenem Tugend-Buch«. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 61–81. (V 4616:4).
- Schatz, Klaus: Friedrich Spee und seine Zeit. In: SpGeKo, S. 17–31. (EB 9527).
- Schaub, Gerhard: Die Bedeutung der historisch-kritischen Ausgabe der Trutz-Nachtigall von Theo G. M. van Oorschot. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 161–168. (V 4616:3).
- Scheele, Paul Werner u. Karl Hillenbrand: Helfer zur Hoffnung: Friedrich Spee. / hg. vom Medienreferat der Diözese Würzburg. Würzburg 1995. (BRB 6581 u. BRB 6604).
- Schell, Johanna: Die vier Spee-Lieder im neuen Evangelischen Gesangbuch. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 69–86. (V 4616:1).

- Scherzberg, Lucia: Grundkurs Feministische Theologie. Mainz 1995. (GA 2300).  
Darin:  
– Die Hexenverfolgungen der frühen Neuzeit, S. 137–142.
- Schmalor, Hermann-Josef: Anno 1631 den 10. Julii Fisci exhibirte In-  
ditionalen contra (Der »Staatsanwalt« legte die Indizien vor gegen)  
Meineken Bodeker. In: Generalversammlung. Darlehnskasse im  
Erzbistum Paderborn. Paderborn 1995. (V 4830).
- Schmalor, Hermann-Josef: Friedrich von Spee: Cautio criminalis. Rin-  
teln: Peter Lucius, 1631. In: Generalversammlung. Darlehnskasse  
im Erzbistum Paderborn. Paderborn 1995. (V 4830).
- Schmalor, Hermann-Josef: Paderborner Gesangbuch. In: Generalver-  
sammlung. Darlehnskasse im Erzbistum Paderborn. Paderborn  
1995. (V 4830).
- Schmidt, Patrik: Weihbischof Peter Binsfeld und sein Traktat über die  
Hexen. Diplomarbeit. Trier 1995. (EC 2926).
- Schmitt, Bernhard: Das Spee-Gedächtnis in verschiedenen deutschen  
Städten in den Jahren 1992–1994. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995,  
S. 167–178. (V 4616:2).
- Schmitt, Franz: Der »andere« Nikolaus Cusanus und seine Belehrun-  
gen über das Hexenwesen. In: Jahrbuch für den Kreis Bernkastel-  
Wittlich 18, 1995, S. 337–346. (BRB 6094).
- Schmitz, Arnold: Ausgewählte Aufsätze zur geistlichen Musik /  
hrsg. von Magda Marx-Weber u. Hans Joachim Marx. Paderborn  
1996. (Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik; Bd. 3). (FB  
2620).  
Darin:  
– Archivstudien über die musikalischen Bestrebungen der Kölner  
Jesuiten im 17. Jahrhundert (1921), S. 31–63;  
– Psalteriolum harmonicum (1642): ein Kölner Jesuiten-Gesang-  
buch (1921), S. 64–74;  
– Monodien der Kölner Jesuiten aus der ersten Hälfte des 17. Jahr-  
hunderts (1921), S. 75–96.
- Schneider, Bernhard: Die Wirkungsgeschichte der Lieder Friedrich  
Spees in katholischen Gesangbüchern vom Barock bis zur Gegen-  
wart. In: SpGeKo, S. 265–348. (EB 9527).
- Schneider, Bernhard: (Tagungsbericht): Friedrich Spee als Theologe:

- eine Tagung der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier und der Katho-  
lischen Akademie Trier vom 3. bis 5. Oktober 1996 in Trier. In:  
Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 127–133. (V 4616:4).
- Schöck, Inge: Das Ende der Hexenprozesse – das Ende des Hexen-  
glaubens? In: Sönke Lorenz u. Dieter R. Bauer (Hg.): Hexenverfol-  
gung. Würzburg 1995. (Quellen und Forschungen zur Europäi-  
schen Ethnologie; Bd. 15), S. 375–383. (FB 479).
- Schröder, Rainer M.: Das Geheimnis der weißen Mönche. Roman.  
Würzburg 1996. (GA 6183).
- Schubert, Jutta: Hexenbrennen: Schauspiel. o. O. 1996. (EC 3269).
- Schubert, Jutta: Hexenbrennen: Schauspiel. Als Ms. gedr. München  
1996. (EC 3471).
- Schubert, Jutta: Hexenbrennen: Schauspiel zum Leben und Werk des  
Jesuitenpaters Friedrich Spee / mit einem Nachwort hg. von Gun-  
ther Franz. Trier 1997. (HA 1778).
- Siemons, Hans: Hexenwahn im Grenzland Aachen: ein unrühmliches  
historisches Kapitel aus der Aachener Region, das nicht nur in Mär-  
chen und Sagen vorkommt. Aachen 1997. (GA 6100).
- Sieveke, Franz-Günther: (Besprechung): Martina Eicheldinger: Fried-  
rich Spee – Seelsorger und poeta doctus: die Tradition des Hohen-  
liedes und Einflüsse der ignatianischen Andacht in seinem Werk.  
Tübingen 1991. (Studien zur deutschen Literatur; Bd. 110). In:  
Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 223–225. (V 4616:1).
- Sieveke, Franz-Günther: Die Paternoster-Paraphrase der Trutz-Nach-  
tigall: Überlegungen zum theologischen Argumentationsstil bei  
Friedrich Spee. In: SpGeKo, S. 229–242. (EB 9527).
- Sievernich, Michael: Friedrich Spee. In: Christian Möller (Hg.): Ge-  
schichte der Seelsorge in Einzelporträts, Bd. 2: Von Martin Luther  
bis Matthias Claudius. Göttingen-Zürich 1995, S. 195–212. (EB  
9041:2).
- Sievernich, Michael: Auf der Suche nach dem »schönen Gott«: zum  
Gottesbild Friedrich Spees. In: SpTh, S. 31–56. (GA 7344).
- Skorna, Anja u. Hans-Jürgen: Heinrich Lindendorfs Gesangbuch  
»Tochter Sion« im Kontext von Friedrich Spees Kirchenliedern. In:  
Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 99–116. (V 4616:1).
- Smolinsky, Heribert: Friedrich Spee und die geistigen Strömungen sei-  
ner Zeit. In: SpTh, S. 9–30. (GA 7344).

- Sobotta, Joachim: In memoriam Karl-Jürgen Miesen. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 10–12. (V 4616:4).
- Stock, Alex: Friedrich Spees »Ist das der Leib, Herr Jesu Christ?« In: SpTh, S. 75–98. (GA 7344).
- Tommek, Heribert: Das »Werck« des Guldnen Tugend-Buches von Friedrich Spee: eine Unterscheidung der Kommunikationsebenen, ausgehend von den »Exercitia spiritualia« des Ignatius von Loyola. In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 83–107. (V 4616:4).
- Trunz, Erich: Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock: acht Studien. München 1995. (darin: Friedrich Spee, S. 188). (FB 669).
- Trusen, Winfried: Rechtliche Grundlagen der Hexenprozesse und ihrer Beendigung. In: EHxV, S. 203–226. (FB 2416).
- Uhlein, Hermann: Kirchenlied und Textgeschichte: literarische Traditionsbildung am Beispiel des deutschen Himmelfahrtsliedes von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Würzburg 1995. (Pietas liturgica: Studia; Bd. 10). Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 1994 (FB 369 u. EB 1186).
- Die Verehrung des »Heiligen Rockes«: Wallfahrt nach Trier / Bearb.: Claus Winkler. Durach 1996. (GA 3886).
- Waldenfels, Hans: Das Uhrwerk am Hals und Gottes Uhrwerk: des Menschen Herz; Anregungen aus dem »Guldnen Tugend-Buch« Friedrich Spees. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 157–159. (V 4616:3).
- Walker, Stefan: Katholische Autoren: Friedrich Spee SJ. In: Der Gerade Weg 20, 1997, S. 25. (V 2000:20).
- Walz, Rainer: Paradoxe Kommunikation: die dörflichen Hexenverfolgungen in Lippe. In: Hexenverfolgung im Rheinland: Ergebnisse neuerer Lokal- und Regionalstudien / mit Beiträgen von Thomas P. Becker u.a. Red.: Stephan Lennartz. Bergisch Gladbach 1996. (Bensberger Protokolle; Bd. 85). (GA 5521).
- Weber, Helmut: Die Bedeutung des Gewissens bei Friedrich Spee und in der Moraltheologie seiner Zeit. In: SpGeko, S. 51–65. (EB 9527).
- Weber, Helmut: Moraltheologe und Poet dazu: der Trierer Kasusprofessor Friedrich Spee. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 23–38. (V 4616:2).
- Weber, Helmut: Deutschland, die Deutschen und das Deutsche im Spiegel der Schriften Spees. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 31–49. (V 4616:3).
- Weber, Helmut (Hg.): Theologia moralis explicata: ein Friedrich Spee zugeschriebenes Werk aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Trier 1996. (Quelleneditionen der Friedrich-Spee-Gesellschaft; Bd. 2). (FB 2370).
- Weber, Helmut u. Gunther Franz (Hg.): Friedrich Spee: (1591–1635); Leben und Werk und sein Andenken in Trier. Trier 1996. (GA 3765 u. GA 3892).
- Weber, Helmut: Friedrich Spee als Moraltheologe. In: SpTh, S. 99–120. (GA 7344).
- Weiers, Karl-Heinz: Spees Echolied und seine angebliche Entstehung aus einem Erlebnis in der Umgebung Triers. In: Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 45–68. (V 4616:1).
- Weiers, Karl-Heinz: Gliederung und Aufbau von Spees Trutz-Nachtigall. In: Spee-Jahrbuch 2, 1995, S. 39–66. (V 4616:2).
- Weiers, Karl-Heinz: Drei Bilder und ihre Bedeutung für Spees Gedichtsammlung Trutz-Nachtigall. In: Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 169–192. (V 4616:3).
- Weiers, Karl-Heinz: Hat Spee die Titelzeichnung im Straßburger Autograph selbst gezeichnet? In: Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 53–60. (V 4616:4).
- Windfuhr, Manfred: Hexe, Heilige oder Hure? Zum Frauenbild von Spee, Lessing und Wedekind; Vortrag zum 402. Geburtstag Spees am 25. Februar 1993. In: KwVo, S. 145–157. (FB 1231).
- Wolf, Hansjürgen: Sünden der Kirche: ein Lesebuch für mutige Christen. Erlensee 1995. (Historia). (darin: Friedrich Spee, S. 421, 744–753, 755, 764 u. 766). (FB 1544).
- Zeit, Bruno: Das Spee-Haus in Neuwied-Engers: über die Geschichte des Baues und der Namensgeber. Koblenz 1997. (BRB 7060).

## Berichte

### Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf im Jahr 1998/1999

Der Bericht für den Zeitraum 1998/1999 beginnt mit der Mitgliederversammlung am 19. August 1998 im Versammlungsraum der Pfarrgemeinde St. Adolphus in Düsseldorf. Der Vorsitzende konnte über eine Reihe von Aktivitäten berichten (vgl. *Spee-Jahrbuch* 1998). Die Schatzmeisterin, Frau Hamm-Scheele, gab einen detaillierten Kassenbericht, der von den Rechnungsprüfern anschließend in allen Teilen bestätigt wurde. Somit konnte dem Vorstand Entlastung erteilt werden.

Zwei Anregungen kamen aus der Versammlung: 1) Herr Günther Dengel stellte den Antrag, der Vorstand möge dafür Sorge tragen, einen lang gehegten Wunsch zu realisieren, nämlich dem katholische Stadthaus in Düsseldorf den Namen »Friedrich Spee-Haus« zu geben. Der Vorstand wird die entsprechenden Entscheidungsgremien ansprechen. 2) Herr Professor Norbert Henrichs regte an, die Friedrich-Spee-Gesellschaft im Internet darzustellen.

Eine Entscheidung der Versammlung soll hier besondere Erwähnung finden: Auf Vorschlag des Vorstandes wurde Frau Hilke Miesen zum Ehrenmitglied ernannt. Die Versammlung stimmte dem Antrag einstimmig zu. Herzlichen Glückwunsch an Frau Miesen auch von dieser Stelle!

Höhepunkt der zweiten Jahreshälfte 1998 war für alle Teilnehmer – auch für die Düsseldorfer – zweifellos die Exkursion nach Bruchhausen, Neuwied und Engers. Hierüber wird an anderer Stelle ausführlich berichtet. Die Erfahrung hat gezeigt – dieser Hinweis sei gestattet –, daß der Wunsch besteht, von Zeit zu Zeit Orte zu besuchen, die mit Friedrich Spee eng verbunden sind, um ihm nicht nur über die Literatur, sondern auch auf diesem Wege der Anschaulichkeit näher zu kommen.

Spees Geburtstag 1999 feierte der Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth zusammen mit uns am 5. März in der Stammhauskirche des Fliednerwerkes. Den Festvortrag hielt an diesem Abend Dr. Rainer Decker, Studiendirektor in Paderborn, zu dem Thema »Friedrich Spees Cautio Criminalis im Urteil deutscher Hexenkommissare und der römischer Inquisitoren«. Der Referent konnte seine neuesten Forschungsergebnisse zu der Frage sehr anschaulich darstellen und erläutern, wie die katholische Kirche im 17. Jahrhundert zur »Cautio Criminalis« stand. Als einer der ersten Historiker hatte Decker die Möglichkeit wahrgenommen, im Archiv der römischen Inquisition zu forschen. Aufgrund des neuen Quel-

lenmaterials wies er nach, daß die Frage nach der Stellung der katholischen Kirche zu Spees Buch gegen die Hexenprozesse für Deutschland und Italien differenzierter beantwortet werden muß, als es in der Spee-Forschung bisher allgemein herrschende Meinung war.

Frau Professor Almut Rößler, ehemalige Kantorin an der Johanneskirche in Düsseldorf und vielen von zahlreichen Kirchenkonzerten bekannt, begleitete die Veranstaltung an der Orgel.

»Ein Stimm sich gund zu klagen« war das Leitmotiv einer musikalischen Veranstaltung zur Fastenzeit am Sonntag, den 28.3.1999, in der Basilika St. Margareta in Düsseldorf-Gerresheim. Klaus Wallrath, Organist und Kantor an der Gerresheimer Basilika hatte mit dem »Jungen Chor St. Margareta« sowie Solisten und Instrumentalisten die eindrucksvolle Passionsmusik »von und um Friedrich Spee« vorbereitet.

Am Abend vorher, am *Samstag*, den 27.3.1999 fand die gleiche Veranstaltung in Burscheid (Berg. Land) statt.

Klaus Wallrath, Mitglied unserer Gesellschaft, hat mit dem »Jungen Chor St. Margareta« seit seiner Gründung im Jahre 1994 regelmäßige Projekte zu den geistlichen Liedern Friedrich Spees vorbereitet und mit großem Erfolg an verschiedenen Orten in und außerhalb Düsseldorfs durchgeführt. Häufiger haben wir in den letzten Jahren mit dem Chorlei-

ter zusammengearbeitet bzw. Erfahrungen ausgetauscht (vgl. auch die Berichte in früheren *Jahrbüchern*).

Eine ähnliche Tradition gibt es seit vielen Jahren in der Pfarrgemeinde St. Suitbertus in Düsseldorf-Kaiserswerth. Pfarrer Hermann-Josef Schmitz, Pastor an der Stiftskirche, bringt Spee und sein Werk regelmäßig zur Sprache und hält so die Erinnerung wach an ihn, der hier geboren wurde und in den ersten Jahren Glauben, Kirche und Gottesdienst kennenlernte. Auch in Kaiserswerth spielt die Musik eine große Rolle. Regelmäßig werden Lieder Spees vom Chor und von Solisten unter der Leitung von Kantor Wolfgang Kannengießler der Gemeinde vorgestellt.

Ein weiterer musikalischer »Selbstläufer« aus Düsseldorf sei hier erwähnt: das Vokalensemble »Trutz Nachtigall«. 1994 gegründet, hat es seitdem an vielen Orten in Düsseldorf oder in der näheren Umgebung (auch mehrmals im Berichtszeitraum) Spees Lieder bekannt gemacht. Das Ensemble unter der Leitung von Ulrike von Weiß hat sich bewußt den Namen nach Spees Liedersammlung gegeben, um sein dichterisches Werk »und ihm verwandte Seelen zu neuem Leben zu erwecken«, wie es in einem Programmheft heißt. Fünf eigenwillige Stimmen (Ulrike von Weiß, Nadia Birkenstock, Elisabeth Adrian, Michael Schlupkoth und Claus von Weiß) singen geistliche und weltliche Musik aus Deutschland, England, Italien und Spanien. Ein Konzert mit »Trutz Nachtigall« fand am

21.2.1999 in Urdenbach statt, ein weiteres »Festliches Konzert« zusammen mit dem »Kölner Violen-Consort« am 18. April in der Heilig-Geist-Kirche in Düsseldorf.

Die Teilnehmer des Ulenberg-Symposiums im Juni diesen Jahres konnten sich von der Qualität der Gruppe überzeugen und spendeten lang anhaltenden Beifall.

Über das gerade erwähnte Ulenberg-Symposium vom 3. bis 4. Juni wird an anderer Stelle berichtet.

Friedrich Spee als Thema in Schule und Studium, im Religionsunterricht oder im Deutschunterricht ist uns ein großes Anliegen, um den jungen Menschen das Besondere an Friedrich Spee und die Aktualität seines Anliegens vor Augen zu führen.

So nahm eine Schülergruppe aus Büren am Geschichtswettbewerb teil und schrieb eine umfangreiche Arbeit zum Thema »Stille Proteste gegen die Hexenverfolgung«. Mehrere Kontakte hat es im Vorfeld gegeben. Das Ergebnis liegt uns inzwischen vor, und wir werden es in einem entsprechenden Rahmen würdigen.

Im März konnten wir eine Schülergruppe (Jahrgang 11) aus Mönchengladbach zusammen mit ihrem Lehrer vor Ort mit Problemen der Hexenverfolgung in der näheren Heimat konfrontieren. Herr Kohlhaas, Referendar an der Schule, hatte zum Thema »Hexen – Hexenprozesse und ihre Gegner« eine Unter-

richtsreihe als Grundlage für die schriftliche Arbeit im Zweiten Staatsexamen vorbereitet. Besuche fanden in Gerresheim statt, dem Ort des letzten Hexenprozesses im Rheinland, im Stadtarchiv Ratingen, um Einsicht in Akten früher Hexenprozesse im Herzogtum Berg zu nehmen, und schließlich in Kaiserswerth. Mittelpunkt war hier das Spee-Epithaph an der Basilika, die Kaiserpfalz als möglicher Geburtsort Spees und schließlich die Stiftskirche, in der Spee selbst zur Sprache kam, um den Schülern einige seiner Meditationsmethoden vorzustellen und gemeinsam einzuüben.

Herr Becker, unser Geschäftsführer, konnte für die Seminararbeit eines Studenten in Freiburg im Breisgau eine Reihe von Informationen beisteuern. »Das Uhrenkapitel im Guldenen Tugend-Buch als Grundmuster für die Frömmigkeit und die seelsorglichen Anliegen Friedrich Spees«, so der Titel der Arbeit von Jens Maierhof.

Schließlich gab es mehrere Kontakte zu Lehrerinnen und Lehrern verschiedener Schulformen, die das Thema »Hexenprozesse« im Unterricht besprechen bzw. den Speeroman »Hexen in der Stadt« von Ingeborg Engelhardt lesen wollten.

An dieser Stelle möchten wir einen Vorschlag aus der letzten Mitgliederversammlung an die Leser weitergeben, nämlich Informationen über Aktivitäten zu Spee im engeren oder weiteren Sinne zu sammeln, um darüber im »Spee-Jahrbuch« berichten zu können. Gedacht ist auch an

einen Aufsatz über »Spee in der Schule«.

Der Kulturkreis Lintorf (Ratingen) hatte am 4.11.1998 zum Vortrag über Spees Leben und Werk eingeladen. Es war eine sehr gut besuchte Veranstaltung, wobei das Thema auch darum auf Interesse stieß, weil der Name Spee aufgrund der Nähe zu Schloß Heltorf, dem Wohnsitz der Familie Spee, hier einen besonderen Klang hat.

Die Jahreshauptversammlung für das Jahr 1999 fand am *Mittwoch, den 9. Juni*, im Lambertus-Haus in Düsseldorf statt. Die Tagesordnung umfaßte die üblichen Regularien: a) Protokoll der Mitgliederversammlung in 1998; b) Bericht des Vorsitzenden über Aktivitäten; c) Bericht der Schatzmeisterin; d) Bericht der Rechnungsprüfer; e) Entlastung des Vorstands; e) Gespräch über geplante Veranstaltungen und Aktivitäten; f) Verschiedenes.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung sprach Frau Dr. Erika Münster, Leiterin des Stadtarchivs Ratingen über das Thema »Zauberei und Hexenverfolgung in den Herzogtümern Jülich und Berg im 16. und 17. Jahrhundert«. Die Referentin hat u. a. zu dieser Thematik Forschungsarbeit geleistet und kennt daher »unseren Raum« besonders gut. In einer Reihe von Veröffentlichungen hat sie ihre Arbeitsergebnisse einem breiteren Publikum vorgestellt.

Dr. Münster konnte anschaulich von Prozessen in dem angesprochenen Zeitraum berichten, von der Häufigkeit der Prozesse oder auch von der Zurückhaltung in manchen Ämtern und Landesteilen. Sie berichtete weniger von Spee als viel mehr über die Zeit »um« Spee bzw. den Raum, wo er gelebt hat, was wiederum ein Licht auf mögliche Einflüsse wirft, die auf sein Denken eingewirkt haben können. Eine interessierte und gut informierte Zuhörerschaft ermöglichte nach dem Vortrag ein sachkundiges und lebhaftes Gespräch. Auf mehrfachen Wunsch hat sich die Referentin bereit erklärt, ihre Ausführungen für das nächste *Spee-Jahrbuch* aufzubereiten.

Neben den kurz dargestellten Veranstaltungen gab es zahlreiche Kontakte. Ich darf an dieser Stelle auf zwei wichtige Treffen hinweisen:

Zunächst zitiere ich aus dem Brief, den unser Geschäftsführer, Herr Horst Josef Becker, im Februar diesen Jahres an die Mitglieder schrieb:

»Der Düsseldorfer Stadtdechant, Msgr. Rolf Steinhäuser, stellte vor gut einem Jahr nach 100 Tagen Amtszeit fest, daß auf Stadtebene von Kirche außer im Sozialen und im Brauchtum wenig zu spüren sei. Im Lebensgefühl der Stadt, geprägt durch Wirtschaft, Mode oder Kunst, gebe es noch nicht einmal Querverbindungen zur Kirche, sie sei in Nischen abgedrängt. Ohne Zweifel hat hier die Friedrich-Spee-Gesellschaft mit den Auftrag, dieses Vakuum aus-

zufüllen und ihren Beitrag im kulturellen Leben der Stadt zu leisten.«

Entsprechend war unser Wunsch nach einem Gespräch mit dem Stadtdechanten, das am 15. Januar stattfand und bei dem es u. a. um bessere Voraussetzungen für unsere Arbeit in Düsseldorf ging. Professor Finger und Herr Becker fanden bei ihrem Gesprächspartner großes Interesse und Verständnis.

Auf Einladung der Oberbürgermeisterin von Düsseldorf, Frau Marlies Smeets, fand am 26. Januar ein Gespräch mit den Vertretern des Kulturausschusses und der Kulturverwaltung einerseits und den Kulturinstituten andererseits statt. Unsere Gesellschaft war ebenfalls eingeladen worden. Ziel des Treffens war, Kontakte innerhalb der verschiedenen kulturellen Einrichtungen und Vereine zu fördern und Informationen auszutauschen. Aufgrund des guten Erfolgs soll nun regelmäßig – etwa im Herbst jedes Jahres – eingeladen werden, um den begonnenen Erfahrungsaustausch fortzusetzen und zu intensivieren.

Mit besonderer Freude konnten wir im September 1998 Dr. Maximilian Graf von Spee zum 70. Geburtstag gratulieren. Wir taten es u. a. mit einem »Gebet nach den Psalmen und dem Buch Hiob« von Friedrich Spee:

O Gott, bin ganz in deiner Hand,  
Dich stets halt in Gedanken.  
All meine Werk sind dir bekannt,

O Herr, laß mich nit wanken.  
All meine Schritt, all meine Tritt  
Sind, Herr, bei dir gezählet,  
Ja, auch sogar all meine Haar,  
Daß nicht ein einzigs fehlet.  
Wenn deine Flügel spannest aus,  
Will mich ganz drunter legen.  
Du bist mein Burg, mein festes Haus,  
Kein Ding soll mich bewegen.  
Was soll ich dann in Sorgen stahn  
Und stören mein Gemüte?  
Weil ohne dich nichts rühret mich,  
Wie sehr man immer wüte.

Weiter haben wir in dem Brief geschrieben: »Hier kommt all das zum Ausdruck, was wir als Menschen wünschen und erhoffen, vor allem, wodurch wir Sicherheit erfahren. Friedrich Spee hat bei der Niederschrift des Gebetes nicht nur an sich gedacht, obwohl es in der persönlichen Form des *Ich* geschrieben ist. Er denkt an die Menschen, die ihm als Seelsorger anvertraut sind, denen er die Güte und Liebe Gottes nahe bringen möchte. Dieses sein Anliegen hat ihn überlebt und wirkt bis heute. Der Text spricht somit auch uns an. Wir können uns mit ihm identifizieren. So mögen Sie ihn auch als Geschenk zu Ihrem Ehrentag verstehen, weil er vieles von dem zum Ausdruck bringt, was der Gratulant als gute Wünsche vermitteln möchte.«

Als »Aufrichtigen Dank für die Glückwünsche« erhielten wir ein Foto, welches das Geburtstagskind mit seinen sieben Enkeln im Park von Heltorf zeigt.

Wenn der Berichterstatter das Jahr überschaut, dann stellt er fest, daß bei vielen Gelegenheiten über Friedrich Spee gesprochen wurde. Entscheidend dabei ist – so die Erfahrung –, daß Spee für viele Menschen ein Vorbild ist. Auf ihn trifft das zu, was August Everding, früherer Generalintendant in München, »über den

heiligen Menschen« gesagt hat: »Zeugnis ablegen durch Wort, Tat, Gesinnung mit Mut, ohne Menschenfurcht ist ein Wesenszug des heiligen Menschen« (zit. nach: »Das Sonntagsblatt« Nr. 44 vom 31. 10. 1997).

Hans Müskens

## Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier in den Jahren 1998 und 1999

### Veranstaltungen von Juli 1998 bis Juni 1999

Am 10. Juli 1998 wurde in der Kultur- und Begegnungsstätte Synagoge in Wittlich von der Spee-Gesellschaft zusammen mit dem Spee Verlag Trier, der Stiftung der Stadt Wittlich und der Arbeitsgemeinschaft »Hexenprozesse im Trierer Land« der vierte Band der Reihe »Trierer Hexenprozesse – Quellen und Darstellungen« der Öffentlichkeit vorgestellt: *Methoden und Konzepte der historischen Hexenforschung*. Hg. von Gunther Franz und Franz Irsigler, Redaktion: Herbert Eiden und Rita Voltmer (vgl. *Spee-Jahrbuch* 5, 1998, S. 151). Er enthält die Vorträge des Wittlicher Kolloquiums vom Oktober 1995, darunter einen Beitrag von Johannes Dillinger, dem Träger des »Friedrich-Spee-Förderpreises« 1999.

Zum Todestag Spees am 7. August 1998 las Prof. Andreas Heinz (Trier) eine Messe in Spees Gra-

beskirche, der Trierer Jesuitenkirche.

Am 14. August 1998 fand gemeinsam mit der Evangelischen Gemeinde in Trier die Eröffnung der Spee-Ausstellung (vgl. auch unten S. 151 f.) in der Evangelischen Kirche zum Erlöser, der Konstantin-Basilika, statt, musikalisch umrahmt von Birgit Markowic und Eduard Biwer. Nach einem Grußwort von Superintendent Ulrich Hahn führten kurze Vorträge von Dr. Gunther Franz und Dr. Peter Keyser an die Ausstellung heran. Dabei konnte die erweiterte zweite Auflage der Broschüre von Helmut Weber und Gunther Franz: *Friedrich Spee (1591–1635). Leben und Werk und sein Andenken in Trier* vorgestellt werden (vgl. unten, S. 000). In einer weiteren begleitenden Veranstaltung hielt Dr. Gunther Franz am 4. September 1998 den Vortrag »Friedrich Spee in ökume-

nischer Sicht«. Anschließend spielte der Freundeskreis Burg Grimburg unter Leitung von Herrn Dittmar Lauer Szenen eines historischen Hexenprozesses. (Das vollständige Stück wurde am 23. Juli 1999 auf der Grimburg zum ersten Mal aufgeführt.) In der zweiten Begleitveranstaltung am 11. September 1998 veranschaulichte Prof. Helmut Weber in seinem Vortrag »Friedrich Spee als Theologe«.

Zur Studientagung vom 7. bis 9. Oktober 1998 der Katholischen Akademie Trier: »Wiederholt sich Geschichte? Hexen, Juden, Ausländer – Über die Sündenbockfunktionen in der deutschen Geschichte« hatte die Spee-Gesellschaft mit eingeladen. Prof. Wolfgang Schild (Bielefeld) hielt die Vorträge »Strafverfolgung von Sündenböcken, dargestellt am Beispiel von Hexenleuten und Juden« und »Die Maleficia der Hexenleut': Hexereivorstellung, Ketzereivorstellung, Hexereibegriff, Hexereidelikt, Hexenphantasie«. Prof. Günter Jerouschek (Jena) referierte zum Thema »Mit Worten töten. Denunziation als Grundlage von Verfolgung einst und heute«. Weitere Vorträge hielten der im August 1999 verstorbene Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland Ignatz Bubis (Frankfurt/Main), Prof. Kurt Düwell (Düsseldorf) und Prof. Roland Eckert (Trier).

Am 6. November 1998 fand im Robert-Schuman-Haus, Trier, die Jahres-Mitgliederversammlung statt, bei der wegen des Ausscheidens von Frau Dr. Maria Gehlen und Herrn

Dr. Michael Embach aus dem Vorstand in einer Nachwahl Frau Apothekerin Dorothee Serwe und Herr Dr. habil. Bernhard Schneider in den Vorstand gewählt wurden. Im Anschluß daran – in gemeinsamer Veranstaltung mit der Katholischen Akademie – referierte Dr. Rainer Decker (Paderborn) über »Neue Funde im Archiv der römischen Inquisition: Tanner und Spee im Urteil deutscher Hexenkommissare und römischer Inquisitoren«. – Dr. Dekker hielt seinen Vortrag auch für die Düsseldorfer Spee-Gesellschaft und den Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth (5. März 1999). Er ist in diesem Jahrbuch (S. 45–52) veröffentlicht.

»Eine rechtshistorische Animation über Friedrich Spees Kampf gegen den Hexenwahn« mit Lichtbildern unter dem Titel »Recht und Wahn« bot Senatsrat a. D. Dr. Hans Rädle (Alfter bei Bonn) am 20. Januar 1999 im Lesesaal der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars in Trier. Die Bibliothek hatte dazu zusammen mit der Spee-Gesellschaft eingeladen.

Zu dem internationale Kolloquium »Hexenverfolgung und Gerichtspraxis« vom 25. bis 27. Februar 1999 in der Kultur- und Begegnungsstätte Synagoge in Wittlich hatte die Spee-Gesellschaft ebenfalls mit eingeladen. Bei der Eröffnung gedachte Dr. Franz des Geburtstags von Friedrich Spee (s. Bericht in diesem *Spee-Jahrbuch*, S. 155-167). Die Vorträge des Kolloquiums sollen noch 1999 in der Rei-

he »Trierer Hexenprozesse« erscheinen.

Bei einer Clubabendreihe der Katholischen Akademie »Sündenbock HEXE« im Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum in Trier wiederholte Prof. Wolfgang Schild (Bielefeld) am 26. April 1999 seinen Vortrag »Die Maleficia der Hexenleut'«, und am 19. Mai 1999 referierte Dr. Rita Voltmer (Trier) zum Thema »Dörfer in der Krise. Hexenverfolgungen und Gemeinden im Trierer Land des 16. und 17. Jahrhunderts«. (Dieser Vortrag erscheint in erweiterter Form im *Kurtrierischen Jahrbuch* 1999.) Die Vorträge begleiteten eine Ausstellung von Tuschzeichnungen von Klaus Maßem (Schillingen/Hunsrück) »Zu Asche verbrannt« zu dem Hexenprozeß gegen Gertrud Herrich von Niederkell im Jahre 1626. Das Museum hat dazu einen Katalog herausgegeben.

Auch in diesem Berichtsjahr ließen sich unterschiedliche Gruppen – beispielsweise vom Historischen Seminar der Universität Mainz, von der Deutschen Bank/Luxemburg, von Gymnasien aus Trier – von Dr. Embach und Dr. Franz zu Trierer Speestätten führen und die Schätze in der Stadtbibliothek und der Bibliothek des Priesterseminars zeigen: das Autograph der *Trutz-Nachtigall*, die ersten Drucke der *Cautio Criminalis*, des *Guldenen Tugend-Buches*, der *Trutz-Nachtigall* sowie frühe Drucke der bekanntesten Werke der Hexenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts.

### Veröffentlichungen

Helmut Weber und Gunther Franz: *Friedrich Spee – Leben und Werk und sein Andenken in Trier*. Die 2. Auflage (1. Auflage 1996) wurde um sechs Abbildungen erweitert und im Literaturverzeichnis auf den neuesten Stand gebracht.

Michael Embach und Winfried Weber: *Jesuitenkirche Trier*. Weick-Kunstführer, Passau 1997. Das Heft wurde allen Mitgliedern der Spee-Gesellschaft zugeschickt, am Druck war die Gesellschaft nicht beteiligt.

Eine Mappe mit zehn Blättern *Materialien zur Ausstellung* als Begleitheft zur Spee-Ausstellung – vorwiegend für den Gebrauch von Schülergruppen – stellte das Ev. Schulreferat des Kirchenkreises Trier (Pfarrer Paul Krachen, Frau Doris Hug) mit Dr. Keyser zusammen.

Dr. Michael Embach verfaßte den Spee-Artikel im *Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon* (»Bautz«), Bd. 14 (Ergänzungen I), Bad Herzberg 1998, Sp.1497–1506.

### Ausstellung

Die Spee-Ausstellung fand den bisher sicher weitesten Kreis von Betrachtern in der Konstantin-Basilika in Trier vom 14. August bis 16. September 1998, wo sie von der Evangelischen Gemeinde in Zusammenarbeit mit dem Schulreferat des evangelischen Kirchenkreises ausgestellt war. Der Nachbau einer Verbrennungshütte, die Andeutung

einer Folterstätte, Buchvitrienen, Spee-Plakate von Schülern/innen anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Spee-Gymnasiums als weitere Blickfänge erhöhten die Aufmerksamkeit auch für die zahlreichen touristischen Besucher. Im ausgelegten Besucherbuch bekundeten sie ihre Hochachtung für Spee und die Anerkennung für die Ausstellung. Besucher kamen aus Deutschland, von unseren Nachbarn und weltweit aus insgesamt rund 25 Ländern zwischen Argentinien und Rußland, Island und Namibia. (Vgl. zu den Veranstaltungen oben S. 149f., zu den Materialien S. 151.)

Vom 19. Januar bis 7. Februar 1999 stand die Ausstellung in Wolfsburg in der St. Christophorus-Kirche, wohin sie Prälat Heinrich Günther eingeladen hatte; dessen »ganz besondere Beziehung« zu Spee hatte ihn schon im Jahre 1986 in Peine zur Übernahme der Trierer Spee-Ausstellung von 1985 mit zahlreichen Originalen veranlaßt. In Wolfsburg erweiterte er die Foto-Ausstellung durch Tafeln jener Peiner Spee-Ausstellung, eine kostbare Monstranz sowie wieder durch Buchvitrienen. Seinem Einsatz für Spee war dann auch der Besuch von fast hundert Zuhörern zur Eröffnung (mit einem Vortrag von Dr. Keyser) zu danken.

In der Lutherkirche in Baden-Baden, einer Jugendstilkirche, wurde die Gemeinde während der Passionszeit vom 21. Februar bis 11. April 1999 von der Ausstellung im wörtlichen Sinne umgeben. Sowohl die

Predigtreihe von Pfarrer Hans-Ulrich Carl wie auch weitere Veranstaltungen – Vorträge, Konzerte, eine Podiumsdiskussion – banden Spee in ein umfassendes Programm ein. Die ersten Kontakte hatte Dr. Dr. Heinz Monz (Trier), Mitglied der Spee-Gesellschaft, geknüpft.

Diesem ersten »Ausflug« der Ausstellung nach Baden-Württemberg folgte die erste Aufstellung im Land Hessen, und zwar in Darmstadt vom 15. Mai bis 4. Juni 1999. Im Foyer des »Hauses der Geschichte«, dem Heim des Hessischen Staatsarchivs und anderer Archive, wurde sie mit kurzen Vorträgen eröffnet. Der Archivpädagoge Dr. Thomas Lange umriß die Hexenverfolgung im Südhessischen, und Dr. Keyser skizzierte ausgehend von der Entstehung der Werke Spees dessen Persönlichkeit.

Schließlich konnte die Ausstellung vom 10. Juni bis 12. Juli 1999 in Rülzheim (in der Rheinpfalz bei Gernersheim) in der dortigen Bibliothek gezeigt werden. Sie war nun in insgesamt sieben Bundesländern.

#### Mitglieder

Dr. Felix Genn wurde von Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof des Bistums Trier ernannt und am 30. Mai 1999 im Dom zu Trier geweiht. 1996 hatte der Trierer Bischof Hermann Josef Spital den damaligen Spiritual des Trierer Priesterseminars mit der Vorbereitung und Durchführung der Heilig-Rock-Wallfahrt betraut, zuletzt war Dr. Genn Regens

des Studienhauses St. Lambert in Burg Lantershofen bei Bad Neuenahr-Ahrweiler.

Im Februar 1999 starb Ordinariatsrat Karl Heinz Pfeiffer (Saarbrücken-Bübingen). Die Bezeichnung »Medienpfarrer« erwarb er sich durch seine Tätigkeit in zahlreichen Funktionen des Bistums bei Rundfunk und Fernsehen und als Autor vieler Radiobeiträge, u. a. auch des Fernsehfilms »Aufstand des Gewissens – Friedrich Spee von Langenfeld« (1985), und mehrerer

Bücher. 1990 wurde ihm der Peter-Wust-Preis verliehen.

Bereits am 13. April 1998 verstarb Prof. Dr. Helmut Fox (Landau), und im Berichtszeitraum verstarben die Herren Karl Bogerts (Saarburg) am 11. November 1998, Joachim Schiffhauer (Trier), Priester und Oberstudienrat i. R., am 11. Dezember 1998 und Josef Pauken (Mayen), Pfarrer i. R., am 31. Mai 1999.

Peter Keyser

#### Die Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften in den Jahren 1998 und 1999

Der fünfte Jahrgang des Spee-Jahrbuchs 1998 stand letztmalig unter der Redaktionsleitung von Dr. Theo G. M. van Oorschot. Es wurde gedruckt mit Unterstützung des Ministeriums für Kultur, Jugend, Familie und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz und wurde Anfang 1999 ausgeliefert. Am 26. September 1998 trafen sich die beiden Spee-Gesellschaften Düsseldorf und Trier, verstärkt durch Mitglieder der Friedrich-Spee-Akademie Düsseldorf (einer neuen Seniorenakademie, vgl. Spee-Jahrbuch 5, 1998, S. 160f.) zu einer gemeinsamen Exkursion. Besichtigt wurden alte und neue Spee-Häuser am Mittelrhein. Renate Klinnert (Doktorandin in Düsseldorf) führte in Bruchhausen durch die Kirche und am Speehaus (der »Alten

Burg«). Hier wohnte eine Verwandte Friedrich Spees von Langenfeld, die als »Hexe« verbrannt worden ist. In Neuwied interpretierte Hans Müskens im Spee-Haus der Katholischen Erwachsenenbildung (Region Neuwied) die Friedrich-Spee-Gedenkmauer des Künstlers Helmut Moos (siehe Spee-Jahrbuch 3, 1996, S. 261–270). In Engers am Rhein, heute ein Vorort von Neuwied, führte Rektor Paul Freialdenhoven vom Vorstand der Josefs-Gesellschaft durch das nach einem Familienmitglied des 18. Jahrhunderts benannte Speehaus und die Gebäude der Josefs-Gesellschaft für Behinderte. Durch das benachbarte Barockschloß Engers und eine Ausstellung von Porträts der Trierer Erzbischöfe und Kurfürsten führte Frau Dr. Alt-

rogge-Bendel von der Staatlichen Verwaltung der Schlösser und Alttürme. Diese großformatigen Porträts befanden sich früher auf Schloß Buresheim.

Die Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften, der (evangelische) Verein für Rheinische Kirchengeschichte und der Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth hatten vom 30. Mai bis 1. Juni 1997 in Düsseldorf-Kaiserswerth eine Tagung »Friedrich Spee in ökumenischer Sicht« veranstaltet (siehe Spee-Jahrbuch 4, 1997, S. 133–140). Die Vorträge sollen im Jahr 2000 im Paulinus Verlag Trier (Edition Spee Verlag) erscheinen.

Die drei bzw. vier Gesellschaften haben die gute Zusammenarbeit zwei Jahre später am 3./4. Juni 1999 mit einem Kaspar-Ulenberg-Symposium im Evangelischen Gemeindehaus Düsseldorf-Kaiserswerth fortgesetzt.

Anlaß war das 450. Geburtsjahr, da Ulenberg am 24. Dezember 1548 in Lippstadt geboren ist. Ulenberg konvertierte 1572 vom Luthertum zum Katholizismus und war 1576–1583 Pfarrer in Kaiserswerth an St. Suitbert (gestorben 1617 in Köln). Nach Begrüßungen durch Dr. Gunther Franz (Trier) und Domkapitular Prof. Dr. Norbert Trippen (Köln) und einem einführenden Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Janssen (Bonn): »Kaspar Ulenberg – sein Leben und seine Zeit« wurden an den zwei Tagen folgende Themen behandelt: Pfarrer Dr. Rudolf Mohr (Düsseldorf): Exemplarische Beispiele von Konversionen im 16. und 17. Jahrhundert; Dr. Daniela Wissmann-Garbe (Kassel): Der Psalter Ulenbergs; Prof. Dr. Heinz Finger (Düsseldorf): Kaspar Ulenberg als Seelsorger und Theologe zwischen Kölnischer und Tridentinischer Kir-

chenreform; Thomas Steiger, M.A. (Stuttgart): Eine Bibelübersetzung zwischen Erkenntnis und Interesse; Dr. Andreas Freitäger (Köln): Ulenberg und die Universität Köln. Zum Abschluß wurde der mögliche Einfluß von Ulenberg auf Spee mit einem Statement von Dr. Theo G. M. van Oorschot (Mehren) diskutiert. In der alten evangelischen Kirche Kaiserswerth gestaltete das Ensemble »Trutz-Nachtigall« unter der Leitung von Ulrike von Weiß ein Abendkonzert mit Psalmen Ulenbergs und seiner Zeitgenossen. Am nächsten Abend las Hans Müskens Ulenberg-Texte, auf der Flöte begleitet von Hede-Maria Windeck. Im Museum Kaiserswerth führte Wilhelm Mayer durch eine Ulenberg-Ausstellung, deren Exponate vor allem von der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf zur Verfügung gestellt

worden waren. Die Organisation der Tagung – die mit etwa 100 Teilnehmern gut besucht war – wurde koordiniert von Archivdirektor Dr. Dietrich Meyer vom Verein für Rheinische Kirchengeschichte. Die Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten e.V. (deren Mitglied die Arbeitsgemeinschaft der Friedrich-Spee-Gesellschaften ist) hat die Tagung mit 3000 DM aus Mitteln des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien unterstützt. Für den Druck der Vorträge im Paulinus Verlag (Edition Spee Verlag) Trier hat die Anton-Betz-Stiftung der Rheinischen Post e.V. Düsseldorf 4000 DM zur Verfügung gestellt.

*Gunther Franz*



Prof. G. Franz, Dr. Theo van Oorschot und Hans Müskens (von links) unter den Exkursionsteilnehmern am 26. 9. 1998 in Bruchhausen

## Hexenverfolgung und Gerichtspraxis

### Tagung vom 25.–27. Februar 1999 in Wittlich

Wie verlief ein Hexenprozeß von der Anklage bis zur Hinrichtung? Wer klagte an und aus welchen Gründen? Welche Instanzen befaßten sich mit Zauberei-Prozessen? Diese und ähnliche Fragen beleuchtete ein internationales Kolloquium mit Referenten aus Österreich, den Niederlanden, Belgien, England, den USA und Deutschland unter dem Titel »Hexenprozesse und Gerichtspraxis«

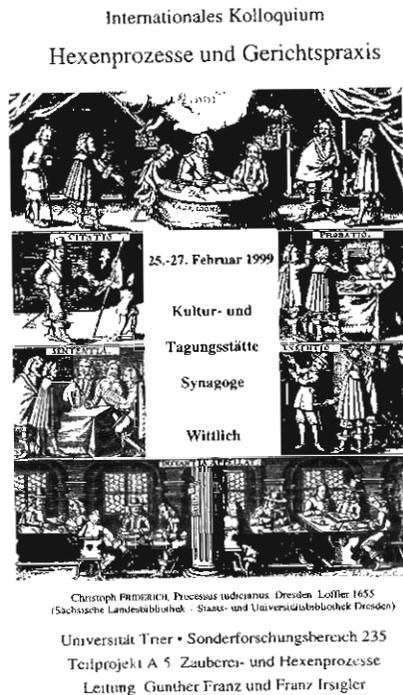
vom 25.–27. Februar 1999 in der Synagoge Wittlich.

Veranstalter war das Projekt A5 »Zauberei- und Hexenprozesse zwischen Maas-Mosel-Rhein, 15.–17. Jh.« (Leitung: Prof. Dr. Franz Irzigler, Dr. Gunther Franz; Mitarbeiter: Dr. Rita Voltmer, Dr. Herbert Eiden; studentische Hilfskräfte: Anne Kierspel, Boris Fuge, Tino Schmitt) des Sonderforschungsbereiches 235

an der Universität Trier. Nach der Begrüßung durch den Bürgermeister der Stadt Wittlich, Helmut Hagedorn, sowie die Vizepräsidentin der Universität Trier, Prof. Dr. Helga Schnabel-Schüle, hielt Prof. Dr. Franz Irsigler den *Einführungsvortrag*. Er betonte, daß Hexenprozesse durch sehr unterschiedliche Rechtsordnungen, Gerichtsinstitutionen und Verfahrensweisen geprägt worden sind. Gerade von einer herrschaftsräumlich differenzierten Untersuchung dieser Phänomene könne man sich interessante Ergebnisse erhoffen. Er nannte fünf Forschungsschwerpunkte, die im Mittelpunkt der Tagungsthematik stehen sollten:

1. Das problematische Verhältnis zwischen Norm und Realität bei der juristischen Begründung und Durchführung von Hexenprozessen: Wie verbindlich war z.B. die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 (*Carolina*) angesichts ihrer Konkurrenz zu lokalen Rechtsgewohnheiten? Unterschieden sich Normensysteme in geistlichen und weltlichen Territorien, und wie wirkten sie sich auf die Verfolgungsintensität aus? Wie beeinflussten dämonologische Traktate des späten 16. Jahrhunderts die Prozesse?

2. Die manchmal unklaren Ebenen und Hierarchien der Rechts- und Gerichtsinstitutionen, die den Prozeßverlauf entscheidend beeinflussen konnten und die für jeden Herrschaftsraum separat zu analysieren sind: Welche Rechtsgrundlage, Funktion und Verbreitung hatten



zum Beispiel die Hexenausschüsse der Gemeinden? Ließ die Straffung der Organisationsstruktur, d.h. die Schaffung zentraler Appellationsinstanzen, die Verfahren korrekter werden? Erhöhte dies die Chance auf Freispruch?

3. Die Stellung, Qualifikation und Funktion der beteiligten Juristen auf allen Prozeßebenen: Welche Funktionen hatten Juristen, deren Kenntnisse und Ausbildung sehr unterschiedlich sein konnten und deren Verhaltensweise von kritischer Distanz bis zur Verfolgungsmanie reichte?

4. Es besteht der berechtigte Ver-

dacht, daß die Verfolgung der Hexerei auch dazu diene, konkurrierende Hochgerichtsrechte auszuschalten und den Prozeß der Vereinheitlichung der staatlichen bzw. territorialen Rechtsordnung voranzutreiben: Kann man eine herrschaftliche Instrumentalisierung der Hexenprozesse beobachten?

5. Für die genannten Schwerpunkte werden sich – vor allem im Hinblick auf die herrschaftsräumliche Differenzierung – Unterschiede der Rechtsordnungen, der Gerichtsinstitutionen, der Gerichtspraxis und der Funktion der Juristen ergeben: Welche weiterführenden Fragestellungen wirft der Strukturvergleich auf?

Dr. Rita Voltmer (Trier) rekonstruierte, wie Hexenverfolgungen von den Dorf- und Kleinstadtgemeinden selbst gefordert und durch Spezialausschüsse oder sogenannte Monopole initiiert und organisiert wurden: *Ausschüsse, Monopole und Formalkläger. Die Vorbereitung und Einleitung von Hexenprozessen im Trierer und Luxemburger Land*. Nicht nur in Kurtrier und seinen Kondominien sowie im Saar-, Mosel- und Naheraum lassen sich diese Hexenausschüsse nachweisen, sondern auch in zahlreichen Propsteien und Herrschaften des Herzogtums Luxemburg. Ausschüsse bzw. Monopole wurden in den Gemeindeversammlungen unter Vorsitz des jeweiligen Zenders gebildet. Ihre Aufgabe war es, »Hexen« aufzuspüren, Indizien, Denunziationen und Zeugenaussagen gegen sie zu sammeln und Klage gegen sie einzu-

reichen. In einem »Verbündnis« verpflichteten sich die Gemeindeglieder, die lokalen Hexenjäger zu unterstützen, und umgingen mit einer gegenseitigen Bürgschaftsleistung die finanziellen Unwägbarkeiten des akkusatorischen Verfahrens. Viele Luxemburger Gemeinden entrichteten eine regelrechte Hexensteuer an die Monopole, um deren Reisekosten und »Spesen« bei der Hexenjagd zu finanzieren. In den Prozeßakten werden die umtriebigen Aktivitäten der Ausschüsse im Vorfeld eines Verfahrens meistens nicht protokolliert. Ihre Spuren finden sich aber in den Akten des Luxemburger Provinzialrates, bei dem manchmal überlebende (da in der Folter ungeständige) Angeklagte wegen Verfahrensfehlern der lokalen Gerichtsbarkeit Gegenklage führten. Während in der Klosterherrschaft St. Maximin bei Trier die Ausschüsse ohne Einschränkung mit den lokalen Amtsträgern zusammenarbeiteten und in Kurtrier und seinen Kondominien das Ausschußwesen nur wenig behindert wurde, verboten ab April 1591 zahlreiche Ordonnanzen die Bildung von Monopolen im Herzogtum Luxemburg. Einzig gültige Klageform sollte neben der Offizialklage die private Formalklage sein, d. h. die Klage einer Privatperson auf eigene Kosten und ohne die Unterstützung Dritter. Die Luxemburger Monopole umgingen das Verbot, indem sie einen »Strohmann« als Privatkläger vorschickten, aber weiter im Hintergrund agierten. Gebiete mit massenhaften Hinrichtungen waren nicht

selten auch Gebiete, in denen Ausschüsse und Monopole die Hexenjagd vorantrieben. Gerade in den luxemburgischen Teilen des Erzbistums Trier, in denen das Monopolwesen bislang nachgewiesen werden kann, wurden mehr Menschen hingerichtet als in den anderen Teilen Luxemburgs.

Einen Sonderfall in der Rechtspraxis um 1600 schilderte Boris Fuge (Trier) anhand eines ungewöhnlich breit dokumentierten Prozesses: »*Le roi des sorciers*«. Der Prozeß gegen den Bitburger Schöffen Johann Schweistal. Der Weg dieses reichen, der Hexerei verdächtigten Mannes führte durch sämtliche Instanzen des Rechtssystems der spanischen Niederlande. Fast zwanzig Jahre kämpfte der als »König der Hexer« bezichtigte Schöffe gegen seine Anklage, die trotz mehrerer vorläufiger Freisprüche immer wieder aufgenommen wurde. Wahrscheinlich verstarb Johann Schweistal im Jahre 1608, bevor ein endgültiges Urteil in dem Hexereiverfahren ergangen war. Anhand der über 2000seitigen Prozeßakten stellte Fuge detailliert den Verfahrensablauf des Prozesses dar, der vom Propsteigericht Bitburg über den Provinzialrat Luxemburg bis zum höchsten Appellationsgericht, dem großen Rat zu Mecheln, führte. Der 1541 geborene Johann Schweistal entstammte einer Bitburger Schöffenfamilie und zählte zu den reichsten Einwohnern der Stadt. Durch die Vergabe zahlreicher Kredite schuf er sich Feinde. Sein zähester Widersacher, der einflußreiche Bit-

burger Oberpropst Gerhard von der Horst, gehörte ebenso zu seinen Schuldnern wie einige andere Amtsträger. Offensichtlich stand hinter den Hexereivorwürfen ein regelrechtes Komplott. Seine Gegner sammelten Verdachtsmomente gegen ihn und sorgten dafür, daß Schweistal von der Hexerei angeklagten Personen als Komplize besagt wurde. Warum gelang es seinen Gegnern dennoch nicht, eine Hinrichtung Schweistals zu erreichen? Schweistal hatte mehrmals die Folter ungeständig überstanden, und viele der gegen ihn gerichteten Besagungen wurden bei der Gegenüberstellung widerrufen. Eine Antwort ist sicher bei der Haltung der Juristen an den obersten Gerichten zu finden, die stärker vom Rechtsformalismus als vom Wunsch nach rücksichtsloser Hexenverfolgung geprägt war.

Christine Petry, M. A. (Trier/Paris) berichtete über *Die Hexenprozesse des »Parlement de Metz« – Paradigma einer Gerichtspraxis zwischen lokaler Tradition und Anpassung an das Königreich Frankreich*. Lothringen gilt als eine der verfolgungsintensivsten Regionen ganz Europas. Die Endphase der Hexenverfolgung nach 1630 ist dort geprägt von einer Anpassung des lothringischen an das französische Recht, das sich nach der Besetzung von Toul, Metz und Verdun durch Frankreich allmählich durchsetzte. Das *Parlement de Metz*, 1633 durch königliche Anordnung eingerichtet, sollte dabei eine effektive Kontrolle gewährleisten und als oberste Berufungsinstanz dienen.

Vorher entschieden in sämtlichen Strafsachen – zu denen natürlich auch Hexenprozesse gehörten – lokale Laienrichter, gegen deren Urteil keine Berufung eingelegt werden konnte. Im Königreich Frankreich dagegen gab es bereits seit 1624 die Appellationspflicht an das *Parlement de Paris*, was in kurzer Zeit zum Ende der Hexenprozesse führte. Anhand ausgewählter Beispiele zeigte Frau Petry, daß auch das *Parlement de Metz* Hexenprozesse nicht förderte. Sehr unterschiedliche Vorstellungen des Hexereideliktes prallten hier aufeinander. Zumeist wurden die lokal gefällten Urteile durch das *parlement* gemildert oder sogar aufgehoben. Richter, die nicht pflichtgemäß an das Parlament appelliert hatten, wurden gerügt bzw. zeitweise ihres Amtes enthoben. Wenn das *Parlement de Metz* auch keine vollkommene Angleichung an das *Parlement de Paris* erreichte, so spielte es doch eine wichtige Rolle in der Vermittlung zwischen dem französischen König und den Einwohnern Lothringens und trug wahrscheinlich dazu bei, daß die Hexenprozesse nach 1660 endeten.

Ulrich Seibert, M.A. (Trier) beschrieb *Institutionelle Rahmenbedingungen der Hexenverfolgung im Fürstbistum Lüttich*. Bei einem Vergleich des Fürstbistums Lüttich mit anderen geistlichen Territorien (wie z. B. Kurköln) finden sich Unterschiede. Eine gut funktionierende Strafgerichtsverfassung erklärt die relativ gemäßigte Verfolgung im Fürstbistum Lüttich. Über das Land

verstreut wurden zwar kontinuierlich, aber nie übermäßig zahlreiche Prozesse geführt. Weder kam es zu lokalen Exzessen noch zu unkontrollierten Prozeßwellen. Entscheidend für die Kontrolle der Verfahren war die strikt eingehaltene Aktenversendung zwischen Ober- und Untergericht. Anhand vieler Beispiele stellte Seibert detailliert den ähnlichen Verfahrensverlauf der meist kurzen Hexenprozesse im Fürstbistum Lüttich dar. Jeweils vor Verhaftung, Folter oder Todesurteil mußte eine Anfrage an das Obergericht erfolgen; bei Zweifeln an der Schuld des Angeklagten lautete das Urteil meist auf Verbannung. Offensichtlich hatten die Besagten eine reelle Chance, ein drohendes Verfahren abzuwenden. Die Schöffen des Obergerichts besaßen bei der Bewertung der Indizien relativ großen Spielraum, sie wurden in ihren strafrechtlichen Kompetenzen nicht durch Hexenkommissare eingeschränkt. Eine 1608 erlassene Prozeßordnung minderte außerdem den finanziellen Anreiz für die an der Verfolgung beteiligten Richter und Schöffen.

Dr. Elisabeth Biesel (Trier) verglich in ihrem Vortrag: *Hexerei und andere Verbrechen. Gerichtspraxis in Toul* die Verfolgung des Hexereideliktes in Toul mit der dort sonst üblichen Strafrechtspflege. Das Toulser Gericht unterschied nicht zwischen beweisbaren Delikten wie zum Beispiel Diebstahl und dem imaginären Vergehen »Hexerei«. Zusätzlich zu Zeugenaussagen suchte man nach weiteren Indizien, wie z. B.

»Teufelsmalen«. Auch das öffentliche Gerücht wurde als ein starkes Indiz gewertet, ähnlich wie bei Delikten, die gegen Sitte und Moral verstießen. Im Toulser Strafregister sind wohl nur etwa zwei Drittel der Kriminalprozesse verzeichnet. Offenbar sind nicht alle Verfahren erfaßt worden. Hexenprozesse sind in Toul nur für die Jahre zwischen 1584 und 1623 belegt, in diesem Zeitraum waren die als Hexen verurteilten Personen die zweitgrößte Gruppe aller in Toul Verurteilten. Die Urteile fielen im Vergleich zu anderen Regionen relativ milde aus – nur 44 der insgesamt 71 wegen Hexerei Angeklagten wurden exekutiert. Auch die Folter wurde relativ selten, etwa bei einem Drittel der Fälle, angewandt. Die soziale Herkunft der Verurteilten entspricht etwa der von Angeklagten anderer Deliktgruppen; große Bedeutung besaßen Ehrenstrafen wie die öffentliche Züchtigung. Die Hexenprozesse unterscheiden sich nach dem im Strafprozeßregister registrierten Verfahrensschritten kaum von den übrigen Kriminalprozessen. Hier wie dort gab es selten einen Rechtsbeistand – seine Inanspruchnahme hing wohl vor allem von den finanziellen Möglichkeiten der Angeklagten ab.

Dr. Robin Briggs (Oxford) erläuterte die Besonderheiten der Rechtspraxis im Grenzland Lothringen: *Bending the Rules: local justice and central control in Lorraine* (Beugung der Regeln: Lokale Justiz und zentrale Kontrolle in Lothringen). Lothringen – geprägt von seiner Grenzlage

zwischen Reich und Frankreich – wies in seiner Rechtspraxis französische und deutsche Elemente auf. Die Verfahrensschritte folgten dabei dem französischen Vorbild, dessen Praxis im frühen 16. Jahrhundert vereinheitlicht worden war. Das zu Lothringen gehörende Herzogtum Bar wurde der Appellation nach Paris unterworfen. Andere lokale Gerichte Lothringens wies man nach 1560 an, Rat bei den herzoglichen Juristen, den Mitgliedern des *Tribunals des Echevins*, von Nancy einzuholen. Die Folge war, daß lokale weltliche Gerichte Recht aufgrund eines Systems sprachen, das ein wesentlich höherentwickeltes Gerichtswesen erfordert hätte. Dadurch verschob sich das Gewicht weiter zu Ungunsten der Angeklagten, während die eigentliche Entscheidungsgewalt an die drei herzoglichen *procureurs-généraux* und die ca. 50 lokalen *prévôts* abgegeben wurde. Nur sehr wenige der Hexerei angeklagte Personen entgingen der Folter. Von den der Tortur Unterworfenen gestanden 80 Prozent die ihnen vorgeworfenen Taten. An mehreren Prozeßbeispielen illustrierte Briggs, daß manche Unsicherheiten und Widersprüche im Rechtssystem Lothringens bestanden. Lokales Gewohnheitsrecht mag schwerer gewogen haben als allgemeine Rechtscodices; manche Bemerkungen in Prozeßprotokollen weisen auf Manipulation und Rechtsbeugung hin.

Dr. Hans de Waardt (Amsterdam) verglich Holland und Brabant, zwei Gebiete, in denen die Hexenverfol-

gung sehr unterschiedlich verlaufen ist, und führte dies auf wirtschaftliche Entwicklungen zurück: *Verlöschten und Entfachen der Scheiterhaufen. Holland und Brabant in den 1590er Jahren*. In der Provinz Holland gab es schon früh Hexenprozesse, aber erst seit sich nach 1542 bestimmte Foltermethoden verbreiteten, nahm die Zahl der Hinrichtungen zu. Die Verfolgung war relativ gemäßigt. Strafverfahren wurden vermehrt in Städten angestrengt, in denen Handel und Fischerei wichtig waren. Dort wurde den vermeintlichen Hexen bisweilen vorgeworfen, Schiffsuntergänge verursacht zu haben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zeigten die holländischen Richter immer weniger Bereitschaft, der Hexerei Angeklagte zu verurteilen; ab 1593 wurde die Wasserprobe verboten, die Hexenprozesse endeten. Anders in Brabant: Der niederländische Teil der Provinz blieb lange Zeit von Hexenhinrichtungen verschont. Anhand zahlreicher Beispiele zeigte de Waardt, wie sich die Lage in Brabant ab 1589 änderte. Es kam zu einigen Prozessen, aus denen sich die Angeklagten nicht – wie früher üblich – freikaufen konnten. Ab 1595 folgten plötzlich regelrechte Prozeßwellen, bei denen die Angeklagten der Wasserprobe unterworfen, gefoltert und schließlich verbrannt wurden. Während zuvor meist arme Frauen in Hexereiverdacht geraten waren, wurden nun auch gutsituierte Bürger angeklagt. *Der Raad van Brabant* griff ein und untersagte die Wasserprobe. 1596 wurde die heftigste

Verfolgungswelle in Brabant beendet. Die Prozesse hatten sich vornehmlich in ländlichen Gebieten abgespielt, und den vermeintlichen Hexen war vorgeworfen worden, die Ernte vernichtet zu haben. Anhand der Getreidepreise konnte Hans de Waardt nachweisen, daß Holland Ende des 16. Jahrhunderts eine wirtschaftliche Blüte erlebte, während Kriegswirren im ehemals reichen Brabant die Einfuhr von Getreide behinderten und so Hungersnöte ausgelöst wurden. Hier zeigt sich deutlich der Zusammenhang zwischen Hexenverfolgungen und regionalen wirtschaftlichen Bedingungen; denn während die Prozeßwelle in Holland ein Ende fand, folgte sie in Brabant unmittelbar auf Inflation und eine Reihe von Mißernten.

Prof. Dr. Jos Monballyu (Kortrijk) beschrieb *Die Hexenprozesse in der Grafschaft Flandern. Chronologie, Geographie und Verfahren*. Es sollte die Vorstellung korrigiert werden, daß in den südlichen katholischen Niederlanden zahlreiche Hexenverfolgungen stattgefunden hätten. In einer knappen Beschreibung der Gerichtspraxis in der Grafschaft Flandern führte Monballyu aus, daß in den wirtschaftlich wichtigen Städten der südlichen Grafschaft Kriminalprozesse durch souveräne Schöffengerichte geführt wurden, während in den anderen Gebieten durch Kastellanei-Gerichte geurteilt wurde. Die oberste Gerichtsinstanz für die gesamte Grafschaft war der flämische Provinzialjustizrat. In den Quellen ist der Unterschied zwischen Magie-

und Hexereiprozessen manchmal schwierig zu erkennen. Als *toverie* galt sowohl unerwünschter Aberglaube, der meist mit Verbannung, als auch vermeintliche Hexerei, die durch Verbrennen bestraft wurde. Von 495 *toverie*-Prozessen sind nur 249 mit Sicherheit Hexenprozesse, die hauptsächlich gegen Frauen geführt wurden. In Konkurrenz zu weltlichen Gerichten bestrafte geistliche Gerichte regelmäßig meist männliche Wahrsager oder Magier mit Verbannung. In Flandern kann man erst ab 1590 von einer »Hexenjagd« sprechen. Das königliche Schreiben Philipps II. von 1592, in dem er zu unnachgiebiger Verfolgung aufrief, wird in den Prozeßüberlieferungen nicht erwähnt. Durch die Rezeption dämonologischer Literatur, z. B. von Sprenger/Institutoris, Bodin und Rémy, erhielt die Hexenverfolgung wesentliche Impulse. Zwar galt Hexerei als *crimen exceptum*, dennoch gab es kein Sonderverfahren. Folter war aufgrund von Indizien zugelassen; die Bewertung dieser Indizien (wie z. B. der Nadelprobe) durch die Richter war dabei entscheidend. Im Südwesten der Grafschaft finden sich die meisten Hexenprozesse in jenen Regionen, die am weitesten vom Genter Provinzialrat und den königlichen Zentralbehörden in Brüssel entfernt waren. Der Provinzialjustizrat setzte sich in Hexereiprozessen für eine ordentliche Rechtspflege ein; die Lokalgerichte wurden ab 1660 durch einen Sonderbeauftragten kontrolliert und bei Nichteinhaltung der Regeln be-

straft. Dies führte zum Ende der Hexenprozesse, nach; 1692 sind keine mehr überliefert.

Prof. Dr. Heide Dienst (Wien) stellte in ihrem Vortrag *Zur Urteilsbegründung in Zaubereiprozessen aus österreichischen Ländern* den Einfluß regional unterschiedlicher Landesordnungen (wie zum Beispiel der *Malefizordnung* Maximilians) auf die Hexenverfolgung dar. Als Rechtgrundlage galt bereits seit 1532 die *Carolina*; dennoch wurden deren Bestimmungen nur langsam in die Landesgesetzgebung übernommen. Zum Vorbild anderer Gerichtsordnungen wurde die sogenannte *Ferdinande* Ferdinands III. von 1656. Sie trug weiter zur Vereinheitlichung der Prozeßführung bei und verwendete einen für die Zeit modernen dämonologisch begründeten Zauberei**z** begriff. Prof. Dienst zitierte hierzu mehrere Beispiele aus dem späten 17. Jahrhundert. Während vor dieser Zeit die Hexerei als *crimen mixtum* gegolten hatte, kam es nun zur Begründung der Urteile durch gelehrte Juristen. Ihre Biographien, ihre Herkunft und Wirkungskreise sind nur schwierig zu fassen und bleiben ein Desiderat der Forschung. Ein Einfluß der juristischen Literatur auf die Urteile läßt sich nur selten nachweisen. 1677 erließ der Erzbischof von Salzburg für seine Diözese vor dem Hintergrund der Zauberer-Jackl-Prozesse eine eigene Landgerichtsordnung. Regierungskommissare mußten Torturanweisungen und Todesurteile bestätigen, bevor sie vollstreckt werden durften. Diese Regelung ähnelt der

»Aktenversendung« anderer Regionen. Auch in den österreichischen Ländern milderte zuweilen die obere Instanz eine exzessive Folterpraxis ab.

Dr. Martin Scheutz (Wien) machte quellenkritische Bemerkungen zur Auswertung von Prozeßprotokollen: »solle Gott die Ehre geben«. *Zur Wertung von Zeugenaussagen vor Gericht in Kriminal- und Magieprozessen in Österreich*. So stellte die Niederschrift von Zeugenaussagen immer schon eine Interpretation dar. Sie diente als Herrschaftsinstrument der Obrigkeit gegenüber Untertanen, die oft weder schreiben noch lesen konnten. Außerdem sollten die nicht selten manipulierten Akten die Entscheidungen besonders der Untergeichte gegenüber den übergeordneten Instanzen legitimieren. Als Zeichen für den passiven Widerstand der befragten Zeugen kann das häufig beteuerte »Vergessen« gewertet werden. Scheutz betonte jedoch, daß der zu leistende Eid den Zeugen Angst einflößte: Der Glaube, beim jüngsten Gericht für einen Meineid bestraft zu werden, sollte die Zeugen zur Wahrheit anhalten. Das Landgericht trat so als Vertreter des göttlichen Gerichts auf, vor dem es glaubte, fetzlich selbst Rechenschaft ablegen zu müssen. Beispielhaft bezog sich Scheutz auf eine Beschreibung landgerichtlich geführter Prozesse durch den Grundherrn von Hohberg aus dem Jahr 1682 (*Georgica Curiosa*). Zusätzlich zu den Zeugenaussagen wurden Gefühlsregungen und Gesten der Verhörten

protokolliert, wobei sich die Schreiber bei der Niederschrift mit der *salva-venia*-Formel für anstößige Wörter umständlich entschuldigten. Auch anhand von Bildinterpretationen schilderte Scheutz den Prozeßverlauf und die Aufgaben der beteiligten Amtsträger.

Magister Gerald Mülleder (Wien) beschrieb *Unterschiedliche Deliktvorstellungen bei Ober- und Unterbehörden. Zur Verbreitung dämonologischer Vorstellungen während der Salzburger Zauberer-Jackl-Prozesse (1677–1679)*. Am Beispiel des Erzstifts Salzburg verdeutlichte er, wie die Lehre von Teufelspakt, Hexensabbat oder Hostienschändung in einer Region verbreitet wurde, in der bis dahin solche Vorstellungen weitgehend unbekannt gewesen waren. Der in Salzburg ansässige Hochfürstliche Hofrat war verantwortlich für die Gerichtsbarkeit in Kriminaldelikten – untergeordnete Gerichte unterlagen einer strengen Berichtspflicht. Die Verfahrensverläufe waren daher im Erzstift überall relativ ähnlich. Salzburg bildete das Zentrum der sogenannten Zauberer-Jackl-Prozeßserie (1677–1679). Der historische Jackl war vermutlich ein ca. 20jähriger Mann, der angeblich junge Bettler dem Teufel mit dem Versprechen von Geld, Kleidung und Essen zugeführt haben soll. Während vor der Prozeßwelle nur wenige Hexenprozesse nachweisbar sind, wurden in Folge des Prozesses gegen Jackl ca. 120 Personen hingerichtet. Fast 6000 Seiten Akten sind in dieser Sache erhalten, 4000 davon sind Ver-

hörprotokolle. Die Prozesse wurden – um sie schneller zu bewältigen – entindividualisiert, d. h. der soziale Bezug der Angeklagten wurde immer weniger beachtet. Der Hofrat erließ genaue Verhöranweisungen, die die Geständnisse zunehmend stereotyper werden ließen. Der Verdacht liegt nahe, daß Untergerichte immer öfter eben jene Geständnisse abpreßten, die das Obergericht erwartete.

Dr. Alison Rowlands (Colchester) erläuterte, warum in der Reichsstadt Rothenburg Hexenprozesse auffallend selten vorkamen: *Eine Abwesenheit des »Hexenwahns...« Hexenprozesse, Gerichtspraxis und Herrschaft im frühneuzeitlichen Rothenburg ob der Tauber*. Zwischen 1550 und 1700 sind in Rothenburg lediglich 20 Hexereianklagen belegt. Nur drei der Angeklagten wurden hingerichtet, dagegen in sieben Fällen der Kläger – oft sogar mit Verbannung – bestraft. In der fränkischen Reichsstadt hatte der Stadtrat die Hochgerichtsbarkeit inne. Dessen vorsichtige Handhabung des Hexereideliktes muß nicht nur in einem rechtlichen Kontext gesehen werden, sondern sie wurde auch von politischen und religiösen Ideen beeinflusst. Um die territoriale Herrschaft nicht zu gefährden, sollte die Harmonie unter den Bewohnern von Rothenburg und seinem Umland unbedingt gewahrt bleiben. Auch wenn die Stadt 1544 das Luthertum adaptiert hatte, blieb sie dem Kaiser, dem sie zahlreiche Privilegien verdankte, treu. Aus dieser Bindung an das Reich ergab sich auch eine genaue Befol-

gung der *Carolina*. Daher wurde die Folter nur selten angewandt und so ein »Beweis« der angeblichen Hexerei schwierig. Hexenvorstellungen wurden als Vorspiegelungen des Teufels gewertet. Auch in den unteren Schichten Rothenburgs ist eine vorsichtige Haltung gegenüber Hexenprozessen zu beobachten. Das Bewußtsein für die Ehre des Einzelnen war – auch durch die strenge Verfolgung der Verleumdung – ausgeprägt. Es war gefährlich, öffentlich von Hexerei zu reden, denn aufgrund der »Beweisschwierigkeiten« ohne Folter mußte man als Kläger seinerseits mit einer Verleumdungsklage rechnen. Außerdem vertraute man wohl eher auf andere Methoden gegen Hexen, zum Beispiel auf das Segensprechen und Hexenbannen. Die Furcht vor Hexen blieb wohl auch deshalb gering, weil die Bevölkerung nicht in öffentlichen Prozessen mit der Aufzählung der angeblich furchtbaren Verbrechen konfrontiert wurde.

In einem kontrovers diskutierten Vortrag *Das magische Gericht – Gericht im Spannungsfeld zwischen Magie und Recht* beschrieb Dr. Johannes Dillinger (Trier), wie magische Vorstellungen die Gerichtspraxis prägten. Nach einer Abgrenzung von Magie und Religion, definierte er drei Untersuchungsgegenstände: 1. Magische Praktiken im Gericht, z. B. volkstümliche Schutzzaubereien von Amtsträgern (Weihwasser-Tränke und verschiedene Rituale von Scharfrichtern, dem »magischen Fachpersonal«, zum Schutz vor Zauberei). Obwohl Richter sich als

Werkzeuge Gottes ansahen und deshalb eigentlich als unangreifbar für Hexen gelten mußten, war die Furcht vor der Macht des Teufels doch ausgeprägt. Auch der Trierer Erzbischof Johann VII. von Schönenberg wollte keinesfalls auf sein Agnus-Dei-Amulett zur Hexenabwehr verzichten. 2. Magische Elemente im Recht: Dillinger arbeitete gemeinsame Voraussetzungen von Hexenlehre und Strafrecht heraus, die er als »Zwilling« bezeichnete. Da der Hexenprozeß auf die außermenschliche Sphäre wirkte (die »Werkzeuge des Teufels« werden vernichtet), hatte der Prozeß selbst magische Qualität. 3. Das magische Selbstverständnis des frühmodernen Staates: Dillinger beschrieb den Einfluß der Dekalogtheologie und insbesondere die Bedeutung des ersten Gebots im Zusammenhang mit Hexenverfolgung. Er betonte als Triebfeder der Strafrechtspflege die »Furcht vor dem Zorn Gottes«, der besonders solchen Richtern angedroht wurde, die die Hexen nicht eifrig genug verfolgten. Analog dazu wollten die Gegner der Hexenverfolgungen den Zorn Gottes durch andere Methoden, z. B. durch intensives Gebet, besänftigen.

Dr. Peter Oestmann (Göttingen/Frankfurt) analysierte *Die Rechtsprechung des Reichskammergerichts zum Hexenprozeß und ihre Resonanz*. Nur ein geringer Prozentsatz der Zehntausenden von Hexereiverfahren gelangte überhaupt vor das Reichskammergericht (RKG). Typisch für diese Verfahren ist ein Rollenwechsel von Kläger und Be-

klagtem. Während die der Zauberei verdächtigten Personen in untergerichtlichen Prozessen oft nur Objekt waren, gingen sie beim RKG in die Offensive und wurden zu Klägern gegen Hexenverfolger und Richter. Das RKG bestand bei Hexenprozessen auf Einhaltung der *Carolina*, ging aber teilweise sogar über deren Vorschriften hinaus. Oestmann beschrieb zunächst die Zuständigkeit des RKG in Hexensachen. Zwei Klagewege waren für Hexenprozeßopfer möglich: Nichtigkeitsprozeß und Mandatsprozeß. Er erörterte detailliert, wie das RKG die Theorie von der Hexerei als *crimen exceptum* verworfen hat; diese Einstellung qualifiziert die Instanz zum Gegner der Hexenverfolgung. Die Rechtsprechung des RKG zu Hexenprozessen behandelte vor allem: gerichtsverfassungsrechtliche Fragen, Voraussetzungen der Folter, Wertung von Besagungen, Verteidigungsmöglichkeit der Angeklagten, humane Haftbedingungen, Ausschluß der Klagemöglichkeit vor dem RKG bei Urfehdeleistung und das Verbot von Güterkonfiskationen. Schließlich untersuchte Oestmann den Einfluß der RKG-Rechtsprechung in Hexenprozessen auf deutsche Juristenfakultäten und die zeitgenössische Literatur. Es läßt sich nicht nachweisen, daß die Spruchfähigkeit von Juristenfakultäten sich direkt auf die Rechtsprechung des RKG berief.

Prof. Dr. Thomas Robisheaux (Durham/USA) befaßte sich in *Arguing with Carpozov* mit der Rezeption von Benedikt Carpozovs Rechts-

auffassung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Einerseits erwarb sich Carpzov den Ruf, zur unnachgiebigen Verfolgung von Hexen aufgefordert zu haben, andererseits erlangte seine Rechtsauffassung erst dann weitgehende Anerkennung, als die Zahl der Hexenprozesse in Deutschland bereits stark rückläufig war. Wieso nahmen die zeitgenössischen Juristen, die kaum noch Interesse an einer Verfolgung von Hexen zeigten, sein Werk so positiv auf? Zunächst legte Robisheaux dar, wie Carpzov das Verbrechen »Hexerei« in seinem Werk *Practicae novae imperialis* (1635) diskutiert hat. Während in Teil I das Delikt scharf verurteilt wird, mahnt er in Teil III (der später häufig unabhängig von Teil I gedruckt und benutzt wurde) zur Sorgfalt im inquisitorischen Verfahren. Verschiedene Faktoren prägten die Auslegung und Anwendung des Gedankengebäudes von Carpzov durch protestantische Juristen, insbesondere solche, die an den Universitäten von Altdorf und Straßburg lehrten. Der Standpunkt Carpzovs wurde auch im Verlauf der letzten Hexenprozesse in der Grafschaft Hohenlohe (1668–1678) diskutiert, wobei seine Forderung nach einer genauen Einhaltung der Verfahrensschritte von den Rechtsgelehrten akzeptiert wurde. Diese juristische Herangehensweise verlängerte die Dauer der Verfahren und verringerte so die Eigendynamik der Prozesse, die sich sonst zu einer Hexenpanik hätten ausweiten können.

Abschließend berichtete Dr. Rai-

ner Decker (Paderborn) über Quellen des Archivs der römischen Glaubenskongregation, die Forschern erst seit kurzem zugänglich sind: *Gerichtsorganisation und Hexenprozeß der römischen Inquisition im 17. Jahrhundert*. Die Wirkung der »heiligen Kongregation der römischen und universalen Inquisition«, die Sonderbevollmächtigte entsenden konnte, erforscht Decker hauptsächlich anhand von Sitzungsprotokollen dieser römischen Zentralbehörde. In Frankreich und Deutschland gab es nur wenige römische Inquisitoren. Anhand einer Karte aller römischen Inquisitionstribunale wies Decker auf eine ungleiche geographische Verteilung auch innerhalb Italiens hin. Dies ist vermutlich auf regionale Widerstände zurückzuführen. Im Vordergrund der römischen Inquisition in Hexereiangelegenheiten stand die Seelenrettung der Delinquenten. Deshalb bestrafte man mit Hausarrest oder Kirchenbußen. Prozesse verliefen aufgrund von genauen Instruktionen normiert und vergleichsweise korrekt, zum Beispiel mußte bei ungeklärten Todesfällen ein Arzt befragt werden, auch die Hinzuziehung eines Verteidigers war vorgeschrieben. Besagungen waren für die Anklage irrelevant, da Vorstellungen wie der Hexensabbat als »Teufliche Illusionen« interpretiert wurden. Anhand eines spektakulären Falls zeigte Decker, wie Rom versuchte, Hexenprozesse einzudämmen. Auf Anweisung der römischen Inquisitionsbehörde wurden 1654 in Mailand 15 Kinder vor dem Feuertod gerettet. Die moderate

Haltung der römischen Inquisition gegenüber Hexenprozessen wird wohl auch dazu beigetragen haben, daß in Südeuropa verhältnismäßig wenige Verfahren stattfanden. Am Rande erwähnte Decker eine Quelle, die in Trier besonders aufhorchen läßt. Ein römischer Kardinalinquisitor würdigte ausdrücklich eine Schrift gegen Hexenverfolgung, ohne

den Verfasser zu kennen: es war die *Cautio Criminalis* von Friedrich Spee.

In der Reihe »Trierer Hexenprozesse – Quellen und Darstellungen« sollen die Ergebnisse der Tagung Ende des Jahres veröffentlicht werden.

Anne Kierspel  
und Tino Schmitt

### Fünfter Friedrich-Spee-Förderpreis verliehen

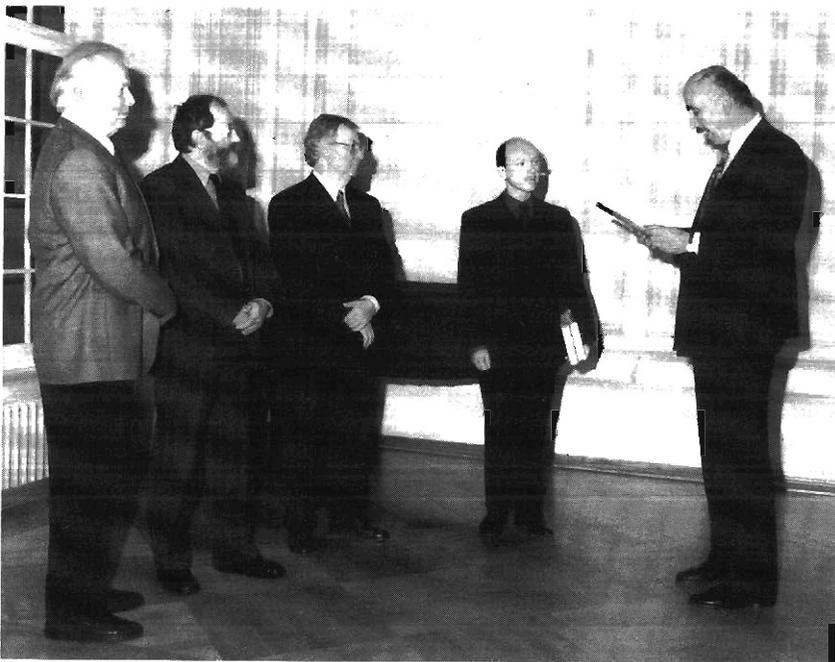
Die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier beschloß 1993 die Schaffung eines »Friedrich-Spee-Förderpreises« für herausragende Dissertationen und ähnliche Arbeiten von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zu Friedrich Spee und seiner Zeit in Höhe von 3000 DM. Die Vergabe soll in unregelmäßigen Abständen (etwa alle zwei Jahre) nach Vorliegen entsprechender Arbeiten und Preisgelder erfolgen. Die Entscheidung trifft der Vorstand der Spee-Gesellschaft, gegebenenfalls unter Zuziehung von Gutachten. Sofern die Dissertation noch nicht gedruckt ist, wird das Preisgeld als Druckkostenzuschuß benutzt. Wegen der wissenschaftlichen Qualifikation der Geehrten aus unterschiedlichen Fachgebieten, die ganz überwiegend anschließend die Habilitation anstreben, hat der Friedrich-Spee-Förderpreis inzwischen gutes Ansehen gewonnen. 1999 konnte der fünfte Preis verliehen werden.

Der Trierer Förderpreis unterscheidet sich bewußt von der »Friedrich-Spee-Plakette«, die der Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth e.V. an Spees Geburtsort Düsseldorf-Kaiserswerth 1987 gestiftet hat. Die von dem Düsseldorfer Bildhauer Bert Gerresheim geschaffene Plakette wird jeweils an Spees Geburtstag am 25. Februar an verdiente Spee-Forscher und -Autoren verliehen, 1987 an Theo G. M. van Oorschot, 1988 an Wolfgang Lohmeyer, 1989 an Emmy Rosenfeld, 1991 an Anton Arens, 1992 an Karl Keller, 1997 postum an Karl-Jürgen Miesen und 1998 an Italo Michele Battafarano. Vier Festvorträge von solchermaßen Geehrten wurden in den »Kaiserswerther Vorträgen zu Friedrich Spee 1985–1993« (Hg. von Norbert Henrichs, Wilhelm Mayer, Gregor Menges. Düsseldorf 1995 – Kaiserswerther Beiträge zur Geschichte und Kultur am Niederrhein, Bd. 1) veröffentlicht.

Im Unterschied zur Spee-Plakette besteht beim Förderpreis keine direkte Bindung an Person und Werk Friedrich Spees, sondern kann seine Zeit einbezogen sein. Wenn bis jetzt drei Arbeiten zur Geschichte der Hexenprozesse, die im Werk Friedrich Spees nur einen (wenn auch besonders wichtigen) Aspekt ausmachen, ausgezeichnet wurden, liegt dies an den augenblicklichen Forschungsschwerpunkten.

Die erste Preisverleihung des Friedrich-Spee-Förderpreises erfolgte am 17. November 1993 in der ba-

rocken Promotionsaula des Bischöflichen Priesterseminars Trier (früher Jesuitenkolleg und Universität) an die Germanistin Dr. Martina Eicheldinger (Karlsbad-Spielberg) für ihre Dissertation »Friedrich-Spee – Seelsorger und poeta doctus. Die Tradition des Hohenliedes und Einflüsse der ignatianischen Andacht in seinem Werk« (Tübingen 1991, Studien zur deutschen Literatur 110). Der Preis wurde aus einer Zuwendung der auf den Paderborner Unternehmer Heinz Nixdorf zurückgehenden Friedrich-Spee-Stiftung (München, heute



Verleihung des Friedrich-Spee-Förderpreises am 22. Oktober 1999, von links: Josef Strack, Prof. Dr. Wolfgang Schild, Dieter Holbach, Dr. Johannes Dillinger, Dr. Gunther Franz. Foto: Tobias Wilhelm – Focon (Trier).

Heinz-Nixdorf-Stiftung, Vorsitzender Dr. Gerhard Schmidt) finanziert. Nach der Laudatio von Dr. Franz Günter Sieveke (Universität Trier) hielt Frau Eicheldinger einen Vortrag »Friedrich Spees geistliches Arkadien. Funktion und Gestaltung der schäferlichen Motivik in der Trutz-Nachtigall« (veröffentlicht im Spee-Jahrbuch 1, 1994, S. 21–43, vgl. S. 204–205.)

Die Verleihung des zweiten und dritten Preises erfolgte am 25. Februar 1996 in der Promotionsaula. Ausgezeichnet wurden die Dissertationen von Anne Conrad (Universität Saarbrücken bei Prof. Dr. Karl-Heinz Ohlig, jetzt Köln) und Dr. Elisabeth Biesel (Universität Trier bei Prof. Dr. Franz Irsigler). Die Arbeit von Anne Conrad »Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts« war bereits 1991 in Mainz erschienen (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Mainz, Abt. Abendländische Religionsgeschichte 142), die Dissertation von Elisabeth Biesel »Hexenverfolgung und Hexenprozesse in Lothringen unter besonderer Berücksichtigung des lothringischen Amtes Dieuze (Baillage d'Allemagne) und der Bischofsstadt Toul« wurde 1997 in Trier unter dem Titel »Hexenjustiz, Volksmagie und soziale Konflikte im lothringischen Raum« veröffentlicht (Trierer Hexenprozesse. Quellen und Darstellungen, Bd. 3). Gestiftet wurden die Preise von der Provinzialversicherung Düsseldorf (Vorsitzen-

der des Vorstandes Bernd Michaels) und der Volksbank Saarburg e. G. (Direktor Manfred Holbach und Vorsitzender des Aufsichtsrates Josef Strack). Laudatoren waren Prof. Dr. Karl-Heinz Ohlig (Saarbrücken) und Prof. Dr. Josef Steinruck (Trier). Anne Conrad hielt einen Vortrag »Hexen und Heilige in Köln – Zum Entstehungshorizont von Friedrich Spees »Güldenem Tugend-Buch«« (veröffentlicht im Spee-Jb. 3, 1996, S. 135–152, vgl. S. 277 f.).

Der vierte Preis wurde am 9. Oktober 1997 an Dr. Peter Oestmann (Göttingen/Lübeck) verliehen für seine Dissertation »Hexenprozesse am Reichskammergericht« (Köln, Weimar 1997, Quellen und Forschungen zur Höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 31). Oestmann ist ein Schüler des Rechtshistorikers Prof. Dr. Wolfgang Sellert in Göttingen. Die Preisverleihung erfolgte im Rahmen der Jahresversammlung der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier im generalsanierten Gebäude der Katholischen Akademie Trier. Grußworte sprachen Dr. Herbert Hoffmann, Direktor der Katholischen Akademie, und der Trierer Kulturdezernent Bürgermeister Dr. Jürgen Grabbe. Die Laudatio hielt der Vorsitzende der Trierer Spee-Gesellschaft Dr. Gunther Franz. Der Preis wurde von der Sparkasse Trier (Direktoren Dieter Mühlenhoff und Gert Burscheid im Namen des Vorstandes) gestiftet. Peter Oestmann sprach über »Friedrich Spee und das Reichskammergericht im Kampf gegen die Hexenprozesse« ( in erwei-

terter Form veröffentlicht Spee-Jb. 5, 1998, S. 9-58).

Der fünfte Preis wurde während der Jahresversammlung der Trierer Spee-Gesellschaft am 22. Oktober 1999 in der Promotionsaula des Bischöflichen Priesterseminars an Dr. Johannes Dillinger (Universität Trier, Promotion bei Prof. Dr. Helga Schnabel-Schüle) für seine Dissertation »Böse Leute«. Hexenverfolgungen in Schwäbisch-Österreich und Kurtrier im Vergleich« verliehen. Grußworte sprachen Bürgermeister Dr. Jürgen Grabbe und Vizepräsident Prof. Dr. Roland Baumhauer (Universität Trier). Die Laudatio hielt Prof. Dr. Wolfgang Schild (Universität Bielefeld). Der Förderpreis wurde zum zweitenmal von der Volksbank Saarburg e. G. (Direktor Dieter Holbach und Vorsitzender des Aufsichtsrates Josef Strack) gestiftet. Johannes Dillinger hielt einen Vortrag über »Friedrich Spee und Adam Tanner: Zwei Gegner der Hexenprozesse aus dem Jesuitenorden« (Veröffentlichung im Spee-Jahrbuch 2000 vor-

gesehen). Die Dissertation konnte bei der Veranstaltung bereits im Druck vorgestellt werden (Trier 1999, Trierer Hexenprozesse. Quellen und Darstellungen 5). Die Anerkennung, die Johannes Dillinger findet, kommt darin zum Ausdruck, daß er auch einen Förderpreis der Universität Trier und ein Stipendium des Emmy-Noether-Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft für einen mehrjährigen Forschungsaufenthalt in den Vereinigten Staaten erhalten hat. Dies soll der Vorbereitung zur Berufung als Hochschullehrer dienen.

Zum Abschluß dieses Berichts soll den Stiftungen, Versicherungen und Banken für die bereitwillige Finanzierung der Friedrich-Spee-Förderpreise gedankt werden. Es besteht gute Hoffnung, daß bei Vorliegen entsprechender Dissertationen zu Friedrich Spee und seiner Zeit sich auch in Zukunft Mäzene finden werden.

Gunther Franz

## »Gleich Sie das Flämlein spüret ...«

### Die Katholische Studenten- und Hochschulgemeinde Hannover auf den Spuren Friedrich Spees

#### »Richt auff du Purpur Morgenstund ...« – Aufbruch zu Spee und Namensgebung

Im Ignatianischen Jahr 1990/91 hat der Gemeinderat der Katholischen Studenten- und Hochschulgemeinde Hannover (KSG) nach Beratung mit den gewählten Gemeindegremien am 30. Juni 1991 beschlossen, daß die Gemeinde künftig den Beinamen »Friedrich Spee von Langenfeld« trägt. Der Name »Friedrich Spee von Langenfeld« ist für die KSG Hannover Programm.<sup>1</sup>

Begonnen hatte der Weg zu Friedrich Spee schon im August 1985, als die Gemeinde in einer Woche seiner gedachte und das Lied »O Heiland, reiß die Himmel auf ...« mitten im Sommer gesungen hat, das Lied, das der Gemeinde zum Gebet geworden ist, in vielen Nöten, bis heute. 1991, vom 18. bis 20. Januar, führte ein Wochenendseminar zu »Friedrich Spee von Langenfeld. Denker, Dichter und Seelsorger in dürftiger Zeit«, das gleichzeitig der Vorbereitung des

großen Gedenkgottesdienstes zum 400. Geburtstag von Friedrich Spee diente, den die Gemeinde am 24. Februar 1991 gehalten hat.

Die Erinnerung an das Handeln Spees in seiner Zeit, auf Grund seiner Erkenntnis und seines Gewissens, der Vortrag des »Trawrgesang von der Noth Christi am Oelberg in dem Garten« durch eine Sopranistin aus der Gemeinde und dazu die Analyse der poetischen Struktur des Liedes, weiter der Text aus dem Stück von Wolfgang Lohmeyer *Cautio Criminalis* mit dem als »Geistliches Testament« vom Dichter gestalteten Schluß: »Ich, Friedrich Spee von Langenfeld ... Nicht immer gehorsam meinen Oberen aber entlastet durch tieferes Wissen, empfindsames Herz, fasziniert von allem, was ebenbildlich Gottes Antlitz trägt ...« waren Inhalte der Betrachtungen im Gottesdienst und vor allem in der Predigt auf der biblischen Grundlage der Lesungen 1 Kor 5, 1-5 und Mt 13, 24-30. Die Zuhörer der damals jeden Sonntag stets gedrängt vollen Propsteikirche St. Clemens im Universitäts- und Hochschulgottesdienst der KSG in Hannover fühlten, daß Friedrich Spee ein Mensch der Hoffnung sein kann für viele Menschen heute.

Der Frisenbrief der Akademischen Verbindung Frisia im CV zu Hanno-

<sup>1</sup> Statut der Katholischen Studenten- und Hochschulgemeinde »Friedrich Spee von Langenfeld« Hannover. Vgl. den Bericht von Annelore Butzmann: Bruder und Hoffnung mißhandelter Frauen – Mein Weg zu Friedrich Spee von Langenfeld. In: Spee-Jahrbuch 4 (1997), S. 152-155.

»Gleich Sie das Flämlein spüret ...«

ver, deren Mitglieder in der KSG aktiv waren, veröffentlichte im März 1991 den Aufsatz *Friedrich Spee von Langenfeld (1591–1635). Denker, Seelsorger und Dichter in dürftiger Zeit*<sup>2</sup> von Hermann Josef Repplinger, Studenten- und Hochschulseelsorger von Hannover, der diese Begegnung mit Friedrich Spee erneut ermöglichte und vertiefte.

**»Ich brauche nicht erst zu sagen, was ich dort wahrgenommen habe ...« – Soziales Engagement als Konsequenz**

Es war nur konsequent, daß die Gemeinde und ihr Seelsorger 1988 Kontakt aufnahmen zum »Verein zum Schutz mißhandelter Frauen und Kinder Niedersachsen e.V.« und Vorstand und Mitarbeiterinnen zu einem Vortrag in die KSG baten. Die oft verdrängte und unerhörte Realität der Gewalt gegen Frauen haben unsere Gemeinde und ihr Seelsorger bewußt aufgenommen in ihr Handeln, das in Wort und Tat nach positiven Veränderungen gesucht hat und sucht. So wurde auch am 4. August 1991 ein weiterer Schwerpunkt gesetzt durch den Universitäts- und Hochschulgottesdienst, einen Gedenkgottesdienst zum Todestag von Friedrich Spee, in dem Dr. Annelore Butzmann, die Vorsitzende des o.g. Vereins und Mitglied der Gemeinde,

predigte. Ihr Thema war: »Friedrich Spee von Langenfeld – Bruder und Hoffnung mißhandelter Frauen«<sup>3</sup>; biblische Grundlage der Predigt waren die Lesungen Ri 11, 29–40 und Joh 4, 1–42.

Die Würdigung von Leben und Werk Friedrich Spees in heutiger Zeit zeigte die Realität der Gewalt gegen Frauen auf in unserer Gesellschaft. Es war eine Zäsur, denn die Predigt über seinen mutigen Einsatz gegen die Hexenverfolgung und Zitate aus der *Cautio Criminalis* hinterließen bei vielen Gemeindemitgliedern bleibende Eindrücke und stärkten ein klares Bewußtsein und Empfinden gegenüber menschlicher Intoleranz, Verklemmtheit und daraus resultierender Gewalt. Der Norddeutsche Rundfunk, Redaktion Religion und Gesellschaft, war zur Aufnahme der Predigt anwesend und dokumentierte sie in vier Abschnitten in mehrmals ausgestrahlten Sendungen. Möglicherweise lag das Interesse des NDR zunächst vorrangig an einer wie es der Autor nannte »Aufsehen erregende[n], eigentlich verbotene[n] Predigt«: »Eigentlich dürfen Laien das nicht, der Vatikan hat es untersagt. Erst recht gilt das für Frauen ...«<sup>4</sup> Die mutige Predigt von Annelore Butzmann und ihr weiteres Wirken in der Gemeinde zum Gedenken an Spee trug und trägt

<sup>3</sup> Camillo. Zeitung von ChristInnen in Niedersachsen. Hrsg.: Katholische Basisgruppe Hannover. 1/92.

<sup>4</sup> Hörfunksendung NDR, Ausstrahlung vom 25. Oktober 1991.

Früchte. Seit Jahren leistet die KSG dem »Verein zum Schutz mißhandelter Frauen und Kinder Niedersachsen e.V.« finanzielle und praktische Hilfe. Schon 1989 stellte der Seelsorger der KSG, Hermann Josef Repplinger, auf Bitten des Vorstandes des Vereins seine psychologische Fachkompetenz durch Mitarbeit im Vorstand zur Verfügung. Später wurden die KSG und Einzelpersonen aus der Gemeinde Mitglieder.

**»... ich sags mitt wahren worten ...« – die lebendige Gemeinde und die Zäsur**

»Nicht immer gehorsam meinen Oberen ... aber hungernd nach Gottes Gegenwart« – diese Worte charakterisieren die Gemeinde und ihren Weg, ihr soziales Engagement und ihre Spiritualität. Auf der biblischen Grundlage der Lesungen Jes 56, 9–57, 13 und Mt 13, 24–30 und mit Texten der *Cautio Criminalis* und *Trutz-Nachtigall* wurden diese Worte auch Schwerpunkt der Predigt am 9. August 1992 zum Todestag Spees, ebenso wie in vielen weiteren Predigten des Seelsorgers auf dem Weg der Gemeinde im Glauben, Hoffen und Lieben mit Friedrich Spee. Bis zu 800 überwiegend junge Menschen strömten Sonntag für Sonntag in den Gottesdienst der KSG viele fanden zurück zu Glauben und Kirche. In der Studenten- und Hochschulgemeinde wußten sie sich aufgenommen mit ihren Ängsten und Zweifeln, mit ihren aktuellen Fragen an

Kirche und Gesellschaft. Hier wurden ihre Fragen aus heutiger Einsicht und Erfahrung kritisch, ernst und offen erörtert und, ausgehend von den biblischen Texten, Orientierungen deutlich gemacht und angeboten für die persönliche Glaubensreflexion und Glaubenspraxis im Alltag. Die Menschen fanden Ermutigung zu einem freimütigen und befreienden Glauben, der zu selbständigem Handeln führt, wie auch Spee es gewagt hat. »Sie mögen sich nicht wundern, wenn ich sie zuweilen heftig ermahne, es gebührt mir nicht unter denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde heißt, die nicht zu bellen wissen.« Diese aufrüttelnden Worte konnten nicht oft genug gesagt werden. Sie kehrten in Predigten, Seminaren und Gesprächen in der Gemeinde mit dem Seelsorger immer wieder, wie eine Mahnung.

Nach mehrjähriger intensiver Vorarbeit hat sich die KSG im Frühjahr 1994 mit der Konzeption, dem Statut und der Geschäftsordnung eine demokratisch verfaßte Grundlage ihres Gemeindelebens und der gemeinsamen Arbeit gegeben und diese angewendet. In die Konzeption sind das Leben und Werk von Friedrich Spee, seine Spiritualität, sein philosophisch-theologiekritisches Denken, seine *Cautio Criminalis* aufgenommen.

Das Statut und der offene, unkonventionelle Stil der Gemeinde und ihres Seelsorgers führte im Frühjahr 1994 zur Auseinandersetzung mit den Amtsträgern der Kirche um die Absetzung des Seelsorgers und die

<sup>2</sup> Frisenbrief. Hrsg. von der Akademischen Verbindung Frisia im CV Hannover. Heft 65.

Neubesetzung dieser Stelle. Trotz vieler Einsprüche der Gemeinde und ihr verbundener Gruppen und vieler Vermittlungsversuche kam es zu keiner für beide Seiten tragbaren Lösung. Seit Herbst 1997 wurde in zahlreichen Gesprächen zwischen Gemeindegliedern, dem neuen Propst von Hannover und weiteren kirchlichen Vertretern die Situation entspannt und das Statut in Teilen überarbeitet. Der Propst von Hannover hat dieses Statut dem Bischof von Hildesheim zugeleitet.

Die letzte Predigt zu Spee, die der Seelsorger am 7. August 1994 zum Todestag Spees hielt, war gleichzeitig die erste Predigt von vier Festpredigten zur 70-Jahr-Feier der Gründung und des Bestehens der KSG. »Fasziniert von allem, was Gott sucht« war das Thema dieser Predigt, eine Aussage zum spirituellen aktuellen Weg der Gemeinde mit Friedrich Spee. »Pater Friedrich Spee sollte meines Erachtens noch eine Weile von den Gelübden zurückgestellt werden, bis er besser erklärt, was seine Behauptung bedeutet, er folge in der Art und Weise wie er betet und lebt, dem Evangelium ...«<sup>5</sup> Auf der biblischen Grundlage der Lesungen 1 Kön 19, 1–13 und Mt 13, 24–30 hielt die Predigt die Hoffnung für die Gemeinde aufrecht: »Liebe Ge-



Gottesdienst der Katholischen Studenten- und Hochschulgemeinde »Friedrich Spee von Langenfeld« Hannover vor der Propsteikirche St. Clemens (Herbst 1994)

meinde, kann das noch bewegen? Daß einer es gewagt hat in seiner Zeit, allen persönlichen Begrenztheiten, Fragwürdigkeiten, menschlichen Schrullen, die er hatte, zum Trotz – auch angesichts der Schrullen, Einseitigkeiten und Fragwürdigkeiten der anderen – doch Gott als letzten Bezugspunkt immer wieder ins Spiel zu bringen und mit ihm zu ringen. Der politische und kirchliche Kampf gegen Friedrich Spee war deshalb ein Kampf gegen dieses sein besonderes Denken und Fühlen und Nachdenken über Gott, weil es die Mächti-

gen, die sich auf den »Allmächtigen« für ihre Untaten beriefen und es heute noch tun, weil es sie in Frage stellt. Wenn Sie in die Geschichte über die 70 Jahre hinaus weitergehen wollen, finden Sie in dieser Haltung eine Orientierung, die allen zeitlichen Begrenztheiten, allen Angriffen und allen Belobigungen zum Trotz Sie immer wieder auf das Zentrum des Hoffens und Glaubens zurückführt, auf Gott. Nehmen Sie dieses Lied [TN 38, Str. 13] in die Hand, die zentrale Strophe: »Zu Gott ich hab gerufen zwar ... und doch hält Friedrich Spee von Langenfeld aus, daß Gott sich nicht vor seinen Wagen spannen läßt, daß er ihm nicht vorgreifen darf und kann.«<sup>6</sup>

»Stationen der Hoffnung – »Utopische Oasen«, war auch das Thema der letzten Fest-Predigt und zugleich letzten – offiziellen – Predigt des Seelsorgers, die geprägt war von der Hoffnungsgeschichte *Die Blume und der Kolibri* von Peter Spangenberg, eine Geschichte, die schon im Mittelpunkt des ersten Semesteranfangsgottesdienstes von Hermann Josef Repplinger am 23. Oktober 1985 gestanden hatte. Diese Geschichte brachte die Verzweiflung, aber auch den Mut und die Hoffnung der Menschen in der Gemeinde zum Ausdruck.

**»... es gebührt mir nicht unter denen zu sein ... die nicht zu bellen wissen« – Selbstvertrauen und gelebte Mündigkeit**

Unverzüglich traf die Gemeinde Maßnahmen zur Absicherung ihres Bestehens durch die Gründung des »Fördervereins »Friedrich Spee von Langenfeld« e. V. Hannover, dessen Ziel es ist, 1. die KSG Hannover und 2. die »Akademie Friedrich Spee von Langenfeld Hannover« zu unterstützen, indem er sie geistig begleitet und organisatorisch, finanziell sowie verwaltungstechnisch unterstützt.<sup>7</sup> Der Verein »Akademie Friedrich Spee von Langenfeld Hannover« dient der Planung, Förderung und Durchführung von Bildungsarbeit in enger Zusammenarbeit mit der KSG.<sup>8</sup>

Es war kein leichter Weg, den die Gemeinde zu gehen beschlossen hatte. Anfängliche Unsicherheit und Rückschläge waren gemischt mit der Freude über den Zusammenhalt und die gewonnene Mündigkeit. So erschlossen sich die Mitglieder der KSG neue Möglichkeiten und entdeckten Fähigkeiten, die ohne diesen neu beschrittenen Weg vielleicht nie oder erst später erschlossen worden wären. Die Feier des Eucharistischen Mahls bildet das Zentrum des Gemeindelebens. Darin haben die Gedenkgottesdienste zum Geburts- und Todestag Spees ihren festen Platz.

<sup>5</sup> Brief des Generaloberen an Provinzial Hermann Baving, Rom, 25. Mai 1630. Zit. in: Theo G. M. van Oorschot: Friedrich Spee von Langenfeld. Zwischen Zorn und Zärtlichkeit. Göttingen 1992, S. 82.

<sup>7</sup> Satzung »Förderverein »Friedrich Spee von Langenfeld« Hannover«.

<sup>8</sup> Satzung »Akademie Friedrich Spee von Langenfeld Hannover«.

<sup>6</sup> Camillo (wie Anm. 3) 3–4/94.

»Gott, Gewalt und Gewalten (Ob-  
rigkeiten) im Leben und Wirken des  
Friedrich Spee von Langenfeld« war  
das Thema der ersten, nun von einem  
Mitglied der Gemeinde erarbeiteten  
Predigt zu Friedrich Spee am 26. Fe-  
bruar 1995, in der wir erneut seine  
Gedanken, sein Suchen nach Gott re-  
flektiert haben. Die geistige und  
geistliche Grundhaltung, in der  
Friedrich Spee lebte und handelte  
mit »Großmut und Freiherzigkeit«,  
wie Ignatius von Loyola es in den  
*Geistlichen Übungen* nennt, war ein  
Weg, der auch vielen in unserer Ge-  
meinde mit Begleitung des Seelsor-  
gers erschlossen worden war und  
ihnen Kraft und bleibende Orientie-  
rung geschenkt hat, denn auf dem  
Weg der Ignatianischen Spiritualität  
kann gelernt werden zu unterschei-  
den, »wer Gott ist und wer/was Gott  
nicht ist«. »Lassen Sie die auf diesem  
Wege gefundene Kraft positiv weiter-  
wirken zur Erhaltung und Weiterent-  
wicklung unserer Gemeinde.«<sup>9</sup> Das  
war ein zu jenem Zeitpunkt notwen-  
diger und wichtiger Satz, denn da-  
mals hatte die Gemeinde ihren Got-  
tesdienst seit sechs Monaten unter  
freiem Himmel vor den Türen der  
Propsteikirche St. Clemens gefeiert,  
nicht nur um so ihre Unbeugsamkeit  
zu zeigen, sondern, und das in zuneh-  
mendem Maße, um die durch diesen

Schritt gewonnene Selbständigkeit  
und Verantwortlichkeit zu bewahren  
und weiterzuentwickeln.

Zum Todestag Spees im August  
1995 stand im Zentrum der Predigt  
die Betrachtung des Kaiserswerther  
Spee-Epitaphs. Nicht nur die Be-  
trachtung des Seelsorgers Spee, son-  
dern auch die Erläuterung der oberen  
Figurenreihen, wo Vordenker und  
geistige Nachfolger Spees dargestellt  
sind, baute die Brücke zwischen Ver-  
gangenheit und Gegenwart.

Die Spee-Predigten zum Geburts-  
und Todestag 1996 standen in engem  
Bezug zu Lesung und Evangelium.  
Sie beschworen die Geschichte der  
Frauen: im Schicksal der Tamar  
(2 Sam 13,1–22), in den Hexenver-  
folgungen mit der Ermordung tau-  
sender Frauen, in der Gegenwart mit  
Frauenhandel, Sextourismus, sexuel-  
lem Mißbrauch, Pornographie, Ver-  
gewaltigung, Frauen als Kriegsbeute.  
Das waren Beschreibungen und Be-  
trachtungen, die uns den großen Ein-  
satz Spees gegen das Unrecht seiner  
Zeit mit den Gefahren für ihn  
persönlich und sein Werk, die *Cautio  
Criminalis*, erneut nahe brachten als  
Hoffnung für die Geschundenen. In  
der Tat ein Beispiel des guten Hirten  
im Evangelium des Tages: »Ich bin  
gekommen, daß sie das Leben haben,  
ja es haben überreich« (Joh 10, 1–  
10).

Die Augustpredigt fragte: »Woher  
nahm er seine Kraft?« Die Lesungen  
Kön 19, 9–13 und Mt 14, 22–33 bil-  
deten die biblischen Grundlagen der  
Betrachtung, die uns hinführten zur  
Kraftquelle des Wirkens und Han-

dels von Friedrich Spee, zu seiner  
Gottese Erfahrung, seiner Mystik, die  
sich erahnen läßt aus seiner Dich-  
tung. Theo van Oorschots *Zwischen  
Zorn und Zärtlichkeit* war hier ein  
hilfreicher Wegweiser.

Im August 1997 griff eine Predigt  
das Motiv des Trösters auf, mit  
Auszügen aus der Erzählung von  
Reinhold Schneider *Der Tröster*. Aus  
der Lesung dieses Tages 1 Kön 19, 4–  
8 und der Besinnung auf die Krise  
des Elija und die Krisen in unserem  
Leben wurde erfahrbar, daß der Weg  
Spees »Gott suchen und finden in  
allem« das Licht ist, das aus dem  
Dunkel einer Krise den Weg weisen  
wird.

Zur Betrachtung »Gott unsere  
Mutter« im *Güldenem Tugend-Buch*  
von Friedrich Spee führte die Predigt  
am 1. März 1998. Eine Vertiefung in  
diese Texte wünschen wir uns für ein  
Seminar, denn man wird in der Tat  
vom »gleichsam ausströmenden  
himmlischen Atem ... wunderbar er-  
griffen«, wie Gottfried Wilhelm  
Leibniz formuliert hat.

Ein Aufsatz von Karl Rahner zu  
Friedrich Spee war die Grundlage  
für die Predigt am 9. August 1998  
mit dem Thema »Friedrich Spee:  
Priester – Poet – Prophet«. Die kla-  
ren Worte Karl Rahners zeigten uns,  
daß die bittere Realität von Spees Le-  
ben und die tapfere Nüchternheit,  
mit der er sich immer wieder für die  
Menschen einsetzte, uns Mahnung  
und Hoffnung sein können.

Mit Ausschnitten aus dem *Gülde-  
nem Tugend-Buch*, die das Gespräch  
und die Freundschaft zwischen

Mensch und Gott zum Thema ha-  
ben, begann die Spee-Predigt am  
28. Februar 1999. Ein Zitat des  
tschechischen Pädagogen und Theo-  
logen Johann Amos Comenius, eines  
Zeitgenossen Spees, über das Bewah-  
ren der Freiheit in Gott, schlug wie-  
der eine Brücke zu Spees Lebens-  
werk, in dem er das Vertrauen auf  
Gott immer wieder zum Ausdruck  
brachte. Auch im fünften Jahr unter  
freiem Himmel, vor den Türen der  
Propsteikirche St. Clemens, werden  
weiter Predigten zu Spees Leben und  
Werk gehalten.

#### »Wo früh die Sonn gleich rühret an ...« – Besondere Nähe

Die Bildungsarbeit der »Akademie  
Friedrich Spee von Langenfeld Han-  
nover« für die Gemeinde hat, neben  
der Veranstaltung von philosophi-  
schen und theologischen Seminaren,  
das besondere Anliegen, Leben und  
Werk von Friedrich Spee immer nä-  
her zu bringen. Dazu dienten der  
Vortrag am 15. September 1995  
»Der Hexenprozeß gegen Catharina  
Henot« vor der Frauengruppe der  
Gemeinde ebenso wie der Vortrag  
am 23. Januar 1997 »Hexenverfol-  
gung im 16./17. Jahrhundert« und  
die Vorführung des Fernsehspiels  
*Cautio Criminalis oder der Hexen-  
anwalt* von Wolfgang Lohmeyer.

Ein besonderer Höhepunkt war  
das Seminar mit Dr. Karl-Jürgen  
Miesen am 16. November 1996 mit  
der Seminarfolge: »Friedrich Spee.  
Leben und Werk eine Einführung«;

<sup>9</sup> Die Dokumentation aller angeführten  
Predigten ist erhältlich in der Katho-  
lischen Studenten- und Hochschul-  
gemeinde »Friedrich Spee von Langen-  
feld« Hannover, Schuhstraße 4, 30159  
Hannover.

*Lamm und Löwe*, ein Hörspiel von Karl-Jürgen Miesen; »Das Frauenbild Spees und sein Kampf gegen die Hexenverfolgung«; Gespräch: Fragen – Einwände – Antworten.<sup>10</sup> Dieses Seminar war, glauben wir, sein letzter öffentlicher Vortrag vor seinem frühen Tod und gewann so im nachhinein an zusätzlicher Bedeutung, gab es doch ein Gespür für menschliche Ohnmacht und Ratlosigkeit. Der Rückblick auf das Seminar läßt uns Dankbarkeit empfinden. Es war für alle ein Geschenk und ließ Hoffnung schöpfen aus den Gedanken Friedrich Spees.

Zehn Mitglieder der KSG machten sich vom 21. bis 23. Februar 1997 auf die Suche nach Spuren von Friedrich Spee an seinen Lebens- und Wirkungsorten. Wir besuchten u. a. in Kaiserswerth die Burganlage, wo Spee geboren wurde, und die Suitbertuskirche mit dem Spee-Epithap; in Trier die frühere Jesuitenkirche, wo Spee begraben liegt; die Bibliothek des Priesterseminars, wo wir frühe Auflagen der *Cautio Criminalis* und der *Trutz-Nachtigall* sahen, sowie die Stadtbibliothek, wo eine Originalhandschrift Spees zu bewundern ist. Während einer Führung durch die Kölner Kirchen Mariä Himmelfahrt und St. Ursula lernten wir Spees Wirken in dieser Stadt kennen. Daß diese Begegnung mit Spee möglich

wurde, verdanken wir nicht zuletzt den Damen und Herren der Friedrich-Spee-Gesellschaften Düsseldorf und Trier, die uns ihre Zeit am Wochenende zur Verfügung stellten.

Die KSG war im April 1998 wieder unterwegs auf den Spuren Friedrich Spees in Corvey und Falkenhagen. Wir freuen uns über die Verbindung zu den Friedrich-Spee-Gesellschaften Düsseldorf und Trier, die durch die Mitgliedschaft einiger Gemeindeglieder der KSG aufrecht erhalten wird und uns hilft, unseren Weg mit Friedrich Spee durch die wissenschaftliche Arbeit der Gesellschaften zu vertiefen.

»Gleich Sie das Flämlein spüret ...« hat Friedrich Spee geschrieben. Auch die Katholische Studentengemeinde Hannover hat Feuer gefangen für den Mann, dessen Namen sie sich gab. So kann hier behauptet werden, daß viele, die ihren Weg mit dieser Gemeinde gehen oder gegangen sind, sich auch in der Zukunft der Ausstrahlung Spees nicht mehr entziehen können und so Orientierung finden durch sein Leben und Werk.

*Christiane Berkensträter*

## Eine neue Friedrich-Spee-Akademie

Drei Jahre nach der »Friedrich-Spee-Akademie« in Düsseldorf (vgl. den Bericht im *Spee-Jahrbuch* 1998, S. 160–162) und mit ihr als Vorbild wurde 1999 in Mönchengladbach eine zweite nach Spee benannte Akademie für Menschen in der zweiten Lebenshälfte gegründet. Sie stellte sich am 5. Juni 1999 in einer Matinee der Öffentlichkeit vor. Wie der erste Vorsitzende der neuen »Friedrich-Spee-Akademie« Dieter Janzen, früher Geschäftsführer und Leiter eines großen Wirtschaftsunternehmens und heute selbst im Ruhestand lebend, darlegte, wird sie ausschließlich von ehrenamtlichem Engagement getragen. Als eingetragener Verein und Mitglied des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes wurde ihr vom Finanzamt der Stadt der Status der steuerrechtlichen Gemeinnützigkeit zuerkannt. Wie den »Informationen für die Presse« zu entnehmen ist, besteht die finanzielle Ausstattung zur Zeit »nur aus den Spendeneinlagen der Gründungsmitglieder. Diese sind jedoch davon überzeugt, daß die Tragfähigkeit der Einrichtung aus geringen Unkostenbeteiligungen der Veranstaltungsteilnehmer für honorarträchtige Programme, kostenlose Vortragsbeiträge und Spenden« gesichert werden kann. Dafür gebe es bereits beste Ansätze.

Neben diesen rechtlichen und finanziellen wurden auch die geistigen Grundlagen der neuen Akademie erörtert, bieten doch erst alle zusam-

men ein sicheres Fundament für die Zukunft. Tragende Säule und Hauptorientierungspunkt sollen – wie bei der Namensgebung nicht anders zu erwarten – Leben und Werk Friedrich Spees sein, dessen Einsatz für die Menschenrechte zentrale, überzeitliche Bedeutung zukommt. Sichtbares Zeichen dieser Orientierung war bei der Eröffnungsfeier ein Spee-Bild, das der Mönchengladbacher Künstler Friedhelm Beilharz eigens für diesen Anlaß geschaffen hatte und das dem Trierer Spee-Bild von Martin Mendgen nachempfunden ist. Mit dem Bild hatten der Künstler und seine Gattin Hilde Beilharz als zweite Vorsitzende der Akademie in ihr gastliches Haus geladen. Dort erwartete die Gäste ein reichhaltiges Programm, aus dem die Darbietungen des Parnaß-Ensembles Düsseldorf – Reinhard Kluth (Cembalo) und Stefan Nohn (Flöte) – mit Werken von Schubert und Telemann herausragten.

So setzten Musik und Bildende Kunst bereits in der Eröffnungsveranstaltung besondere Akzente. Im laufenden Programm für das Jahr 1999 und in der Vorausschau auf das erste Halbjahr 2000 kommen Literatur, Religion, Geschichte und Politik hinzu, aber auch praxisorientierte Themen wie Vorbeugung und Schutz vor Gewalt im Alltag, finanzielle Altersvorsorge und Wohnen im Alter oder Fragen zur Gesundheit. Bei der Vorstellung des Programms sprach sich der Vorsitzende klar für

<sup>10</sup> Seminarunterlagen sind erhältlich in der Katholischen Studenten- und Hochschulgemeinde »Friedrich Spee von Langenfeld« Hannover (wie Anm. 9).

Qualität vor Quantität aus. Deshalb werden pro Monat nicht mehr als vier Veranstaltungen, also eine pro Woche, angeboten. Dabei wird ein reger Austausch mit Fachleuten aus Kunst und Wissenschaft, Religion und Kirche, Wirtschaft und Politik, Gesundheits- und Rechtswesen, die bereits bei der Eröffnung in großer Zahl erschienen waren, angestrebt. Ein Geben und Nehmen, bei dem je-

### Schülerwettbewerbe

Wie berichtet (*Spee-Jahrbuch 5*, 1998, S. 152), beteiligte sich die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier am Schülerwettbewerb »Literatur-Reportagen« der Landesarbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften in Rheinland-Pfalz (LALG) im Rahmen des »Kultursommers Rheinland-Pfalz 1998«, der unter dem Motto »Jugend auf Kult-Tour« stand. Aus diesem Programm des rheinland-pfälzischen Ministeriums für Kultur, Jugend, Familie und Frauen wurde das Unternehmen auch finanziell unterstützt. Bei der Vorbereitung und Durchführung arbeiteten Dr. Embach und Dr. Keyser für die Spee-Gesellschaft mit.

Der Wettbewerb für Schülerinnen und Schüler der Klassen 10 bis 13 forderte dazu auf, sich mit den Werken von Stefan Andres, Elisabeth Langgässer, Arno Schmidt, Friedrich Spee, Clara Viebig und Carl Zuckmayer kritisch auseinanderzusetzen

der Teilnehmer auch als aktiv Mitgestaltender gefragt ist, gehört selbstverständlich zum Konzept und Ziel dieser Akademie, die unter dem Namen und im Sinne Friedrich Spees den Menschen in der zweiten Lebenshälfte Anregung und Hilfe bieten will.

Horst Josef Becker

und die Erkenntnisse – in beliebiger Form – vorzustellen. Als Anregung und Beispiele waren noch Themenpaare angegeben: Heimat – Exil, Widerstand – Flucht, Glaube – Ketzerei.

Im Februar/März 1998 wurden die Schulen des Landes mit Plakaten, Faltblättern und durch eine Broschüre unterrichtet, in der die sechs Schriftsteller auf rund 60 Seiten vorgestellt wurden (zu Spee S. 33-44). Schon von der aufwendigen Versandaktion wurde eine gewisse Wirkung erhofft: Anstoß und Anregung zur Beschäftigung, zumindest zum Lesen der Werke der Autoren. Für Spee wurde dies erreicht, wie das Ergebnis zeigt: Zwei der drei zu Spee eingereichten Arbeiten wurden mit Preisen (dem 2. und 3.) bedacht, und ihre Verfasser nahmen an der Siegerehrung und dem Workshop der Sieger in Bad Bertrich am 28./29. November 1998 teil. Der Text von Sophia Doms: »Gedanken zwischen

Nacht und Tag – Ein Gefangener begegnet Friedrich Spee« (2. Preis) wird auch im *Rheinland-Pfälzischen Jahrbuch für Literatur* für 1999 (hg. von Dr. Sigfrid Gauch, Literatur-Referent im genannten Ministerium, u. a.) erscheinen.

Natürlich stand hinter den Spee-Arbeiten – wie auch hinter allen anderen – das Engagement der Lehrerinnen und Lehrer an den Schulen, was schon ein Teil des Erfolgs ist. Wichtiger ist jedoch, daß sich Jugendliche im Alter von 16/17 Jahren für Spee interessieren ließen. Sie ließen sich sogar ganz persönlich auf Spee ein, nahmen Stellung zu ihm, stellten gedanklich oder gefühlsmäßig eine Verbindung zu ihm her und ließen erkennen, daß er ihnen durchaus etwas sagen kann.

Intensität und Ernsthaftigkeit der Auseinandersetzung, aber auch unterschiedliche Beschäftigungsweisen spiegeln die Spee-Arbeiten eindrucksvoll wider. Sophia Doms Kurzerzählung, der innere Monolog eines im Gefängnis festgehaltenen Bauern um eine fiktive Begegnung mit Spee, will die Wirkung von Spees Persönlichkeit veranschaulichen (vgl. den Abdruck in diesem *Spee-Jahrbuch*, S. 119–122).

Eine hessische Schülerin versuchte, ein biographisches Faktum – Spees Rekatholisierungsmission in Peine – mit der Persönlichkeit Spees und den Zeitumständen in Einklang zu bringen. Sie hat mit der Frage gerungen: Wie konnte Spee dort »so ganz im Gegensatz zu der in seinem *Güldenem Tugend-Buch* verfochte-

nen Güte und Milde und seinem späteren Kampf gegen die Folter« verfahren, so unnachgiebig sein, »heilsamen Schrecken« und »psychische Folter« einsetzen? – Eine Frage, mit der Spees Biographen ja auch ihre Not haben.

Eine Gemeinschaftsarbeit einer Abschlußklasse der Bischöflichen Hauptschule St. Matthias in Bitburg ist ein fiktives Interview mit Spee als ihrem »Klassengast«. Es zeigt mit den Fragen der Schülerinnen und Schüler und noch mehr mit den Spee in den Mund gelegten Antworten das Problembewußtsein und die Vertrautheit mit Spee, die in der kurzen Zeit der Beschäftigung mit ihm erreicht wurden, und wie die Jugendlichen ohne oberflächliche Urteile eine Verbindung zu ihrer eigenen Lebenswelt herstellten.

Auf die Frage: »Was haben Sie über Hexen gedacht, bevor Sie herausgefunden haben, daß die Frauen unschuldig sind?« lassen sie Spee antworten: »Man ist immer ein Kind seiner Zeit. Ich bin mit den Hexenprozessen aufgewachsen, ich kannte das nicht anders. Erst als ich persönlich mit den Prozessen konfrontiert wurde, wurde mir klar, wie gemein und brutal sie mit diesen Menschen umgegangen sind. Als Seelsorger der Verurteilten begriff ich, wie fragwürdig die Anschuldigungen waren.« Nachgefragt, ob es ihm leid tue, daß ihm die Ungerechtigkeit nicht früher aufgefallen sei, antwortet Spee: »Ja, wir waren alle Mitläufer, niemand hat sich getraut gegen den Strom zu schwimmen und dage-

gen anzugehen.« Auf die simple Frage: »Gibt es große Unterschiede zwischen damals und heute?« läßt die Klasse ihren Spee – gar nicht simpel – antworten: »Nein, denn auch heute werden noch viele Menschen zu Unrecht verurteilt. Das muß nicht vor einem Gericht sein, jeder hat in seinem Leben einmal falsch geurteilt, weil andere z. B. eine andere Auffassung vertreten als man selbst.« Die abschließende (29.) Antwort Spees endet mit einer sehr sympathischen Aufforderung: »Zivilcourage ist notwendig! Auf jeden Fall würde ich mich jederzeit für Unschuldige einsetzen, obwohl ich es wohl wieder mit der Angst zu tun bekäme. Leider beschränken sich meine Möglichkeiten auf meine Bücher, jetzt ist es an euch, die Menschenrechte zu verteidigen.« Schon diese wenigen Beispiele können zeigen, daß die Abschiedsworte der Klasse an Spee alles andere als eine Floskel sind. Die Schüler sagen nämlich: »Pater Spee, Sie haben uns sehr nachdenklich gestimmt.«

Mit Spee befaßte sich noch eine Schülerin beim Schülerwettbewerb 1999 um den Preis des Bundespräsidenten zur deutschen Geschichte – Rahmenthema: »Protest, Aufbegehren, Handeln, Verändern«. Für ihre Arbeit »Wider den Hexenwahn. Das Wirken des Niederländers Cornelius Loos in Trier und sein Einfluß auf Friedrich Spee« benutzte sie Loos' Handschrift in der Stadtbibliothek Trier.

Der Erfolg des Wettbewerbs »Literatur-Reportagen 1998« überzeugte die ausrichtenden literarischen Ge-

sellschaften vom Wert und Nutzen solcher Bemühungen auf diesem Feld, weil sie nicht zuletzt einen Zugang zu den Schulen eröffnen. Junge Leute an Literatur heranzuführen und damit Tradition zu verlebendigen und zu eigener Kreativität, zum eigenen Schreiben anzuregen, stellt sich den literarischen Gesellschaften als eine der Aufgaben, mit denen sie am öffentlichen Leben sichtbar teilnehmen können. Zugleich ist damit für die weitere Zusammenarbeit der literarischen Gesellschaften unserer Region auch ein lohnendes Ziel gegeben.

Deshalb unterstützt die Landesarbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften (neben dem Literaturbüro Mainz, dem Literarischen Verein der Pfalz und dem VS-Verband Deutscher Schriftsteller in Rheinland-Pfalz) die Initiative des Verlegers Arne Houben (Rhein-Mosel-Verlag, Briedel) bei seinem Buchprojekt *Schrittmacher 2000*. Als »Das erste Literatur-Jahrbuch von jungen Leuten für junge Leute in Rheinland-Pfalz« enthält es fast 40 Arbeiten von 15–21-Jährigen. Die Auswahl der Texte erfolgte in einem Wettbewerbsverfahren – ohne thematische oder formale Vorgaben oder Beschränkungen. Bis zum Einsendeschluß am 1. Juni 1999 wurden über 450 Texte von etwa 135 jungen Leuten eingesandt, aus denen die bemerkenswertesten für das Taschenbuch auszuwählen waren. Dessen erste Ausgabe lag zu den »Bad Bertricher Literaturtagen 1999« (1.–3. Oktober 1999) vor, zu denen

auch die Verfasser der elf besten Arbeiten zu einem Workshop und zur Siegerehrung eingeladen waren. Auf der Buchmesse in Frankfurt bildete das Bändchen einen Schwerpunkt des Verlagsprogramms.

Der Verleger, der 1998 schon den Wettbewerb »Literatur-Reportagen« vielfältig unterstützte, hat sowohl die Kosten für das Informationsmaterial (Plakate, Flugblätter, Anmeldeformulare) wie auch die Organisa-

tion (Verteilung der Materialien, Presseveröffentlichungen usw.) übernommen und trägt auch die Druckkosten. Als eine der unterstützenden literarischen Gesellschaften hat die Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier beraten bzw. mitgewirkt bei der Auswahl der Texte für die Veröffentlichung und bei der Gestaltung der »Bad Bertricher Literaturtage 1999«.

Peter Keyser

---

## Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Becker, Horst Josef; Monheim-Baumberg; Realschullehrer i. R., Geschäftsführer der Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf

Berkensträter, Christiane; Hannover; Pharmazie-Ingenieurin

Decker, Dr. Rainer; Paderborn; Studiendirektor

Doms, Sophia; Mainz; Gymnasiastin

Finger, Prof. Dr. Heinz; Neuss; Bibliotheksdirektor an der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Franz, Prof. Dr. Gunther; Trier; Ltd. Direktor der Stadtbibliothek Trier, Vorsitzender der Friedrich-Spee-Gesellschaft Trier

van Gemert, Prof. Dr. Guillaume C.A.M.; St. Anthonis (Niederlande); Germanist, Ordinarius der Katholieke Universiteit Nijmegen

Grunewald, Prof. Dr. Eckhard; Oldenburg; Germanist am Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte und an der Universität Oldenburg

Keyser, Dr. Peter; Trier; Studiendirektor i. R.

Kierspel, Anne; Trier; Mitarbeiterin am Projekt »Zauberei- und Hexenprozesse« an der Universität Trier

Müskens, Hans; Ratingen; Studiendirektor, Vorsitzender der Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf

van Oorschot, Dr. Theo G. M.; Mehren; Germanist i. R. der Katholieke Universiteit Nijmegen

Schmitt, Dr. Bernhard; Trier; Bibliotheksrat an der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Trier

Schmitt, Tino; Trier; Mitarbeiter am Projekt »Zauberei- und Hexenprozesse« an der Universität Trier

Spee, Hermann Joseph Graf von; Engelskirchen